Geschichtsphilosophische Gedanken

Carl Jentsch

Geschichtsphilosophische Gedanken

Geschichtsphilosophische Gedanken

Ein Leitfaden
durch die Widersprüche des Lebens

von

Carl Jentsch

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1892

95

Inhaltsangabe

Druckfehlerberichtigung:

S. 414 Z. 5 v. o. ist hinter „übrigen" ein Komma und das Wörtchen „die" einzufügen, also: „auf die übrigen, die idealen Güter u. s. w."

S. 443 Abs. 2, Z. 11 v. o. lies 122 statt 70.

Vorwort

Welcher deutschen Denker Geist dieses Büchlein beseelt, wird der Leser unschwer herausfinden. Nicht sich jenen Großen an die Seite zu stellen, vermißt sich der Verfasser, aber in ihrem Sinne zu wirken hält er für Pflicht. Als selbständige Betrachtungen, ohne Absicht auf die Zusammenfassung zu einem Ganzen, wurden die einzelnen Aufsätze niedergeschrieben, doch hat sich eine natürliche Anordnung von selbst ergeben. Zuerst werden die Gesichtspunkte ermittelt, von denen aus die irdischen Veränderungen zu beurteilen sind, dann die gefundnen Grundsätze auf einige historische Erscheinungen angewandt, zuletzt wendet sich die Betrachtung wieder allgemeinern Gegenständen zu, aber mit Rücksicht auf die Gegenwart, und schließt mit einem Blick auf die Zukunft. Für die geschichtliche Beispielsammlung, wie man den mittlern Teil nennen könnte, wurden besonders solche Stoffe ausgewählt, die, wie die florentinischen Episoden, wenig bekannt oder, wie die Reformation, zwar allgemein bekannt, aber Gegenstand heftigen Streites sind.

Männer von Bedeutung, die den Verfasser zur Buchausgabe dieser in den Grenzboten erschienenen

Aufsätze ermunterten, haben sie für geeignet erklärt, vielen durch die Widersprüche in Wissenschaft und Leben verwirrten zum Leitfaden und festen Halt zu dienen. Möchten sie diese Erwartung nicht ganz täuschen.

Neisse, im Juli 1892

Der Verfasser

Erstes Kapitel

Gott

Um die Philosophie der Geschichte zu schreiben, müßte man im Rate Gottes gesessen haben oder selber Gott oder der Mann sein, in dem, deutsch-philosophisch zu sprechen, das Absolute zu sich gekommen ist. Aber daß es eine Geschichtsphilosophie, d. h. einen vernünftigen Zusammenhang der Ereignisse und demnach auch eine Erkenntnis dieses Zusammenhangs geben müsse, darin stimmen die Denkenden aller Zeiten überein. Denn gerade darin äußert sich unsre Vernunft, daß sie uns in allen Dingen Vernunft zu suchen zwingt. Daß wir selbst nicht die höchste Vernunft sind, ist uns von vornherein klar; daher erwarten wir nicht, daß sich uns das Ganze des Weltzusammenhangs enthüllen werde. Aber an dem kleinen Stückchen Welt, das jeder von uns mit seiner Beobachtung und seinem Denken umspannt, nimmt er einzelne Zusammenhänge wahr, und so machen wir uns denn philosophische Gedanken über die im Raume sich ausbreitende Welt, den Kosmos, wie über ihren Verlauf in der Zeit, die Geschichte.

Der Geschichtsphilosophie ist es eine Zeit lang ähnlich ergangen wie der Naturphilosophie: beide gerieten in Mißachtung durch jene Philosophen, die

ohne gründliche naturwissenschaftliche Kenntnis über die Natur und mit mangelhaften, zum Teil irrigen Geschichtskenntnissen über die Geschichte Betrachtungen anstellten oder wohl gar sie in die Form einer ausgerechneten Gleichung zu bringen die Kühnheit hatten. Solche Geschichtsphilosophien enthalten zwar viel Philosophie aber wenig Geschichte. Nachdem dann viel geschichtlicher Stoff gesammelt worden war, haben philosophische Geschichtsschreiber wie Ranke, Buckle, Taine, Eicken einzelne geschichtsphilosophische Gedanken zu Tage gefördert, die mehr wert sind, als die anmaßlich auftretenden vollständigen Geschichtsphilosophien, und je reichlicher sich täglich der geschichtliche Stoff häuft, desto leichter wird es, solche Gedanken daraus zu gewinnen, die gewiß nicht ohne Nutzen für das Leben sind; denn je richtiger wir den Sinn der Weltgeschichte erraten, desto besser vermögen wir in diesem Sinne zu schaffen.

Mit dem Verstande haben wir den Zusammenhang der Ereignisse erfaßt, wenn wir jedes spätere als Folge oder Wirkung eines oder mehrerer frühern verstehen. Vernünftig aber finden wir die Geschichte erst dann, wenn sich alle Veränderungen als Mittel zur Erreichung eines Zwecks rechtfertigen, der allgemeine Billigung beanspruchen kann. Den höchsten Weltzweck auf dem Wege der wissenschaftlichen Forschung ergründen zu wollen, wäre Vermessenheit; gehört doch ein ganz überspannter Hochmut dazu, sich einzubilden, man könne dem Wesen, das vor der Welt war und den Weltzweck gesetzt haben muß, mit dem Mikroskop oder mit Grübeln beikommen. Aber die Eigenschaften und Absichten dieses Wesens spiegeln sich ohne Zweifel in der Schöpfung, in uns selbst, die wir den vornehmsten Teil der uns bekannten Schöpfung bilden, und wenn wir die einzelnen abgespiegelten Züge sammeln, so gewinnen wir die Ahnung

eines Gesamtbildes. Vollkommner und reiner, als es die christliche Offenbarung gewährt, wird dieses Gebilde gläubiger und hoffnungsvoller Ahnungen keinem einzelnen Denker gelingen. Aber trotzdem hören wir nicht auf, Beobachtungen zu sammeln und sie denkend und dichtend zu verknüpfen, weil es einerseits Bedürfnis der Vernunft ist, durch eigne Wahrnehmung das bestätigt zu finden, was sie aus der Offenbarung vernommen hat, und weil anderseits die täglich mehr anschwellende Erfahrung Gelegenheit darbietet, das ursprünglich noch undeutliche und unbestimmte Bild mit immer genaueren Zügen auszustatten.

Auch ohne jede Beihilfe der Offenbarung würden wir durch Nachdenken zu dem Ergebnis gelangen, daß jenes Wesen, das den Weltzweck setzt, ein bewußter Geist sein müsse. Nur ein bewußter Geist kann einen Zweck setzen. Wollten wir auch das Hervorgehen der Welt aus einem unbewußten Wesen für möglich halten, so würden wir doch in diesem Falle auf die Annahme eines Weltzwecks und eines vernünftigen Zusammenhangs der Begebenheiten verzichten müssen. Alles, was da ist und geschieht, wäre dann ein Werk des blinden Zufalls, ein zweck- und sinnloses Gewirr. Das einzige, was für einen jeden Sinn hätte, wäre sein eignes augenblickliches Wohlbefinden, und sich um etwas zu kümmern, was darüber hinausläge, wäre Unsinn; es gäbe weder Philosophie, noch Geschichte, noch Philosophie der Geschichte. Wenn ich mich recht erinnere, ist es Clemens Alexandrinus, der die heidnischen Religionen jenen ägyptischen Tempeln vergleicht, in deren innerstem Heiligtum man nach Durchschreitung der großartigen Pylonen und prachtvollen Säle nichts fand als eine Katze, ein Krokodil oder sonst eine armselige Bestie. Was wir aber entdecken, wenn wir uns durch die hochtönenden Redensarten und die

labyrintischen Satzfügungen unsrer atheistischen Philo-sophen hindurchgearbeitet haben, das ist noch weit weniger als eine Katze; es ist das reine Nichts. Im Anfange war das Nichts; und Nichts war bei dem Nichts; dann kam die Welt, in der es aussah, als wäre aus dem Nichts etwas geworden, aber bei ge-nauerem Zusehen haben wir Philosophen gefunden, daß dieses scheinbare Etwas wohl daran thun würde, so bald wie möglich wieder zu verschwinden, anstatt uns, die wir uns einbilden dazusein, auf unverant-wortliche Weise zu narren. So ungefähr lautet das neueste Evangelium Johannis, wollte sagen Eduardi, das eigentlich nur eine neue Ausgabe der alten Buddhalehre ist. Und wenn uns nun auch versichert wird, es sei doch nicht ganz dasselbe, vielmehr werde die Religion der Zukunft „konkreter Monismus, eine autosoterische, autonome, kosmotragische Immanenz-religion des absoluten Geistes sein, die Synthese des abstrakten indischen Monismus und des abstrakten jüdisch-christlichen Theismus," so gewinnt das Nichts, das in dieser prachtvollen Phrasenschachtel steckt, durch seine kunstreiche Hülle doch nicht ein Quentchen wert-voller Wirklichkeit, und wer mit hungernder Seele kommt, Brot in solchen Attrapen zu suchen, der wird mit Wind abgespeist.

Man mag dieses angebliche Weltwesen das Ab-solute oder das Unbewußte oder die Idee oder den Begriff oder Wille und Vorstellung oder sonstwie nennen, es ist, als Unbewußtes, ein völlig wertloses und uns gleichgiltiges Ding oder Unding, so gleich-giltig wie ein Klotz oder ein Stein, und noch gleich-giltiger, denn mit dem Klotze können wir wenigstens unsern Ofen heizen und mit dem Steine ein Loch in der Mauer unsers Hauses verstopfen, aber jenes Wesen ist zu gar nichts nütze. Auch wenn es wahr sein sollte, daß aus ihm die Welt hervorgegangen sei,

würden wir uns nicht drum kümmern, denn so wertvoll uns auch die Welt und so mancher Gegenstand in der Welt sein mag, jener angebliche Weltstoff oder Weltkeim, oder wie man es nennen mag, kann uns weiter nicht kümmern, da er ja jetzt nicht mehr da, sondern nur nach der Versicherung jener Herren, die doch auch nicht dabei waren, vor Urzeiten einmal vorhanden gewesen und nicht einmal als Welterklärungsgrund zur Befriedigung unsers Verstandesbedürfnisses zu gebrauchen ist, weil eben ein so unbestimmtes Etwas, von dem sich niemand eine Vorstellung machen kann, rein gar nichts erklärt. Die Sache dieses philosophischen Gespenstes wird auch nicht besser, wenn man uns versichert, daß es ja eben dieses Wesen sei, das in uns Menschen aus dem „Ansichsein“ zum „Fürsichsein“ gelange und zu sich komme, denn was wir in uns und in andern schätzen und lieben, das ist der einzelne bestimmte Mensch, nicht jenes unpersönliche, unbewußte, gestaltlose Wesen, das angeblich in ihm Gestalt und Dasein gewonnen haben soll. Dagegen vermöchten wir ein unsern irdischen Sinnen zwar unzugängliches, aber persönliches Wesen, von dem die sichtbaren Menschen unvollkommne Abbilder wären, sehr wohl zu lieben. Geradezu als einen schlechten Scherz aber müssen wir es ansehen, wenn uns zugemutet wird, die „Erlösung des Unbewußten“ für den Weltzweck zu halten. Denn was nichts von sich weiß, das ist auch nicht unglücklich und bedarf so wenig einer Erlösung wie ein Laternenpfahl. Wird aber das Unbewußte an Stelle jener fühlenden Wesen genannt, die angeblich seine Teile oder Lebensäußerungen sind, so kann von deren Erlösungsbedürftigkeit allerdings gesprochen werden, aber diese Meinung durch die obige sinnlose Redensart auszudrücken, das heißt doch die Leser zum besten haben. Von der Erlösungsbedürftigkeit der bewußten

Wesen, sagte ich, könnte gesprochen werden, von der Erlösung aber freilich noch lange nicht, wenn außer ihnen nichts vorhanden ist, als das „Unbewußte." Denn dieses Unbewußte ist nicht allein so gleichgiltig, sondern auch so ohnmächtig wie ein Klotz. Wie wenig aber wir selbst vermögen, die wir doch in einer gottlosen Welt noch die mächtigsten aller Wesen sein würden, das erfahren wir ja alle Tage.

Man gestatte mir bei dieser Gelegenheit eine recht elementare Bemerkung über einige philosophische Kunstausdrücke. Sofern mit dem Worte Pantheismus gemeint sein soll, daß Gott oder das Weltwesen und die Welt ein und dasselbe seien, ist zwischen Pantheismus und Atheismus kein Unterschied. Das, was da ist, ist dann die Welt, und außer ihr ist nichts. Ich möchte wissen, was für ein Unterschied zwischen dieser Ansicht und dem Atheismus noch herausgediftelt werden könnte. Vor fünfzig Jahren hat sich Proudhon über die Feigheit der Herren lustig gemacht, die sich vergebens bemühen, ihren Atheismus unter dem Namen Pantheismus zu verbergen. Wenn manche Philosophen sowohl den Buddhismus wie den Spinozismus mit dem Worte Akosmismus bezeichnen, weil in diesen Systemen alles Gott sei, und für die Welt kein besondres Sein übrig bleibe, so ist das eine bloße Wortspielerei: der Philosoph nennt dann Gott, was der gewöhnliche Mensch Welt nennt. Meint man dagegen mit dem Worte Pantheismus, der selbstbewußte Gott habe, ohne seine eigne selbständige Persönlichkeit einzubüßen, die Geschöpfe aus seinem eignen Schoße herausgeschöpft, aus seinem eignen Wesen gebildet, nicht, wie die wörtlich verstandne biblische Schöpfungslehre will, aus „Nichts" gemacht, so besteht zwischen diesen Pantheismus und dem christlichen Gottesglauben kein wesentlicher Unterschied. Weder können wir uns von einem Weltstoff eine Vorstellung

machen, der vor der Welt vorhanden gewesen wäre, noch von der Art und Weise, wie Gott die Welt, sei es aus sich, sei es aus einem seinem eignen Wesen fremden Stoffe gebildet, sei es aus dem reinen Nichts hervorgerufen hat; die Weltschöpfung ist und bleibt undurchdringliches Geheimnis für uns, und über etwas disputiren, was niemand wissen kann, ist eitles Geschwätz. (Bekanntlich nennt man den Pantheismus in diesem Sinne auch Semipantheismus.) Nur darauf kommt es für die Praxis an, daß man an einen selbstbewußten persönlichen Gott glaube, nicht darauf, welcher theologischen oder philosophischen Meinung über die Weltwerdung aus oder durch Gott man beipflichtet, oder ob man alle solche Fragen, als unlösbar und daher als unverständlich beiseite läßt. Etwas andres ist es, wenn das Gemüt das Bedürfnis empfindet, sich sein Verhältnis zu Gott so innig wie möglich zu denken, wenn die Seele im buchstäblichen Sinne des Wortes ein Kind Gottes sein möchte. Diesem Drange entspricht der Semipantheismus besser als der streng dualistische Theismus, und daher sind alle Mystiker unter den Philosophen und Theologen von jeher Pantheisten gewesen. Hier entscheiden nicht Gründe der Wissenschaft, der Moral und des praktischen Lebens, sondern Herzensbedürfnisse des Einzelnen, und wo das Wissen aufhört, da hat die Phantasie freien Spielraum, sich die Beziehungen zu Gott so schön, so mannichfaltig und so innig auszumalen, wie sie nur wünscht und kann.

Eben deshalb, weil weder unsre Sinne noch unser Verstand ins Jenseits einzudringen vermögen, ist die Behauptung abzuweisen, ein persönlicher Gott sei ein Widerspruch in sich selbst, sei unmöglich. Die Gesetze unsers Verstandes gelten im Gebiete des unsrer sinnlichen Wahrnehmung erreichbaren, darüber hinaus aber dürfen wir sie nicht anwenden wollen. Und auch

der Ursprung dieses Gebietes, eben der uns erkennbaren und erreichbaren Welt, liegt darüber hinaus in einem Jenseits, von dem wir nichts wissen, nichts verstehen, und über das wir nur Vermutungen anstellen können. So z. B. wissen wir allerdings, daß jeder Körper, der im luftleeren Raume frei herabfällt, in der zweiten Sekunde seiner Fallzeit einen Weg von 14,7 Meter zurücklegt, unbedingt zurücklegen muß, und wenn wir einmal ein andres Ergebnis beobachteten, so würden wir entweder an unserm Chronometer, oder an unsern gesunden Sinnen, oder an unserm Verstande zweifeln, nicht aber an der Unverbrüchlichkeit des Fallgesetzes. Aber wie es kommt, daß die Körper mit gleichmäßig beschleunigter Geschwindigkeit fallen, das wissen wir nicht, ebensowenig wie wir wissen, warum die Planeten in gleichen Zeiträumen gleiche Flächen ihrer Bahnen beschreiben. Von den Gesetzen der Physik uud Chemie ist kein einziges, so wie die Lehrsätze der Mathematik, auf dem Wege der logischen Ableitung aus einem oder mehreren Grundsätzen gefunden worden, sondern sie wurden aus beobachteten Naturereignissen abgeleitet, und so oft der Verstand versuchte, Naturgesetze aus sich selber herauszuspinnen, ging er irre, wie aus den Schicksalen der scholastischen Naturwissenschaft zur Genüge bekannt ist. Die Naturgesetze also wurzeln nicht in unserm Verstande. Die Logik zwingt uns zwar, das einmal gefundene Gesetz auf jeden einzelnen Fall anzuwenden, aber sie zwingt uns nicht, das Gesetz von vornherein so zu denken, wie es die Erfahrung nachträglich findet. Warum, meint Lotze, sollten es Körper, die einander anziehen, nicht ebenso halten, wie wir selbst, wenn wir von einer andern Person oder von einem Orte angezogen werden? Wir pflegen dann anfangs zu eilen. Später gehen wir langsamer, teils weil wir müde geworden,

teils weil wir nun der Erreichung des Zieles gewiß sind. Und sind wir dem ersehnten Gegenstande ganz nahe, dann gehen wir wohl absichtlich recht langsam, um den Vorgeschmack des nun sicher bevorstehenden Genusses in der Phantasie recht gründlich auszukosten. Warum also sollte es der zur Erde herabeilende Stein nicht auch so machen? Er verhält sich entgegengesetzt; aber daß es so sein müsse, dafür giebt es keinen logischen Grund. Wenn uns nun die Gründe verborgen bleiben, warum die Welt so und nicht anders eingerichtet ist, so bleibt uns das Wesen dessen, der sie eingerichtet hat, erst recht verborgen. Daß er persönlich sei, dafür spricht die höchste Wahrscheinlichkeit, weil es uns ungereimt erscheinen würde, das höchste Wesen der blind und bewußtlos wirkenden Materie gleichartig zu denken, also einem Wesen, das wir niedriger erachten als uns selbst, und weil wir zwar begreifen, wie der bewußte Geist den bewußtlosen Stoff gestaltet, denn das erleben wir ja täglich an uns selbst, nicht aber, wie aus dem bewußtlosen Stoff bewußter Geist hervorgehen könne. Irgend etwas aber an diesem unsrer unmittelbaren Erkenntnis unzugänglichen Wesen für unmöglich zu erklären, dürfen wir uns nicht anmaßen.

Zudem beruht es auf einem offenbaren Mißverständnis, wenn eine unendliche Persönlichkeit für eine contradictio in adjecto erklärt wird. Die uns bekannten Persönlichkeiten sind allerdings an einen begrenzenden und selbst begrenzten Leib gebunden, aber das Wesen des Geistes, der doch erst die Persönlichkeit ausmacht, ist es gerade, über die ihm gezogenen körperlichen Grenzen hinauszustreben. Unsre Sehnsucht und unsre Phantasie überfliegen die Grenzen von Zeit und Raum, und wenn auch selbst der Gelehrteste am Ende seines Lebens bekennen muß, daß all sein Wissen nur armseliges Stückwerk gewesen sei, so sind

doch dem Wissenszuwachse keine erkennbaren Grenzen gezogen. Nicht die Endlichkeit gehört zum Wesen der Persönlichkeit, wohl aber der Gegensatz zu einer andern Person. Deshalb hat die Kirche, gestützt auf biblische Andeutungen, das Dreieinigkeitsdogma ausgebildet, das selbstverständlich, wenn es auch unbedingte Wahrheit enthält, diese doch nicht anders als gleichnisweise auszudrücken vermag, was, nebenbei bemerkt, für alle auf das Jenseits bezüglichen Wahrheiten, also für alle Dogmen gilt. Bekanntlich hat Hegel dieses Dogma sehr schön entwickelt, wie es denn überhaupt eines seiner größten Verdienste ist, dem platten Rationalismus gegenüber das gläubige Christentum vor der Vernunft gerechtfertigt zu haben.

Zweites Kapitel

Der Weltzweck

Ihr Zweck kann der Welt von keinem gesetzt worden sein, als von ihrem Schöpfer. Auf die Frage aber, welcher es sei, können wir wieder nur mit Ahnungen und Mutmaßungen antworten. Es versteht sich, daß der Höchste, der im Anfange allein war, keinen Beweggrund und Anstoß zum Handeln von außen empfangen konnte, und daß er, wie alle Beweggründe, so auch alle Zwecke aus sich selber schöpfen mußte. Da wir nun kein andres Mittel haben, Gottes Absichten zu erraten, als einen Blick in unsre eigne Seele, die als das höchste der uns bekannten Geschöpfe Gottes auch der vollkommenste Spiegel seines Wesens sein muß, so werden wir mit aller Gelehrsamkeit niemals einen wahrscheinlicheren Zweck finden, als den, den Schiller in einem seiner Jugendgedichte mit den Worten ausgedrückt hat:

Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!
Fand das höchste Wesen schon kein Gleiches,
Aus dem Kelch des ganzen Seelenreiches
Schäumt ihm — die Unendlichkeit.

Gegen die Mißdeutung, die Hegel diesen göttlichen Versen gegeben hat, werde ich mich später auszusprechen

Gelegenheit haben. Die Theologen nun allerdings haben es unzulässig gefunden, in dem höchsten und vollkommensten Wesen so etwas wie Mangel, Bedürfnis und Sehnsucht anzunehmen, und haben die Selbstverherrlichung Gottes als Schöpfungszweck aufgestellt. Ich gehe auf die endlosen theologischen und philosophischen Streitigkeiten über diesen Gegenstand nicht ein, sondern bemerke nur, daß der schlichte Sinn des unverdorbenen Menschen, in Übereinstimmung mit dem Neuen Testamente, keinen höhern Beweggrund menschlichen Handelns kennt, als uneigennützige Liebe, daß daher auch kein besserer Beweggrund zur Erschaffung der Welt gefunden werden kann, als der Wille Gottes, Wesen zu haben, die er an seiner Seligkeit könne teilnehmen lassen. Und wenn im Neuen Testament die Erlösung als ein Werk der Liebe erscheint, wie sollte die Schöpfung einen andern Ursprung haben? Daß der vollkommenste Triumph der Liebe Gottes zugleich seine höchste Selbstverherrlichung sein würde, versteht sich ja von selbst. Eben deshalb können wir die Selbstverherrlichung Gottes nicht so fassen, wie die strenge Prädestinationslehre es thut, nach der Gott die Guten geschaffen hätte, um in ihrer ewigen Seligkeit seine Liebe, und die Bösen, um in ihren ewigen Qualen seine Gerechtigkeit zu verherrlichen. Fichte hat den richtigen Moralgrundsatz aufgestellt, daß wir niemals einen andern Menschen lediglich als Werkzeug für unsre persönlichen Zwecke behandeln dürfen. Gegen diesen Moralgrundsatz würde jene Art Selbstverherrlichung verstoßen, und einen Gott, der weniger moralisch wäre als gute Menschen, können wir uns doch nicht denken. Wäre er so, so würden wir ihn weder lieben noch achten. Obwohl wir daher in den Sinn des Unendlichen nicht einzudringen und den Zweck seiner Schöpfung nicht zu ergründen vermögen, so steht uns doch von

vornherein fest, daß die Seligkeit der Geschöpfe wenn auch vielleicht nicht der Weltzweck selbst, so doch in diesen Zweck eingeschlossen sein muß.

Aber machen wir damit nicht den Menschen aufs neue zum Mittelpunkte der Schöpfung, nachdem dieser „anthropo- und gäozentrische“ Standpunkt schon vor beinahe vierhundert Jahren dem „heliozentrischen“ hat weichen müssen? Wenn das ptolemäische Weltgebäude eine kindliche Vorstellung war, so ist die Vorstellung, daß mit der Annahme des kopernikanischen Systems die Stellung des Menschen in der Schöpfung verändert worden sei, kindisch zu nennen, doppelt und zehnfach kindisch, nachdem Kant die Idealität von Zeit und Raum gelehrt hat.

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen Euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Die Ansicht, daß dem örtlichen Mittelpunkte unsers Planetensystems eine höhere geistige Bedeutung zukomme, als dem Menschengeschlecht, ist ungefähr ebenso gescheit, wie wenn sich jemand einbildete, die Leitung des deutschen Reiches könne nur von seinem geometrischen Mittelpunkte ausgehen. Nehmen wir an, daß die Lebensbedingungen des Menschengeschlechtes eben nur auf unserm Planeten herzustellen gewesen seien, so hat es durchaus nichts Widersinniges, in der Bereitung einer passenden Wohnstätte für unser Geschlecht den Zweck des ganzen Planetensystems zu sehen. Für uns Menschen ist die Sonne thatsächlich „das große Licht, zu beherrschen den Tag,“ und Mond und Sterne sind „kleinere Lichter, zu beherrschen die Nacht.“ Wenn wir Heutigen außerdem wissen, daß die Sonne die physikalische Bedingung alles Lebens auf Erden und die einzige Wärmequelle ist, so wird dadurch das Menschengeschlecht, dem

diese Sonnenthätigkeit zu gute kommt und ohne das sie gar keine Bedeutung hätte, nur noch mehr erhöht. Wollte jemand die ungeheure Masse der Sonne gegen die christliche Auffassung anführen, so wäre das doch mehr als lächerlich. Ebenso gut könnte man den winzigen Enden der Sehnerven in der Netzhaut sagen: Bildet euch doch nicht ein, daß dieses ungeheure Weltschauspiel euch zu Gefallen aufgeführt werde! Und dem Gehörnerven: Bilde dir doch nicht ein, daß diese großen Bässe und Posaunen und Pauken und Kirchenglocken für dich in Bewegung gesetzt werden! Und den Schauspielern auf der Bühne: Bildet euch doch nicht ein, daß dieser gewaltige Bühnenraum für euch Zwerge da sei! Und dem elektrischen Funken auf dem Leuchtturm: Bilde dir doch nicht ein, daß der riesenhafte Turm, auf dem du blitzest, für dich gebaut worden sei! Nicht weniger lächerlich wäre es, wenn man glaubte, das Höhere dürfe nicht auf dem umkreisenden, sondern müsse auf dem umkreisten Körper gesucht werden, um so lächerlicher, da ja auch die Sonne nicht stillsteht, sondern sich mitsamt ihren Planeten und Trabanten selbst wieder um einen Zentralkörper höherer Ordnung (das „höher" bloß geometrisch verstanden) bewegt. Wir wissen zu wenig vom Weltall, um entscheiden zu können, ob von einem Mittelpunkte bei ihm überhaupt gesprochen werden darf. Aber hat es einen, so könnte die Erde so gut dieser Mittelpunkt, und zwar der unbewegte Mittelpunkt sein wie irgend ein andrer Körper. Man muß sich nur daran erinnern, daß Bewegung ein relativer Begriff ist, und daß z. B. ein Mann, der sich auf dem Verdeck eines Schiffes mit derselben Geschwindigkeit wie dieses, aber in entgegengesetzter Richtung bewegt, thatsächlich seine Stellung zur Erdoberfläche nicht verändert, also in Beziehung auf diese still steht. So könnte es wohl sein, daß in dem

verwickelten Wirbel der Welten gerade unsre Erde der einzige wirklich ruhende Punkt wäre. Den Vorwurf des Hochmuts, den uns diese Phantasie eintragen wird, nehmen wir gelassen hin. Jeder ist auf seine Weise hochmütig: und die Herren, die sich als Teile des Universums nicht klein genug machen können, nehmen es gewöhnlich sehr übel, wenn man sie am geistigen Himmel, der doch wohl auch ihrer Ansicht nach ein Himmel höherer Ordnung ist als der Fixsternhimmel, nicht als Sterne erster Größe anerkennen will. Denken wir an Dantes Konstruktion des Weltgebäudes, so bleibt diese in ihrem moralischen Sinne, der dem Dichter nach seiner eignen Erklärung die Hauptsache war, ganz unangreifbar.

Welches auch immer der eigentliche, höchste, und letzte Zweck des Weltalls und der Weltgeschichte sein mag, für uns Menschen kommt er nur so weit in Betracht, als wir daran beteiligt sind. Ohne mich hier schon auf die Frage einzulassen, worin jene Vollendung des Menschen bestehen mag, die ohne Zweifel der Endzweck seines Erdendaseins ist, ob und wie diese Vollendung ihn beseligt, und ob die Vollendung oder die Beseligung die Hauptsache ist, stelle ich hier nur die allgemein anerkannte Thatsache fest, daß selbstverständlich von Vollendung oder Beglückung einer einzelnen Person außerhalb jeder Verbindung mit dem Ganzen keine Rede sein kann. Die Flucht des Asketen in die Wüste zu dem Zweck, dort seine Seligkeit zu wirken, ist nicht minder eine Verirrung, wie das Treiben des Habsüchtigen oder Ehrsüchtigen oder Wollüstlings, der mitten unter Menschen immer nur sich selbst sucht. Es versteht sich also, daß der Mensch sein Ziel nur in der Familie, oder im Staate, oder in der Kirche, oder im Reiche Gottes (das nicht immer mit der Kirche zusammenfällt) oder in irgend einer andern Form der Ge-

sellschaft, oder in gleichzeitiger Teilnahme an mehreren Gesellschaftsformen erreichen kann. Nur darf keine dieser Formen als Begriff, als Abstraktum genommen werden. Wenn z. B. gesagt wird, der Einzelne müsse seinen Willen und sein Wohl dem Staate unterordnen, so muß man unter Staat die Gesamtheit der jetzt diesen Staat bildenden Menschen verstehen und derer, die ihn in der nächsten Zukunft bilden werden, nicht etwa den Staatsbegriff oder die Staatsidee. Die Begriffe haben ihren Wert und ihre Wirklichkeit nur in den einzelnen Dingen, hier also in den einzelnen lebendigen Menschen. Der Götzendienst toter Begriffe ist zwar nicht der unedelste, entspringt er doch einer geistigen Überspannung, aber er pflegt mehr Verderben anzurichten als irgend ein andrer, wie die Welt mit Schaudern an den Jakobinern gesehen hat, die den Staat in ein Ungeheuer verwandelten, das seine eignen Kinder verschlang, und die unter dem Namen der Freiheit die härteste Knechtschaft einführten.

Man stößt nun zwar hie und da auf die Ansicht, der Staat würde, als ein großartiger und kunstvoller Bau, auch dann noch einen hohen Wert haben, wenn er keinem einzigen seiner Angehörigen zum Segen gereichte. Aber zugegeben, daß in dieser Großartigkeit und Künstlichkeit etwas Wertvolles steckte, so könnte dieses doch nur durch eine wahrnehmende und wertschätzende Persönlichkeit daraus gewonnen werden. Es giebt nichts an sich Wertvolles in der Welt, wenn damit gemeint sein soll, daß niemand vorhanden zu sein brauche, für den es einen Wert hätte. Wenn der Christ glaubt, daß die Menschenseele an sich einen unendlichen Wert habe, so ist dabei die selbstverständliche Voraussetzung, daß wenigstens einer, nämlich Gott, ihr diesen Wert beilege, und daß er zu irgend einer Zeit einmal, sei es auch erst in der Hölle, ihr selbst zum Bewußtsein komme. Ver-

deutlichen wir uns die Sache noch durch einen Blick auf den Bienenstaat. Er ist ohne Zweifel etwas höchst Wertvolles. Die wunderbare Organisation dieser kleinen Geschöpfe, ihre Lebensweise, die geordnete und unermüdliche Thätigkeit der Arbeitsbienen, die Regelmäßigkeit und Zweckmäßigkeit ihres Baues, die periodische Erneuerung und Verjüngung jedes Volkes bieten der wissenschaftlichen Untersuchung und sinnigen Betrachtung eine Fülle des interessantesten Stoffes dar. Die Reinlichkeit und Appetitlichkeit der Tierchen, eine unter den Insekten so seltene Eigenschaft, ihre Ernährung durch Blütennektar, das reine, weiße, lieblich duftende Wachs und der edle süße Saft, ihre zugleich auch praktisch wertvollen Erzeugnisse sind voll hohen poetischen Reizes. Die dichterische Phantasie hat ihn vielfach verwertet, und in einem der erhabensten Hymnen der älteren Kirche (er wird bei der Weihe der Osterkerze gesungen) wird das Werk der „Mutter Biene" in die innigste Beziehung zu den höchsten Glaubensgeheimnissen gebracht. Aber dieser ganze reiche und schöne Inhalt lebt nicht im Bienenstock, sondern in der Menschenseele. Nehmen wir an, es gäbe keine beobachtenden Menschen, so würde die Bienenzelle nicht mehr bedeuten, als ein Erdloch, das durch irgend einen Zufall fünfseitig geraten wäre, und daß die Biene anders lebt als ein Aaskäfer, wäre vollkommen gleichgiltig. Die Biene selbst empfindet nichts andres als ein solcher Käfer. Sie hat das dumpfe Gefühl der Befriedigung, so lange sie ihren Trieben nach leben kann, und empfindet Schmerz, sobald sie verwundet oder in der Äußerung ihrer Triebe gehemmt wird. Gerade dasselbe empfindet der Aaskäfer ebenfalls. Die Biene stellt weder Betrachtungen über ihr eignes Gemeinwesen an, noch vergleicht sie ihren Zustand mit dem andrer Insekten. Die Arbeitsbiene hat keine Zeit dazu, die Drohne ist

zu dumm dazu, und die Königin kommt, mit Ausnahme eines oder zweier Tage ihres Lebens, aus ihrer dunklen Zelle nicht heraus. Daß Blumensaft und Honig edlere Speisen sind als faules Fleisch, ahnt die Biene nicht, und daß letzteres schlechter schmeckt, weiß sie nicht, denn sie kostet keines, während der Aaskäfer und der Wurm hinwiederum keine Ahnung von einer Speise haben, die besser schmeckte als die ihrige. Der ganze Wert des Bienenstaates liegt also in der denkenden, vergleichenden, empfindenden, schätzenden Menschenseele, und so ists mit dem menschlichen Staate erst recht.

Drittes Kapitel

Glückseligkeit und Vollkommenheit

Werfen wir nun einen Blick auf den Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Vollkommenheit. Aus zwei Gründen sage ich nicht Sittlichkeit, sondern Vollkommenheit. Erstens weil die drei gleichbedeutenden Ausdrücke Sittlichkeit, Moralität und Ethos nur das Äußerliche bezeichnen und die heidnische Vorstellung erwecken, daß ein Mensch schon mit sich zufrieden sein dürfe, wenn er den Sitten seines Volkes und seiner Zeit gemäß lebt. Das Christentum hat die auf die Gesinnung hinweisende Bezeichnung Heiligkeit eingeführt und schätzt die Sittsamkeit nur als eine der Äußerungen dieser erhabenen Gesinnung. Zweitens weil wir beim Menschen außer der Sittlichkeit oder Heiligkeit oder gottwohlgefälligen Gesinnung auch Ausbildung des Erkenntnisvermögens und Geschmacks verlangen, umso mehr, als bei tierischer Unwissenheit und Roheit gar keine Sittlichkeit möglich ist. Wenn wir in diesem Zusammenhange von Vollkommenheit sprechen, so meinen wir damit natürlich nicht die Vereinigung eines erhabenen Charakters mit alles umfassender Gelehrsamkeit, höchster Weisheit und vollendetem Kunstgeschmack. Sondern wir meinen die jeder Altersstufe, jedem Stande, der je-

weiligen Zeit und Lebenslage angemessene Vollkommenheit. Ein dreijähriges Kind, das an keiner besondern Schwäche oder Unart leidet, ist ein in seiner Art vollkommenes Wesen; ein weit über sein Alter hinausgehendes Wissen erwarten wir nicht von ihm, es würde uns das eher unheimlich als erfreulich anmuten. So macht es einen fremdartigen, unter Umständen widerlichen oder lächerlichen Eindruck, wenn ein Mann niedern Standes wie ein Buch über die hohe Politik spricht, oder einen gewählten Geschmack bekundet, oder sich in den Formen höfischer Etikette bewegt. Auch Hegel erkennt an: „Die Religiosität, die Sittlichkeit eines beschränkten Lebens, eines Hirten, eines Bauern hat unendlichen Wert, und denselben Wert als die Religiosität und Sittlichkeit einer ausgebildeten Erkenntnis und eines an Umfang der Beziehungen und Handlungen reichen Daseins.“ Freilich setzt er hinzu: „Das Recht des Weltgeistes geht über alle Berechtigungen,“ d. h. so vollkommen ein solches Wesen an sich sein mag, es muß es sich gefallen lassen, vom Weltgeiste als Mittel für höhere Zwecke verwendet zu werden.

Wir verstehen also unter Vollkommenheit die der Lebenslage eines bestimmten Menschen angemessene Gemütsverfassung, die Gesundheit seiner Seele, und damit ist ihr Verhältnis zur Glückseligkeit schon gegeben; es ist offenbar auf dieser höhern Daseinsstufe dasselbe, wie auf der niedern das Verhältnis der leiblichen Gesundheit zum leiblichen Wohlbefinden. Jedermann kennt die Bedeutung des Schmerzes und des Wohlbefindens im Haushalte des Menschenleibes. Daß die Kunde, die sie uns von dem jeweiligen Bauzustande unsrer irdischen Hütten geben, nicht unfehlbar ist, daß ein hohler Zahn, der das Leben nicht im mindesten gefährdet, Höllenpein verursacht, während sich ein tödliches Herzleiden nur durch ganz unbe-

deutende Belästigungen ankündigt, macht uns an der gewöhnlichen und vollkommen richtigen Auffassung dieses Verhältnisses nicht irre. Entsprächen den verschiednen Graden der Gesundheit oder der Störung des leiblichen Organismus ganz genau die verschiednen Grade des Wohlbefindens und des Schmerzes, so würden wir, gleich den Tieren, instinktmäßig handeln. Unser Verhalten soll aber durch die Vernunft bestimmt werden. Deshalb dürfen wir nur ganz im allgemeinen die Erfahrung machen, daß das unserm Körper zuträgliche von dem schädlichen für gewöhnlich durch die verschiednen Empfindungen unterschieden werden kann, die beide erregen, sodaß wir auf diese Empfindungen zwar achten lernen, aber sie nicht zum alleinigen Bestimmungsgrunde für unsre Handlungen machen. Ganz ebenso sind mit unsern verschiednen Gemütsverfassungen heitere und trübe Stimmungen verknüpft, aus denen wir einigermaßen erraten können, ob unsre Seele gesund sei oder nicht. Unfehlbar aber spricht auch das Gewissen nicht, sondern seine Stimme bedarf zum richtigen Verständnis der vernünftigen Auslegung. Welche der beiden Seiten unsrer Seele nun die höhere, der andern übergeordnete sei, die Empfindung oder der Charakter, ist eine müßige Frage. Der Moralist mag fordern, daß wir die Glückseligkeit niemals als Zweck erstreben, sondern, wenn sie uns zu teil wird, als eine unglücklicherweise unvermeidliche und sehr gefährliche Zugabe hinnehmen, aber wenn wir trotzdem recht viel Gutes thun, um glücklich zu sein, so wird sich die Welt darüber nicht zu beklagen haben, und Gott wird es uns hoffentlich verzeihen.

Bekanntlich sind es Kant und Fichte, die sich bemüht haben, Glückseligkeit und Güte so weit wie möglich aus einander zu bringen. Der pädagogische Nutzen dieser strengen Pflichtenlehre ist unbestreitbar,

aber ihre Mängel sind es ebenfalls. Kant begründet die Notwendigkeit seines kategorischen Imperativs mit der Erwägung, daß es eine allgemein giltige Richtschnur für unser Handeln geben müsse; die Rücksicht auf unser Wohlbefinden aber könne eine solche nicht abgeben, weil die Ansichten der Menschen über das Angenehme und das Unangenehme verschieden seien. Diese Begründung enthält eine Wahrheit und zwei Irrtümer. Wahr ist, daß es je nach dem verschiednen Geschmack sehr verschiedne Arten von Glückseligkeit giebt; irrig dagegen ist die Ansicht, daß es sich mit der Sittlichkeit oder dem Pflichtgefühl anders verhalte, und daß Glückseligkeit ein ganz unbestimmter und unbestimmbarer Begriff sei. Vielmehr besteht auch in dieser Beziehung die innigste Verwandtschaft und Ähnlichkeit zwischen den beiden Seiten des Seelenlebens. Die Ansichten über das, was gut und böse, pflichtmäßig und pflichtwidrig sei, gehen nicht weniger weit aus einander als die über das Angenehme und Unangenehme, aber auf beiden Gebieten bewegen sich die Meinungsverschiedenheiten innerhalb gewisser Grenzen. Niemand hält den auf die Folter gespannten, niemand den von allen Menschen gehaßten und gemiedenen, niemand den in tierischer Unwissenheit und Roheit dahinlebenden für glücklich. Zum Glück gehört also nach der übereinstimmenden Ansicht der zivilisirten Menschen ein niedrigstes Maß der Befriedigung unsrer leiblichen, geistigen und Herzensbedürfnisse. Ganz ebenso verhält es sich mit der Sittlichkeit. Von China bis nach Frankreich und von Confuzius bis auf Kant sind es so ziemlich dieselben Eigenschaften und Gewohnheiten, die man als Laster und als Tugenden zu bezeichnen pflegt, und wie ein lasterhafter Mensch nie und nirgends als sittlich gut gepriesen wird, so schilt man den Tugendhaften nicht einen Bösewicht. Aber ob Ignatius von Loyola,

John Knox, Napoleon I. und Goethe sittliche oder unsittliche Menschen waren, darüber wird ewig gestritten werden. Die Ursache ist eine doppelte. Einmal hegen die Menschen verschiedne sittliche Ideale, weil die einen von Natur mehr dieser, die andern mehr einer andern der sittlichen Ideen zuneigen. Sodann legen die Kirchen, die Staaten, die Zeiten, die Tagesmeinungen dem einzelnen sehr verschiedne und zum Teil widersprechende Pflichten auf.

Demnach sind die beiden Forderungen: Strebe nach Glückseligkeit! und: Erfülle deine Pflicht! als allgemeine Richtschnur für das Handeln die eine genau so viel wert, wie die andre, sofern es auf Erzielung von Gleichmäßigkeit im Verhalten und Herstellung einer friedlichen Ordnung abgesehen ist. Die erste der beiden Forderungen macht sich in allen Menschen geltend und genügt auf roheren Kulturstufen zur Herstellung einer leidlichen Ordnung. Die zweite entspringt auf einer höheren Kulturstufe in den edleren Geistern und wird von diesen den übrigen durch Erziehung eingepflanzt. Aber während sie einerseits den Glückseligkeitstrieb disziplinirt, läutert und berichtigt, indem sie der Seele ein Reich höherer Glückseligkeit erschließt, wird sie anderseits zugleich doch auch ein Quell neuer Verwirrungen und Kämpfe. Selbst wenn es gelänge, alle Kirchen und Sekten auszurotten, würden im Staate selbst noch bis in den Schoß der Regierung hinein die Ansichten über das, was im Augenblicke den Staatsbürgern als Pflicht vorzustellen sei, immer verschieden ausfallen. Und gelingt es einem Gewaltherrn vorübergehend, seinen eignen Willen dem ganzen Volke als Pflichtgebot äußerlich aufzuzwingen, so wuchern unter der Oberfläche gesetzlichen Verhaltens weithin die Verschwörungen, deren Teilnehmer es für ihre heiligste Pflicht ansehen, den Despoten mit Gift, Dolch oder Dynamit

aus der Welt zu schaffen, und die sich bei Erfüllung dieser selbstgewählten Pflicht freudig der Gefahr des Kerkers, oder einer grausamen Hinrichtung, oder der Deportation in ein unwirtliches Land aussetzen. Zudem steht diese Art und Weise, dem Pflichtgefühl einen gleichmäßigen Inhalt zu geben, im schreiendsten Widerspruche mit der Freiheit, die gerade von den Begründern unsrer preußischen Pflichtmoral als Wurzel und zugleich als Endziel der Sittlichkeit gepriesen wird. Sie erwarten von dem Fortschritte der Sittlichkeit, daß dereinst die pflichtmäßigen freien Willen aller Einzelnen mit einander und demnach auch mit dem Staatswillen, der ja nichts andres sei als ihre Gesamtheit, übereinstimmen werden. Dieses Ziel wird ungefähr zu derselben Zeit erreicht werden, wie das der klassischen Volkswirtschaftslehre: die allgemeine Interessenharmonie.

Gerade die Forderung der freien Sittlichkeit, so wahr sie vom Standpunkt idealer Betrachtung sein und so wohlthätig sie im einzelnen wirken mag, erweist sich bei der Anwendung aufs Ganze im Leben oft als undurchführbar. „Wer auf Autorität hin handelt, handelt notwenig gewissenlos," sagt Fichte (System der Sittenlehre). Klingt das nicht geradezu komisch in unsrer Zeit, deren hervorragende Männer fast ausnahmslos über die Neigung zum Ungehorsam jammern und die Wiederherstellung der elterlichen, der Kirchen- und Staatsautorität als das einzige Heilmittel aller Übel predigen? Ich wollte wetten: das Zukunftsideal, das so mancher „liberale" Protestant mit verschämter Liebe im geheimsten Herzenskämmerlein hegt, ist eine Kaserne rechts und ein Jesuitenkollegium links von seiner Fabrik. Aber auch echte Liberale sehen ein, daß das Handeln auf Autorität hin in keiner geordneten Gesellschaft jemals wird entbehrt werden können. Selbständige Geister,

die ihre volle Unabhängigkeit wahren und sich von keiner Autorität ihr Handeln vorschreiben lassen, sind jedem Volke notwendig, das nicht in knechtischer Gewohnheit erstarren, sondern ein lebendiges Kulturvolk bleiben will. Aber solche Männer müssen als Privatleute leben und auf die Mitwirkung in Staat und Kirche verzichten; wer einem größern Ganzen als lebendiges Glied angehört, der muß, wenn er nicht etwa als unumschränkter Herr an der Spitze steht, sehr oft auf Autorität hin handeln. Billigt sein Gewissen die Befehle der Autorität, desto besser für ihn; ist das nicht der Fall, so hilft ihm kein Zittern vorm Frost: er muß sich unterwerfen oder abdanken.

Nicht minder undurchführbar ist die Forderung Fichtes und Hegels, daß die „unreflektirte“ Sittlichkeit ganz allgemein zur bewußten erhoben werden, daß jede Handlung des Menschen aus bewußter Sittlichkeit hervorgehen soll. Neunundneunzig Hundertel von allem Guten und Nützlichen, was in der Welt geschieht, werden teils gewohnheitsmäßig, teils aus natürlicher Gutmütigkeit und richtigem Instinkt, teils aus selbstsüchtigen Beweggründen vollbracht, und eine Schule, die ihre Zöglinge zum Zergliedern der Beweggründe ihres Handelns anleitet, erzieht unbrauchbare Grübler. Ein grüblerischer Wohlthäter läßt, die Hand im Geldsacke, seine Armen verhungern, weil er nie mit sich darüber ins Reine kommt, ob er auch aus völlig uneigennützigem Pflichtgefühl handelt, und ob die Armen nicht vielleicht die Gaben mißbrauchen werden. Ein grüblerischer Vater wird, wenn sich sein Söhnchen einer Ungezogenheit schuldig macht, mit emporgehobener Hand stehen bleiben, weil ihm Fichtes Lehrsatz einfällt, daß es „mir niemals erlaubt ist, auf den Körper eines andern Menschen wider dessen Willen einzufließen,“ und so

wird in seinem Erziehungswerke niemals eine Ohrfeige zustande kommen. Ein grübelnder Kaufmann wird zum Abschluß jedes einzelnen Geschäftes mindestens eine Woche brauchen. Vom grübelnden Staatsmanne vollends wollen wir gar nicht reden. Buckle und Hartpole Lecky haben sich ein besondres Vergnügen daraus gemacht, zu zeigen, daß die Wohlfahrt des englischen Staates fast immer im umgekehrten Verhältnis zur Moralität seiner Könige zu- und abgenommen habe, und wenn darin auch viel Übertreibung liegt, so kann man dem paradoxen Satze doch nicht alle Wahrheit absprechen. Der verhängnisvolle Despotismus Philipps II. von Spanien beruht wesentlich darauf, daß ihn seine skrupulöse Gewissenhaftigkeit zum Narren machte; und von Ludwig XVI. sagt Taine, er habe stets im entscheidenden Augenblick das Richtige versäumt, weil das Christentum den König in ihm getötet hatte.

Demnach lassen sich die Bedingungen und gewissermaßen die Umrisse sowohl der Glückseligkeit wie der seelischen Vollkommenheit zwar nur im allgemeinen angeben, aber doch eben angeben, und darum ist es auch möglich, beide zu fördern, woraus für die öffentlichen Gewalten die Pflicht entspringt, dies zu thun. Fürst Bismarck soll zu einem seiner zahlreichen Besucher geäußert haben, es sei vergebliche Mühe, die Arbeiter zufriedenstellen zu wollen, denn niemand sei auf Erden zufrieden, oder „haben Sie schon einmal einen zufriedenen Millionär gesehen?“ Ich halte diesen Ausspruch für unecht, weil er bei einem welterfahrenen Manne und einem Staatsmanne, geschweige einem großen Staatsmanne ganz unmöglich ist. Er enthält zwei Irrtümer, die bei einem Staatsmanne praktisch verhängnisvoll werden würden. Erstens, daß es keine zufriedenen Menschen gebe. Es giebt ihrer nämlich in Wirklich-

keit und zwar zum Glück noch viele. Ich will nicht von jenem badischen Gymnasiallehrer sprechen, einem ausgezeichneten Lehrer nach dem Zeugnis seiner Kollegen, der, als in den sechziger Jahren die bis dahin bettelhaften Gehalte die erste Aufbesserung erfuhren, sich standhaft weigerte, die Zulage anzunehmen: „I brauch kain Zulag!" Dabei blieb er, und beharrte, in seinem Berufe glücklich, mit seiner Schwester als Wirtschafterin, bei seinem äußerlich armseligen Leben, unbeirrt durch den „Kulturfortschritt" seiner Umgebung. Das sind Ausnahmen. Aber bei Bauern, und zwar gerade bei kleinen, die ihr ganzes Leben in harter Arbeit zubringen, ohne irgend etwas von dem zu kosten, was die Welt Genüsse nennt, ist wirkliche Zufriedenheit und echte Heiterkeit des Gemütes sehr häufig. Man pflegt zwar gerade vom Bauern zu sagen, er sei nie zufrieden, aber seine bekannten Klagen über schlechte Ernte und andres Unglück sind nicht Äußerungen wirklicher Unzufriedenheit, sondern nur diplomatische Mittel zur Abwendung von Steuererhöhungen. Auch in den Kreisen der Handwerker, der kleinern und mittlern Beamten findet sich hie und da noch Zufriedenheit. Ein Staatsmann, der die Unzufriedenheit für einen unausrottbaren Naturfehler aller Menschen ansähe, würde durch diesen Irrtum verhindert werden, eine seiner wichtigsten Pflichten zu erfüllen, die darin besteht, daß er die Bedingungen der Zufriedenheit zu erforschen und nach Möglichkeit zu fördern hat. Nicht etwa beglücken soll er die Menschen: Versuche absichtlicher Beglückung schlagen ja immer ins Gegenteil um, wohl aber die Wurzeln der Zufriedenheit sorglich pflegen und jedenfalls sich hüten, sie mutwillig auszureißen. Eine Gewissenserforschung nach dieser Seite hin kann den Staatsmännern unsrer Zeit nicht schaden.

Der zweite Irrtum, der in jenem apokryphen Ausspruche liegt, besteht darin, daß die Unzufriedenheit des Arbeiters mit der des Millionärs auf eine Stufe gestellt wird. Die Unzufriedenheit des letzten ist eine Verirrung, die des ersten in vielen Fällen Pflicht. Millionäre sind unzufrieden, entweder weil sie die Übersättigung mit Genüssen zu Hypochondern gemacht hat, oder weil sie vom blinden, wahnwitzigen Goldhunger gestachelt werden. Dazu kommt dann allerdings in unsrer Zeit noch ein achtbarer Grund, der auch die meisten Menschen mittlerer Lebenslage unzufrieden macht. Dank unsrer unübertrefflich vollkommenen Gesellschaftsordnung, deren Aufrechterhaltung ja nach Ansicht der maßgebendsten Persönlichkeiten die Hauptaufgabe des Staates sein soll, schwebt jedermann beständig in solcher Existenzunsicherheit, daß er, gleich dem Arbeiter an einem durch die Körperschwere eines lebendigen Menschen in Bewegung gesetzten Schöpfrade, beständig aufwärts schreiten muß, wenn er nicht ertrinken will; jedermann ist gezwungen, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln nach Bereicherung zu streben, wenn er seinen Kindern nur die gesellschaftliche Stellung, die er selbst inne hat, einigermaßen sichern will. Insofern ist heute auch die Unzufriedenheit des Millionärs einigermaßen gerechtfertigt; aber an sich ist sie ungerechtfertigt und keineswegs ein notwendiges Erzeugnis der Menschennatur. Dagegen ist ein Lohnarbeiter, der weniger als 1000 Mark einnimmt, zur Unzufriedenheit verpflichtet, und zwar durch das Christentum verpflichtet. Denn dieser Lohnarbeiter weiß es, daß er, wenn er nicht heiratet, vielfältig sündigen, wenn er aber heiratet, sein Weib und seine Kinder elend machen wird, was eine noch größere Sünde ist. Der großstädtische Arbeiter namentlich weiß ganz genau im voraus, daß er seine Kinder nicht bloß am Leibe,

sondern auch an der Seele elend machen wird; denn wenn er auch den dritten Teil seiner Einnahme von 6 bis 800 Mark auf Wohnung verwendet, so wird diese Wohnung immer noch dermaßen beschränkt sein, daß sie sowohl das leibliche Gedeihen der Kinder wie ein züchtiges Familienleben unmöglich macht. Er weiß es also, daß er auf alle Fälle sündigen wird, mag er heiraten oder ledig bleiben. Demnach ist er zur Unzufriedenheit verpflichtet, so lange es ihm nicht gelingt, sein Einkommen so weit zu erhöhen, bis es ihm die Grundlage für ein anständiges Familienleben darbietet. Der Apostel sagt zwar: „Wenn wir Nahrung und Kleidung haben, so lasset uns daran genügen." Aber er sagt nicht, daß wir uns mit weniger begnügen sollen, und er hat nicht vorausgewußt, was der Nordeuropäer im neunzehnten Jahrhundert nötig haben wird. „Der Mensch ist noch sehr wenig, wenn er warm wohnt und sich satt gegessen hat," schreibt Schiller in einem seiner Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, „aber er muß warm wohnen und satt zu essen haben, wenn sich die bessere Natur in ihm regen soll."

Ist es also jederzeit Pflicht der öffentlichen Gewalten, die Bedingungen der Zufriedenheit und Glückseligkeit, wie auch der innig damit verbundenen geistigen Ausbildung und Sittlichkeit zu fördern (letzteres durch Pflege der Ideale, durch Erziehung des Pflichtgefühls und durch Einprägung gesunder Grundsätze), so muß es doch dem guten Genius jedes Einzelnen und den herrschenden geistigen Strömungen überlassen bleiben, den allgemeinen Begriffen der Glückseligkeit und Sittlichkeit den bestimmten Inhalt zu geben. Eine bestimmte Art von Glückseligkeit oder Sittlichkeit einem ganzen Volke mit Gewalt aufzwingen wollen, ist so gut Fanatismus, wie der Zwang zu dem allein wahren Glauben, sei es nach

spanischer Methode mit Feuer, sei es nach schottischer mit dem Schwert, und die Ezzelin von Romano und Robespierre sind um nichts besser als die Torquemada. Wie kindisch das sozialdemokratische Glückseligkeitsideal ist, wenn auch als Ersatz für die abhanden gekommenen bessern Ideale vor der Hand nicht zu entbehren (wie sich auch schon von jeher mancher Mensch, dem es schlecht ging, nur durch Luftschlösser oder die Hoffnung auf das große Los aufrecht erhalten konnte), haben ihre Gegner oft genug gezeigt. Dem Vielen, was über diesen Gegenstand in Ernst und Scherz schon gesagt worden ist, braucht nichts mehr hinzugefügt zu werden; nur das Ideal des zweistündigen Arbeitstages wollen wir nicht ganz unbeleuchtet lassen, weil die Sozialdemokraten sich damit auf Kant und Fichte berufen könnten. Diese beide halten nämlich die Anstrengung für etwas der Natur Widerstrebendes und eben darum höchst Sittliches. Daraus könnten die Sozialdemokraten die Folgerung ziehen, daß Müßiggang oder ein möglichst niedriges Maß von Arbeit eine Forderung des natürlichen Glückseligkeitstriebes und daher notwendiger Bestandteil eines Ideals sei, das dem kantischen Rigorismus gerade entgegengesetzt ist. „Trägheit — sagt Fichte (in der Sittenlehre) — ist das wahre, angeborne, in der menschlichen Natur selbst liegende radikale Übel; der Mensch ist von Natur faul, sagt Kant sehr richtig." Das Gegenteil ist richtig, wie ein Blick auf gesunde Kinder lehrt, bei denen der Thätigkeitstrieb alle andern Triebe zu überwiegen scheint. Durch die Schule zwingen wir dann die Kinder zur Trägheit, so daß sie die Neigung zu Kraftanstrengungen allmählich verlieren, und das lähmt dann auch die geistige und die sittliche Kraft. In einer Bevölkerungsschicht allerdings, deren Arbeiten zum Teil mit großen körperlichen Unannehmlichkeiten verbunden

sind und keine innere Befriedigung gewähren, konnte das Ideal der zweistündigen Arbeitszeit sehr leicht entstehen, aber der vollkommen gesunde Mensch empfindet meistens das Bedürfnis einer regelmäßigen angestrengten Thätigkeit, und wir Deutschen, in denen das Pflichtgefühl gepflegt worden ist, verlangen sogar nach einer Berufsthätigkeit; wir wollen das Bewußtsein haben, daß wir als Glieder eines größern Ganzen und für dieses Ganze arbeiten, und haben bei einem otium cum dignitate, wenn wir es auch mit freiwilligen Beschäftigungen ausfüllen, ein schlechtes Gewissen. Daß ungezügelter Thätigkeitsdrang Unheil anrichtet, daß hochbetagte Beamte durchaus nicht in den Ruhestand treten wollen, nicht aus Furcht vor der kleinen Pension, sondern aus Furcht vor der Unthätigkeit, ist gar nichts Seltenes. Volkswirtschaftlich würde allgemeine Abkürzung der Arbeitszeit bei dem heutigen Stande der Maschinentechnik möglich sein; aber als Bedingung der Glückseligkeit bildet sie einen der gröbsten Fehler des sozialdemokratischen Ideals.

Viertes Kapitel

Vom vermeintlichen Fortschritt zu höherer Vollkommenheit

Grübeln wir nicht weiter über den Zusammenhang zwischen Glückseligkeit und geistig-sittlicher Vollkommenheit, der in seinen Wirkungen von jeher offenbar war, während seine Wurzel, wie die Wurzel alles Daseins, dem Auge des Forschers hienieden verborgen bleibt. Nur dieses eine müssen wir uns auch hier wieder klar machen, daß der Weltzweck in den einzelnen Menschenseelen aller Zeiten liegt, also jeder Geschlechtsfolge gegenwärtig und nicht etwa in einer unendlich fernen Zukunft zu suchen ist. Wie viele Seelen auch noch mögen dazu erfordert werden, den uns unbekannten Weltplan auszubauen, und wie reich auch die zukünftige Gestalt der Gesellschaft an neuen, schöneren Formen sein mag, den einzelnen jetzt lebenden Menschen berührt das nicht, er hat seinen Anteil am Weltzweck in der eignen Brust. „Was könnte es heißen — sagt Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit — daß der Mensch zu einem unendlichen Wachstum seiner Seelenkräfte, zu einer fortgehenden Ausbreitung seiner Empfindungen und Wirkungen, ja gar, daß er für den Staat als das Ziel seines Geschlechts, und alle Generationen desselben eigentlich nur für die letzte Generation ge-

macht seien, die auf dem zerfallenen Gerüst der Glückseligkeit aller vorhergehenden throne?" Wir könnten dieses ganze Kapitel mit der Einladung zum Fortlesen in Herders unsterblichem Buche erledigen, wenn nicht die Thorheiten, die er widerlegt hat, seit seinen Tagen erst recht mit fanatischer Hartnäckigkeit und in immer neuen Einkleidungen gepredigt worden wären. Abgesehen von der Unvereinbarkeit solcher Fortschrittstheorien mit unserm Glaubenssatze, daß der einzelne Mensch, wie auch Fichte lehrt, Selbstzweck ist, erscheinen sie als unannehmbar, weil sie teils nebelhaft und phantastisch sind, teils der Erfahrung oder der vernünftigen Überlegung widersprechen.

Bei manchen Darwinianern finden wir folgende Ansicht. Nachdem alle Thätigkeiten, zu denen der Mensch seiner jetzigen Organisation nach befähigt ist, gehörig eingeübt worden sein werden, werden sie, gleich den Bewegungen einer in Gang gebrachten Maschine, ohne Absicht und Überlegung „automatisch" ablaufen, etwa wie die Instinkthandlungen der Arbeitsbienen. Mittlerweile wird sich aus den vollkommensten der menschlichen Individuen eine neue Gattung höherer Wesen mit erweitertem Gefühls- und Thätigkeitskreise entwickelt haben. Wahrscheinlich, fügen wir bei, werden dann die Kunsterzeugnisse der in Arbeitstiere verwandelten Menschen von jener höhern Gattung ebenso benutzt werden, wie von uns das Erzeugnis der Bienen, und wir werden dann vielleicht zu dem Zwecke gezüchtet werden, den Menschen höherer Ordnung Türme, Fernröhre, elektrische Maschinen und Flügel zum Verkehr mit den Marsbewohnern anzufertigen, die ja nach den Versicherungen phantasievoller Sterngucker ebenfalls fliegen können. Den Gedanken an eine automatische Thätigkeit legt nun allerdings die Fabrik- wie die Schreib- und Rechenstubenarbeit unsrer Zeit ziemlich

nahe; aber durch die mit immer rasenderer Schnelligkeit einander jagenden Veränderungen wird das automatische Wesen, wo immer es sich einrichten will, bald wieder aufgescheucht und in Verwirrung gebracht. Was aber die Fortentwicklung der vollkommensten Menschen zu Wesen höherer Ordnung anlangt, so denken gerade die Vollkommensten am wenigsten daran, sich Flügel oder sonstige neue Glieder wachsen zu lassen und monstra zu werden; eben die vollkommensten Menschen wollen vor allem vollkommne Menschen sein und bleiben.

Auch nicht einmal in dem Sinne ist eine Fortentwicklung wahrscheinlich, daß sie sich auf eine feinere Ausbildung des Gehirns beschränkte, durch die der Mensch zu höheren geistigen Leistungen befähigt würde. Eine Erhöhung der Geisteskraft ist innerhalb der geschichtlichen Zeit nicht nachweisbar. Sehr richtig bemerkte jüngst ein Geschichtsphilosoph in den Preußischen Jahrbüchern, daß es lächerlich sein würde, wenn jemand Homer oder Dante oder Rafael oder Titian oder Mozart übertreffen wollte. Jedes Zeitalter bringt Geisteserzeugnisse hervor, die vollkommen in ihrer Art, daher schlechthin unübertrefflich sind. Spätere Zeiten mögen Andersartiges erzeugen, was wieder in seiner Art vollkommen ist, aber über die Kunstwerke der alten Zeit kann sich das nicht stellen, sondern nur neben sie als ebenbürtig. Daß wir heute in den Naturwissenschaften weit rascher fortschreiten als frühere Zeiten, ist kein Beweis für unsre höhere Geisteskraft; vielmehr gehörte mehr Geisteskraft dazu, den rechten Weg der Forschung zu finden, als auf dem gefundenen fortzuschreiten. Die Idee des Kopernikus setzt mehr Genie voraus, als alle späteren Entdeckungen und Berechnungen der Astronomen, und keinem Chemiker späterer Zeit bleibt mehr eine so wichtige und schwierige Entdeckung zu machen übrig, wie

die Lavoisiers war. Alle spätern arbeiten mit dem Stoff, den Hilfsmitteln und Werkzeugen, die die frühern herbeigeschafft haben, sie haben es also leichter; schwieriger haben sie es nur, insofern sie größere Erkenntnismassen in ihr Gedächnis aufnehmen müssen. Diese Schwierigkeit aber macht sich auch schon dermaßen bemerklich, daß man häufig die Klage hört, unsre Jugend lerne sich dumm. Die Erfahrung lehrt also, daß die Fassungskraft unsers Geschlechts nicht gewachsen ist. Die Geisteskraft eines Cäsar, der ein halbes Dutzend Briefe gleichzeitig zu diktiren pflegte, eines Wolfram von Eschenbach, der sein umfangreiches Gedicht diktirt hat, dürfte heutzutage kaum irgendwo gefunden werden. Das Gedächtnis scheint mit der wachsenden Menge gedruckter Krücken sogar abzunehmen. Auch finden wir nicht, daß die geistigen Fähigkeiten stetig gestärkt würden, wenn sie mehrere Geschlechter hindurch in derselben Familie gepflegt werden, wie die Darwinische Ansicht von der steigenden Vervollkommnung des Gehirns voraussetzt. Ein paar Geschlechter hindurch scheint es oft der Fall zu sein. Dann fällt die Familie plötzlich ab. Die Kinder werden dumm, und Kinder von Bauern, Handwerkern oder andern kleinen Leuten bringen neues geistiges Leben in die stagnirende Gesellschaft. Dazu kommt die merkwürdige Entdeckung unsrer Zeit, daß Negerkinder vollkommen imstande sind, die Schulpensa unsrer deutschen Volksschüler zu bewältigen. Die Neger aber stehen auf einer tieferen Kulturstufe, als die alten Ägypter und Babylonier gestanden haben. Etwas den Leistungen Alexanders des Großen ähnliches zu vollbringen, ist heute deswegen niemand mehr imstande, weil kein Feld mehr dafür vorhanden ist; nicht einmal Afrika ist uns so unbekannt, wie Asien jenseits des Tigris im Jahre 333 v. Chr. den Griechen war. Hätte also auch ein Mann heutiger Zeit das Genie

3*

Alexanders, so vermöchte er es doch nicht zu beweisen. Wenn vor zehn Jahren ein 23jähriger deutscher Offizier mit 35000 Mann nach Afrika gezogen wäre, in der Zeit bis 1890 das Nilgebiet, das Seengebiet, das heutige englische und deutsche Ostafrika erobert, organisirt, mit deutschem Geiste durchdrungen und eine Stadt gegründet hätte, die 2000 Jahre hindurch der Haupthandelshafen des indischen Ozeans bliebe, so wäre das eine Leistung, die sich dem Wunderwerke des Mazedoniers an die Seite stellen ließe.

Also mit der Vervollkommnung in dem Sinne, daß die Menschen späterer Zeiten begabtere Wesen wären als ihre Vorfahren, ist es nichts. Etwas mehr Wahrheitsgehalt hat die Ansicht von der Vervollkommnung der Gesellschaft; ja Schäffle meint, gerade auf soziologischem Gebiete, und nur auf diesem, sei der Darwinismus Wahrheit. Die Soziologen lehren uns betrachten, wie sich der Gesellschaftskörper, dem tierischen und menschlichen ähnlich, aus Zellen und Zellengruppen (Familien oder Stämmen) aufbaut, wie sich zwischen dem Knochengerüste der Staatseinrichtungen das Gewebe der Familiengruppen ausbreitet, wie das Gefäßsystem des Verkehrs den nährenden Lebenssaft in diesem Körper kreisen läßt und allen Teilen zuführt, wie endlich das Nervensystem der Behörden, der Lehranstalten, der Presse das Ganze belebt und seine Handlungen leitet, und wie dann die Gliederung dieses Körpers immer reicher, sein Bau immer fester und zugleich feiner wird, sodaß er in einfachen Kulturzuständen einem formlosen Weichtiere, in höheren einem wohlgebildeten Säugetiere oder Menschen vergleichbar ist. Gewiß gewährt nun die Betrachtung dieser kunstvollen und verwickelten Gestaltungen dem, der sie zu betrachten die Zeit und die Fähigkeit hat, hohen Genuß; auch sind sie unter den heutigen Umständen keinem entbehrlich; wer könnte

und möchte heute noch ohne Post und Eisenbahn leben? Aber sehen wir dann wieder auf den Hauptzweck der Welt, auf das Befinden des Einzelnen, so wird durch vermehrte Künstlichkeit der Gesellschaft, der er angehört, weder seine Zufriedenheit noch sein sittlicher Wert erhöht, und kann er dem Getriebe der Riesenmaschine, die ihn einerseits zwar stützt und schützt, anderseits aber ihn täglich zerrt und zwickt, stößt und drückt, entfliehen, so fühlt er sich in einfacheren Verhältnissen, sei es in Ostafrika oder in einem Winkel Südbrasiliens, ungemein wohl. „Wie viele Völker auf Erden, — sagt Herder — wissen von keinem Staate, die dennoch glücklicher sind, als mancher gekreuzigte Staatswohlthäter.“ Die fortschreitende Vervollkommnung der Gesellschaftskörper ist also unbestreitbar, ihr Wert für das Menschengeschlecht aber höchst zweifelhaft. Ja es ist sogar zweifelhaft, ob wir zur Anwendung des Wortes „Vervollkommnung“ berechtigt sind. Unser Staatswesen ist so verwickelt, so künstlich, daß kein Jurist mehr alle seine Gesetze, kein Verwaltungsbeamter mehr alle seine Einrichtungen kennt, der gemeine Mann aber nur durch die zahllosen Strafen, die ihm seine unbeabsichtigten Übertretungen zuziehen, einigermaßen damit bekannt wird. Diesen Zustand für etwas vollkommnes zu erklären, ist um so bedenklicher, als mit der fortschreitenden Künstlichkeit des Staates die Struktur der Gesellschaft immer roher wird, indem die schöne Gliederung der Stände durch die grobe Scheidung des ganzen Volkes in die zwei Klassen der Unternehmer und der Arbeiter, oder was dasselbe ist, der Reichen und der Armen verdrängt wird.

Aber besteht nicht vielleicht der Fortschritt in einer zunehmenden Vergeistigung des Menschen?

Fünftes Kapitel

Von der vermeintlichen Vergeistigung

Der Annahme, daß sich das Menschengeschlecht schon hier auf Erden zu einem rein geistigen, unsinnlichen Dasein erheben solle, steht zuvörderst die merkwürdige Thatsache im Wege, daß ganz allgemein jede geistige Thätigkeit und jeder Fortschritt für unfruchtbar gehalten wird, wenn dabei nichts für das leibliche Wohlbefinden herauskommt, und daß dieses durch nichts so sehr gefördert wird, als durch weite Verbreitung eines hohen Grades sittlicher Gesinnung. Alle Tugenden dienen unmittelbar oder mittelbar der leiblichen Wohlfahrt. Den Angelpunkt des allgemein verständlichen Teiles der Sittenlehre des Evangeliums bilden die leiblichen Werke der Barmherzigkeit (Matthäus 25, 35): die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken, die Nackten bekleiden, die Obdachlosen beherbergen, die Kranken und Gefangenen besuchen und trösten. Eine vollkommen moralische Gesellschaft, moralisch im christlichen Sinne, würde sehr frei von leiblichen Plagen und Schmerzen sein und ein hohes Maß leiblichen Wohlseins genießen; sie würde in leiblicher Beziehung nichts entbehren als jene übertriebenen Lustempfindungen, die früher oder später Schmerzen zur Folge haben.

Wie denkt man sich überhaupt die Vergeistigung? Als Askese und Verzückung? Personen, die auf den Genuß der geschlechtlichen Liebe verzichten, ihre Nahrung auf das geringste Maß einschränken, das erforderlich ist, einen nicht arbeitenden, daher seinen Stoff nur langsam wechselnden Körper gerade noch am Leben zu erhalten, und die ihren Blick von der Welt der Sinne auf das Göttliche richten, d. h. in den meisten Fällen entweder dem Spiel ihrer Phantasiebilder zusehen oder ins Leere starren, solche Personen hat es schon — die indische Zeitrechnung ist sehr unzuverlässig — vor drei- oder viertausend Jahren gegeben. Es giebt ihrer auch heute noch in Indien wie in katholischen Klöstern unsrer Heimat, aber es scheint nicht, daß sie im Laufe der Zeit zahlreicher würden. Die von der Sinnenwelt abgekehrte Beschaulichkeit kommt von jeher bei den Kulturvölkern vor, das eine hat mehr Neigung und Anlage dazu als das andre, aber daß sich das Menschengeschlecht im ganzen dieser Daseinsform als seinem Ziele zubewegte, davon ist nichts zu spüren; erheben doch manche gegen unsre Zeit den gewiß ungerechten Vorwurf, daß sie mehr als alle frühern in Materialismus versunken sei.

Oder meint man mit der Forderung der Vergeistigung, daß der Mensch, ohne der Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse ganz zu entsagen, sich doch vorherrschend von geistigen Interessen soll bewegen lassen? Das ist eine zweifellos wertvollere Art von Geistigkeit als die vorige, aber daß sie eine Errungenschaft späterer Zeiten wäre, kann man doch auch von ihr nicht sagen. Ich möchte wohl wissen, wie viel heutige Menschen sich in dieser Beziehung den großen Propheten der Juden an die Seite stellen können, die in völliger Gleichgiltigkeit gegen ihr eignes leibliches Wohl ganz und gar von der Liebe zu ihrem

Volke und vom Eifer für den Dienst des wahren Gottes verzehrt wurden; und ihr größter — es ist merkwürdig, zu beobachten, wie die Erhabenheit, Kraft und Schönheit ihres Wortes von Jahrhundert zu Jahrhundert sinkt — ihr größter, Jesaja, wirkte um 750 vor unsrer Zeitrechnung. Übrigens sind die geistigen Interessen, durch die bei vielen Menschen das Sinnliche in auffälliger Weise zurückgedrängt wird, sehr ungleichwertig, und die allgemeine Meinung geht keineswegs dahin, solche unsinnliche Menschen unter allen Umständen höher zu stellen als andre, die sich einer kräftigen Sinnlichkeit erfreuen oder, wenn man lieber will, daran leiden. Jene französischen Schreckensmänner, die monatelang Speise, Trank und Schlaf vergaßen, um Tag und Nacht Opfer auszuspioniren, Proskriptionslisten anzufertigen und Todesurteile zu unterschreiben, waren doch einfach Teufel und Scheusale. (Freilich nahm der Mordfanatismus nur bei wenigen einen gewissermaßen asketischen Charakter an, die meisten wälzten sich in den gröbsten und lasterhaftesten Genüssen.) Andre sind ungemein achtbar, können aber kaum als Muster der allgemeinen Nachahmung empfohlen werden. So der bekannte Komponist und verdiente Klavierlehrer Czerny, der sein ganzes Leben lang nichts that, als von früh bis in die Nacht Klavierstunden geben und komponiren, der nicht heiratete, kein Wirtshaus, keine Gesellschaft besuchte und übrigens ein Mensch von edler Gesinnung und vollkommner Herzens- und Sittenreinheit war. Also eine nützliche, geschlechtslose Arbeitsbiene, die aber der höhern Menschenwürde nicht entbehrt, dabei ohne Frage moralischer als Goethe; und trotzdem, wer möchte ihn wohl über Goethe stellen, wer möchte lieber Goethe als jenen in der Welt vermissen? Die Zahl solcher Arbeitsbienen, die aber meistens noch weniger geistigen Ge-

halt und ansprechende Eigenschaften aufzuweisen haben als Czerny, ist nicht gering. Hinter ihnen folgen noch mancherlei Menschenklassen, in denen irgend ein einseitiges geistiges Interesse überwiegt, die wir aber sämtlich nicht sehr hoch und zum Teil recht niedrig zu schätzen pflegen: politische Kannegießer, Wahlenmacher und Wühler von Profession, Projektenmacher, unglückliche Erfinder — eine Klasse, die noch nicht ausgestorben ist, obwohl das Erfinden schon seit längerer Zeit planmäßig als eine sehr gewinnbringende Beschäftigung betrieben wird —, Personen endlich, die ihr Leben einer Schrulle opfern: das Neue Testament auf ein Quartblatt zu schreiben und was dergleichen Thorheiten mehr sind. Im allgemeinen kann man sagen, daß Personen, in denen die Sinnlichkeit von Haus aus schwach oder durch Erziehung völlig ertötet worden ist, bei hoher geistiger Begabung leicht unheimliche Fanatiker, wenn sie aber mittelmäßige Köpfe sind, lederne Pedanten oder verschrobene Menschen werden.

Aber hat nicht gerade unsre Zeit wirklich einen bedeutenden Schritt, ja einen ungeheuern Sprung zur Vergeistigung hin gethan, indem sie alle Naivität abgestreift und das Natürliche des Menschendaseins aus der Öffentlichkeit, aus den Sitten und aus der Sprache verbannt hat? Der Bürger einer andern Welt, der unsre Erde zu Studienzwecke bereiste und sich ausschließlich in guter Gesellschaft bewegte, würde es kaum vermuten, daß unser Leib durchaus tierähnlich organisirt ist. Ehe man dieser modernen Form der Sittlichkeit, die gewöhnlich Prüderie genannt wird, den Rang der höchsten bis jetzt erreichten Vergeistigungsstufe einräumt, müßte man vorher wissen, wie weit sie auf Freiwilligkeit und wie weit sie auf Zwang beruht, d. h. also, es müßten auf einige Monate alle darauf bezüglichen Strafgesetze, Polizeivorschriften,

Anstaltsverordnungen u. dergl. aufgehoben werden. Wahrscheinlich würde die Probe nicht übermäßig glänzend ausfallen, wenigstens haben außer den Obrigkeiten drei unter einander ganz verschiedene Menschenklassen ein recht schlechtes Zutrauen zur Gegenwart in diesem Stücke: die Frommen, die Verfasser von „Sittenstücken“ und jene Urdeutschen, nach deren Ansicht wir tief unter unsern sittenreinen heidnischen Vorfahren stehen, die durch die Berührung mit der römischen Welt oder wohl gar durch die christliche Kirche auf Jahrtausende hinaus verdorben worden seien. Nach dem Spruche des Horaz, daß die Natur immer wiederkehrt, mag man sie auch mit Knütteln austreiben, gewinnt die naturalistische, d. h. die Schmutzdichtung in dem Maße Terrain, als die Natur aus dem Leben verbannt wird. Die Prüderie ist bekanntlich vor noch nicht langer Zeit in England entstanden, und die Engländer hatten in der That guten Grund, sie zu erfinden. V. A. Huber sagt in seinen Schilderungen spanischen Volkslebens bei Beschreibung des Fandango: dieser Tanz sei freilich weder eine Fastenpredigt noch ein Totengerippe, aber obscön sei er nicht, wie die Engländer behaupteten, die ein mittleres zwischen der albernsten Prüderie und der gröbsten Gemeinheit nicht kennten. Wenn ein Volk so roh ist, daß selbst seine Vornehmen eine schöne Gestalt nicht anders als mit den Augen eines Türken anzublicken vermögen, dann bleibt freilich nichts übrig, als den Augen den Anblick nicht allein des Natürlichen, sondern auch des Schönen, das möglicherweise die Sinne reizen könnte, zu entziehen, und eigentlich müßten die Engländer alle schöne Gestalten in Säcke stecken, um sie vor unsittlichen Attentaten zu schützen. Und in der That hatte bei ihnen auch die Roheit und Zügellosigkeit der Sitten in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in allen Schichten der Gesellschaft

bis in den Hof hinein einen solchen Grad erreicht, daß nur durch die Einführung der strengsten Etikette der äußere Anstand wenigstens bei den Vornehmen notdürftig aufrecht erhalten werden konnte. Also notwendig war hier ein strenger Zwang der Sitte, aber als einen Zustand höherer Sittlichkeit und Vergeistigung kann man diese Lage des gefesselten Bullen, für den Schiller seine ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts nicht geschrieben hat, doch wohl nicht nennen. In den übrigen europäischen Ländern rechtfertigt sich die Prüderie namentlich bei der städtischen Bevölkerung durch die Fürsorge für die Jugend, die bei der früher unerhörten Zusammendrängung der Menschen auf kleine Räume, und mitten unter Mächten, die das Familienleben teils gar nicht zustande kommen lassen, teils mit Auflösung bedrohen, in hohem Grade gefährdet ist. Die Frage, ob nicht diese Art der Fürsorge durch andre Übel, die sie erzeugt, den Nutzen aufwiege, den sie stiftet, kann hier nicht ausführlich erörtert werden. Nur auf zwei ihrer Wirkungen wollen wir mit wenigen Worten hinweisen. Was unsre Jünglinge von der zur Erhaltung des Menschengeschlechts geschaffnen Einrichtung wissen, das haben sie, mit Ausnahme der Medizinstudenten, von losen Kameraden und aus verbotenen oder wenigstens verpönten Schriften erfahren. Diese Belehrungsart nimmt sich in unsrer belehrungswütigen Zeit, die alles übrige, auch was jeder Mensch von gesundem Sinn leicht selbst findet, zum Gegenstande eines regelrechten Unterrichts und endloser Unterweisungen macht, um so sonderbarer aus, als es sich hier nicht, wie bei vielen andern Zweigen der „Volksbildung," um Dinge von zweifelhaftem Werte handelt, sondern um einen Gegenstand von alles überragender Wichtigkeit, von dessen richtiger Auffassung und Behandlung unendlich viel abhängt.

Anklagen wegen Sittlichkeitsverbrechen können eigentlich gar nicht mehr erhoben werden, da ja alle Deutschen in diesem Punkte strafunmündig sind; denn eine auf ungesetzlichem Wege erlangte Gesetzkenntnis darf doch nicht zur Grundlage der Rechtsprechung gemacht werden. Daß im Strafgesetz Wörter wie Ehebruch und Notzucht vorkommen, kann nichts nützen, so lange das heranwachsende Geschlecht nicht einmal über das Wesen der Ehe, geschweige denn über die mit jenen Wörtern verbundnen Begriffe aufgeklärt wird. Würden die Grundsätze, die heute in der guten Gesellschaft, bei Gericht und bei der Polizei gelten, folgerichtig durchgeführt, würden alle Bücher und Schriften, mit Ausnahme der medizinischen Fachschriften, kastrirt, alle bildlichen Darstellungen des menschlichen Körpers vernichtet, gelänge es, alle jene illegitimen Quellen zu verstopfen, aus denen die Jugend Belehrung schöpft, und zugleich in den jungen Männern jenen Zustand der Begierdelosigkeit zu erzwingen, den Kirche, Staat und sittenstrenge Eltern als selbstverständlich und pflichtgemäß voraussetzen, so — würde das Menschengeschlecht aussterben. Ehen würden zwar noch zu wirtschaftlichen Zwecken geschlossen werden, aber Mann und Frau würden wie Geschwister mit einander leben. Die andre Folge der gegenwärtigen, freilich durch die gröbsten und lächerlichsten Folgewidrigkeiten vielfach durchbrochenen Praxis ist an sich mehr idealer Natur, bleibt aber doch nicht ohne Einfluß aufs Handeln. Über einen Gegenstand, der nicht bloß vom Unterricht, sondern auch aus der Unterhaltung jeder anständigen Gesellschaft ausgeschlossen ist, kann sich das heranwachsende Geschlecht kein sittliches Urteil bilden; die jungen Leute bleiben auf ihre unklaren Instinkte und auf widersprechende Meinungen angewiesen, die sie zufällig erschnappen. Gegenwärtig dürfte die Sache

schon so stehen, daß der größern Hälfte unsers Volks der Begriff und die Empfindung des Sündhaften in diesen — freilich auch in andern — Sachen abhanden gekommen ist, und daß sie nur noch das eine Gebot kennt: laß dich nicht erwischen, während die gewissenhaften Personen das Sündhafte, das im Umgange der Geschlechter vorkommt, in der tierischen Natur der fraglichen Begierden und Handlungen und im Genusse sehen, während es vielmehr teils in der Verletzung der Rechte andrer, teils in der Schädigung der eignen leiblichen und seelischen Gesundheit liegt. Nicht der tierischen Natur seines Leibes hat sich der Mensch zu schämen, denn die ist Gottes Schöpfung, sondern der Überwucherung des Geistes durch die tierischen Triebe, wo sie eintritt.

Wie wenig sich die Prüderie mit der Sittlichkeit deckt, das ergiebt sich bei einer Vergleichung des Landvolks mit vornehmen Städtern auf den ersten Blick. Die Landleute, die als Thierzüchter geradezu gezwungen sind, sich von Jugend auf mit solchen in der Stadt verpönten Dingen zu befassen, reden ganz frei und ungescheut darüber, geben jedem Dinge seinen richtigen Namen, und selbst die Frauen, weit entfernt davon, einen derben Spaß übel zu nehmen, machen selbst gern einen. Dabei sind diese Frauen pflichtgetreue Gattinnen, und das Verhältnis der Eheleute ist oft von rührender Innigkeit, wenn auch selbstverständlich ohne jede Spur von Sentimentalität. Dem Geistlichen kann es begegnen, daß er zwei alte Eheleute versehen muß, die in ihrem Ehebett beisammenliegen, und die dann richtig mit einander sterben. Im niedersächsischen Bauernhause steht noch heute das Ehebett auf einer Erhöhung, gewissermaßen als der den gemeinsamen großen Wohnraum beherrschende Thron, aufgerichtet inmitten der Schlafstätten der Kinder und des Gesindes. Sollte die Durch-

schnittssittlichkeit dieser Bauernfamilien tiefer stehen als die der vornehmen Herrschaften in der Stadt, bei denen das „unanständige" Wort Ehebett gar nicht einmal ausgesprochen werden darf, die keinem Unberufenen einen Blick in ihr Schlafzimmer gestatten, oder wo Mann und Frau wohl gar, um Gedanken an Natürliches bei ihrer Umgebung gar nicht aufkommen zu lassen, getrennt in verschiednen Zimmern schlafen? Um keinen Preis möchten wir im heutigen Leben die edle gebildete Frau vermissen, die mit einem unzarten Worte zu verletzen uns als ein Verbrechen erscheint, diese höchste Blüte christlich-germanischer Bildung, die sich erst unter dem Schutze der verfeinerten Sitte des 18. und 19. Jahrhunderts entfalten konnte. Aber vor der Fäulnis ist die feine Zierblume so wenig sicher wie das grobe Küchenkraut, und nicht eine höhere, sondern nur eine anders geartete Sittlichkeit vermögen wir in der Verfeinerung anzuerkennen.

Kein Zweifel, daß diese Verfeinerung, soweit sie nicht auf Äußerlichkeiten beschränkt bleibt, sondern das Gemüt veredelt, im Christentume wurzelt; aber von Prüderie sind die Sitten der ersten Christen frei gewesen. Die Christen der ersten Jahrhunderte blieben naiv wie ihre heidnischen Volksgenossen und fanden sogar in völliger Entblößung vor den Augen zahlreicher Personen des andern Geschlechts nichts anstößiges. Bekanntlich wurden damals nur Erwachsene getauft, und zwar feierlich in der Kirche an bestimmten Tagen, meistens an Ostern. Die Taufhandlung war ein wirkliches Bad, dem eine Salbung des ganzen Leibes vorherging. In der Legende des Papstes Sylvester wird erzählt, Kaiser Konstantin habe vor der Taufe „mutig sein Unterkleid abgelegt und die Schande des sündhaften Fleisches allen offen gezeigt," was wahrscheinlich nicht historisch ist, aber

doch die Sitten der Zeit bezeugt. Und in einem Geschichtenbuche des palästinischen Mönches Moschus wird erzählt, den Priester Konon habe ein geheimer Schauer ergriffen, als er die schöne Perserin entblößt sah, die er salben und taufen sollte. Noch ältere Belege findet man in Binterims „Denkwürdigkeiten der katholischen Kirche.“ Da in nördlichern Gegenden die vom Klima aufgezwungene dichtere Verhüllung den Menschen des Anblicks nackter Leiber entwöhnt hatte, und mittlerweile doch auch die mönchische Lebensauffassung Einfluß gewann, da ferner die Kindertaufe allgemein, und die Taufe von Erwachsenen ein ungewöhnlicher Fall geworden war, so geriet Otto von Bamberg, als er 1124 seine Pommern taufen sollte, einigermaßen in Verlegenheit. Er ließ drei Wasserbehälter anlegen, je einen für die Männer, Frauen und Kinder. Jeder dieser Behälter wurde mit einem Vorhange umgeben, hinter dem sich der Täufling auskleidete, und der Priester hatte seine Augen so lange mit einem Tuche zu verdecken, bis der Täufling kund gab, daß er im Wasser stehe.

Ein sehr hübsches Beispiel davon, wie die naive Auffassung mit einer andern skrupulösen kämpfte, die zwar im Christentume wurzelte, aber doch erst allmählich ausgebildet wurde, finden wir im Pastor des Hermas. Der Verfasser dieser Schrift, der den apostolischen Vätern beigezählt wird, berichtet, wie er eine ihm bekannte schöne Jungfrau im Bade fand und ihr die Hand reichte, um ihr beim Heraussteigen aus dem Flusse behilflich zu sein. Dabei dachte er: „wie glücklich wäre ich, wenn ich eine Gattin bekäme, die dieser an Schönheit und Sitten gleich wäre! Nur dieses, fügt er hinzu, dachte ich, nichts weiter; und ich ehrte die Kreatur Gottes, bedenkend, wie herrlich und schön sie sei.“ In der Nacht darauf aber erschienen ihm das Mädchen und die Kirche in Gestalt einer alten Frau,

und rügten diesen Gedanken. Da versank er in tiefe Betrübnis und sprach bei sich: „Wenn mir das schon als Sünde angerechnet wird, wie kann ich da selig werden?" Trotz solcher Erregung von Gewissenszweifeln blieben die Sitten, wie bekannt, nicht allein das ganze Mittelalter hindurch naiv, sondern arteten zeit- und stellenweise in mehr als heidnische Zügellosigkeit aus. Mit der darauf folgenden puritanischen Reaktion trat die jesuitische in Konkurrenz, die zum Teil gefährliche und verwerfliche Mittel anwandte und eine zwischen läppischer Zimperlichkeit und frommer Lüsternheit schwankende Geistesrichtung hervorrief. Das widerliche Ideal dieser Richtung ist der „heilige" Jüngling Aloysius von Gonzaga, der noch heute den katholischen Knaben als Schutzheiliger empfohlen und zum Beispiel aufgestellt wird, weil er so besorgt um seine Keuschheit war, daß er nicht einmal seiner Mutter ins Gesicht sehen mochte. Ein Bengel, der so frech ist, daß er vom Schauen ins Antlitz seiner Mutter Gefahren für seine Keuschheit fürchtet, verdient ausgehauen zu werden, aber nicht in Marmor, und sein Bild gehört ganz wo anders hin, als auf die Altäre christlicher Kirchen.

Sollte der oben erwähnte Charakterzug aus Konstantins Leben geschichtlich sein, so würde diesem Kaiser wohl nicht das Bewußtsein der Sündhaftigkeit des Fleisches die Entblößung als eine Schmach haben erscheinen lassen, die er in Demut auf sich zu nehmen den Mut hatte, sondern vielmehr der Gedanke an seine kaiserliche Majestät, die doch auch damals schon ohne Gewänder nicht gut gedacht werden konnte. Das erinnert noch an eine andre Wurzel der Prüderie. Bei den Griechen hatte der einzelne Mann so viel Geltung, als er sich durch Geist, Geschicklichkeit und Charaktereigenschaften selbst verschaffte. Nicht das Amt verlieh die Geltung, sondern die Per-

sönlichkeit verschaffte das Amt. Unter diesen Umständen konnte der Angesehene dadurch, daß er sich in puris naturalibus sehen ließ, nichts verlieren; der Weisheit eines Sokrates, dem Dichtergenius eines Sophokles konnten Gewänder nichts nehmen und nichts geben; so oder so gekleidet oder unbekleidet — ein jeder blieb, der er war. Die verwickelte Ordnung des Großstaates dagegen kann nicht auf ausgezeichnete Persönlichkeiten, sondern muß auf Ämter gegründet werden. In der Beamtenhierarchie muß ein jeder so viel gelten, nicht wie er persönlich wert ist, sondern wie sein Rang es fordert, und dieser Rang, den man ihm nicht am Gesicht ansehen kann, muß durch Kleidung und Abzeichen kenntlich gemacht werden. Daher stellt sich im Großstaat mit Notwendigkeit ein orientalisch-byzantinisches Formenwesen ein, und der Beamte, der Würdenträger, will nicht gern ohne die Abzeichen seiner Würde befunden werden, weil ihm das leicht eine seine Amtsehre verletzende Behandlung zuziehen könnte. Wenigstens will er stets als Mann von Stand, also mindestens in feiner anständiger Kleidung erscheinen. Doppelt notwendig ist solche Vorsicht unter unsern heutigen vom Weltverkehr durcheinandergewirbelten Menschenmassen, wo nicht, wie im alten Athen, jeder jeden von Angesicht kennt. Je höher ein Mann im Range steht, desto unangenehmer ist ihm der Gedanke, er könne einmal von seinen Untergebenen lediglich als Mensch betrachtet werden. Schon deshalb wird er nicht leicht ein Volksbad besuchen, wo die natürliche Gleichheit aller so auffällig hervortritt. Vollends die Majestät — so scheint es die Sicherheit des Staates zu fordern — soll über die natürliche Gleichheit so hoch hinausgehoben werden, daß niemand bei ihrem Anblick an Natürliches zu denken wagt. Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt die Überlegung der Herrschenden

bei rohen Naturvölkern, wo sich der Herrscher weder Geisteskraft noch Geschicklichkeit genug zutraut, seine Untergebenen im Gehorsam zu erhalten, wenn sie in ihm einen gewöhnlichen Menschen erkennen. Deshalb dürfen sie ihn nicht anblicken, wenn sie, auf dem Bauche rutschend, ihm nahen. Auch daß der Papst stets allein speist, gehört zu dieser Art Prüderie; man soll nicht sehen, daß er ein Mensch ist wie ein andrer Mensch.

Der moderne Liberalismus hat nun freilich den Autoritäten einen schlimmen Streich gespielt. Er vermaß sich, die Standesunterschiede aufzuheben, und da er das nicht vermochte, so hat er wenigstens die Kleiderunterschiede aufgehoben; zwischen der Gräfin und dem Dienstmädchen, zwischen dem Schneidergesellen und dem Könige in Zivil vermag das Auge keinen Unterschied mehr zu erkennen. Das vergebliche Bestreben, dieser Gleichheit zu entfliehen, erzeugt, wie Jhering sehr schön gezeigt hat, den Modewechsel, der immer rascher wird, ohne den Leuten, die sich durch den Rock auszeichnen wollen, im mindesten zu helfen. Der neueste Schnitt, die neueste Tuchfarbe verbreitet sich mit Windesschnelle über ganz Europa. Es giebt für Nichtuniformirte nur noch ein Mittel, sich äußerlich auszuzeichnen, das ist die Verachtung der Mode. Bei den vornehmen Frauen ist die eine Art der Prüderie mit der andern in Konflikt geraten. Was sie als Privilegium für sich in Anspruch nehmen, das ist ein Festkleid, durch dessen Schnitt sich eine Arbeiters- oder Bürgersfrau Verhaftung und Strafe zuziehen würde. So gekleidet oder vielmehr unbekleidet läßt sich die vornehme Dame von einem fremden Manne im Arme wiegen, den am andern Morgen im züchtig geschloßnen Schlafrock zu empfangen, sie für sehr unanständig halten würde.

Mit alledem wollen wir selbstverständlich nicht zu lockeren Sitten eingeladen haben. Wir erkennen

mit Lotze an, daß es allemal bedenklich ist, Vorurteile zu beseitigen, am bedenklichsten, wo es sich um Vorurteile der Schamhaftigkeit handelt. Aber wir mußten hervorheben, daß die Verfeinerung der Sitten noch keineswegs die Vergeistigung der Personen bedeutet, und wir wollten bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß die Dienste, die der Sittlichkeit von der Sitte geleistet werden, nicht über jeden Zweifel erhaben sind, daß es auch in diesen Dingen eine goldne Mittelstraße giebt, die zu finden unendlich schwierig sein mag, die zu suchen aber Pflicht ist, wo gedankenlose Routine in der Bekämpfung sittlicher Gefahren neue Gefahren andrer Art heraufbeschwört. Daß es in zweifelhaften Fällen besser ist, wenn die Behörden mehr durch übertriebne Strenge als durch Nachlässigkeit sündigen, wollen wir nicht leugnen, und wir erkennen beides an, sowohl den Wert von Anstandsregeln für die Bewahrung der Sittlichkeit, wie auch die zeitweilige Berechtigung der puritanischen Auffassung als eines heilsamen Gegengewichts gegen die Zügellosigkeit, zu der die Jugend und die Massen stets hinneigen.

Keinerlei Berechtigung dagegen können wir zwei eigentümlichen, unter einander nicht gerade befreundeten Cliquen zugestehen, deren jede für sich den Ruhm zartester Sittlichkeit und erhabenster Vergeistigung beansprucht. Die eine nennt sich liberal und stellt sich höchst entrüstet, so oft jemand öffentlich von den Nachtseiten des großstädtischen Lebens sprechen will, denn erstens stehe es damit gar nicht schlimm, und zweitens gestatte die hoch und fein entwickelte Sittlichkeit unsrer Zeit die Verhandlung über solche Dinge höchstens hinter verschlossenen Thüren. Konservative Blätter wollen wissen, daß gerade diese Art von Liberalen an jener Nachtseite sehr stark beteiligt sei, woraus sich die Scheu vor öffentlicher

Besprechung leicht erklären würde. Wie dem auch sei, jedenfalls ist es grober Unfug, wenn diese modernen Heiligen vorgeben, unsre Jugend vor der Verführung durch den Apostel Paulus schützen zu müssen. Vor ein paar Jahren führte ein Blatt dieser Partei, ich weiß nicht mehr, war es das „Berliner Tageblatt“ oder die „Berliner Zeitung,“ Beschwerde über Sendlinge der Stadtmission, die an den Pforten der höheren Lehranstalten Flugblätter „unzüchtigen“ Inhalts austeilten. Die als Proben abgedruckten „unzüchtigen“ Sätze waren — Stellen aus paulinischen Briefen, was die Redakteure natürlich nicht gewußt haben. Die Zweckmäßigkeit des Traktätchenverteilens lassen wir dahingestellt sein, aber man stelle sich vor: die unschuldigen Berliner Jünglinge, verführt durch den Apostel Paulus! Und ein Feuilletonist der „Neuen Freien Presse“ bemerkte neulich, einem anständig erzogenen Mädchen unsrer Tage könne man nicht gut zumuten, sich die Aussprüche des Apostels Paulus über die Ehe anzuhören. Diese Art „keusche Herzen“ hat schon Mephistopheles in den bekannten Versen trefflich gezeichnet. Gerade die Art und Weise, wie die Bibel und der bei allem Gegensatze der Weltanschauung ihr doch sehr ähnliche Homer diese Dinge behandeln, ist die richtige, und viel Unheil würde vermieden, wenn wir wieder zu derselben Auffassung und Redeweise gelangten, wenn das Geschlechtsleben wieder als eine natürliche, notwendige und verehrungswürdige Einrichtung Gottes behandelt würde, anstatt daß man, wenn die Umstände darauf hinführen, mit dummem und verlegnem Lächeln ratlos zwischen der lüsternen Zote und der Geheimthuerei oder dem Scheine des Nichtswissens oder einer erheuchelten hochmütigen Verachtung hin- und herschwankt.

Die andre Clique ist die der Pessimisten, die mit ihrem Meister Schopenhauer den Willen zum Leben

als das Böse, daher den Zeugungsakt, die stärkste Bejahung des Willens zum Leben, als den Urquell aller Sünde bezeichnet, dessen sich der Mensch mit Recht schäme. (Das ist, nebenbei bemerkt, zugleich eine Mißdeutung des Schamgefühls; die Geschlechtsliebe ist ein Herzensgeheimnis, das nicht durch die Zeugenschaft eines dritten entweiht werden darf; der Zartfühlende verbirgt sie, wie er andre Herzensgeheimnisse, z. B. edle Handlungen, vor profanen Blicken verbirgt. Natürlich ist mit dieser Andeutung die Bedeutung des Schamgefühls nicht erschöpft.) Diese Ansicht ist ein Gemisch von Buddhismus und Pársismus oder Manichäismus in neuem Aufputz. Sie ist der Hauptsache nach dieselbe, wie die zwar nicht in der katholischen Kirchenlehre, aber stellenweise in der Praxis des katholischen Mönchswesens herrschende, und sie liegt unbewußt auch hie und da der Prüderie zu Grunde. Gewisse hochmütige Fromme nehmen es unserm Herrgott aufrichtig übel, daß er die Menschen nicht lieber auf den Bäumen wachsen läßt, anstatt sie auf eine nach ihren Begriffen so unanständige Weise auf die Welt kommen zu lassen. Diesen Verirrungen gegenüber kann man die würdige und tiefe Ansicht vom Geschlechtsleben als mustergiltig empfehlen, die A. von Öttingen in seiner Moralstatistik entwickelt; aber die ist eben keine Errungenschaft unsers Jahrhunderts, sondern aus der Bibel geschöpft.

Wenn wir von den ekstatischen Heiligen absehen, deren Dasein die meisten unsrer Zeitgenossen für Betrug oder Selbsttäuschung halten, so würde die geistigste unter allen Daseinsformen die eines Philosophieprofessors sein, der ganz in Abstraktionen lebt. Aber die Welt hat wahrscheinlich Recht, wenn sie einem Gedankenbau, der außer von seinem Schöpfer fast von niemand ordentlich verstanden wird und der

wenig erkennbaren Nutzen stiftet, keinen besonders hohen Wert beilegt. Jedenfalls würde der Gedanke, das Endziel der Weltentwicklung sei die Heranbildung aller Menschen zu Professoren der Philosophie, mehr in die „Fliegenden Blätter" als in die Geschichtsphilosophie gehören. Die nützlichsten aller Abstraktionen sind unstreitig die mathematischen. Aber so hoch wir auch die Mathematiker schätzen, sowohl wegen des praktischen Nutzens, den sie stiften, als wegen der Schwierigkeit ihrer Denkarbeit — ihnen die Palme menschlicher Vollkommenheit zuzuerkennen, hält uns ihre Einseitigkeit ab; einen Leibniz stellen wir gerade darum so hoch, weil er nicht bloß Mathematiker war, vielmehr sich bei der Beschäftigung mit vorherrschend abstrakten Gegenständen den offnen Sinn und das Interesse für die Dinge der wirklichen Welt, für Religion und Politik und die Schicksale des Vaterlandes bewahrt hatte. Übrigens dürfen wir nicht vergessen, und damit kehren wir zum Anfange dieser Erörterung zurück, daß die gründlichste und folgerichtigste Abstraktion, die Abstraktion von allem Sinnlichen und die Selbstverneinung als höchstes Ziel menschlicher Entwicklung, am allerersten Anfange der Kulturgeschichte steht; läuft doch darauf die uralte heilige Lehre der Inder hinaus.

Ein bekannter darwinistischer Satz, der sehr viel Wahrheit enthält, lautet: Im Leben des Einzelnen wiederholt sich das Leben der Gattung, oder: die Entwicklungsgeschichte des Einzelnen ist die abgekürzte Entwicklungsgeschichte der Gattung. Zeigt nun der einzelne Durchschnittsmensch eine mit den Jahren fortschreitende Vergeistigung? Nur in seinen ersten beiden Lebensjahren, dann eher das Gegenteil. Das Kind führt in den ersten Monaten seines Erdendaseins ein rein tierisches Leben, d. h. die geistigen Kräfte dienen bei ihm nur der unmittelbaren Befrie-

digung seiner leiblichen Bedürfnisse. Nach und nach stellt sich ein Interesse an der Außenwelt ein, das mit der körperlichen Ernährung, der Erhaltung einer angenehmen Temperatur u. s. w. nichts zu schaffen hat, und nach Vollendung des zweiten Jahres ist dieses sozusagen unkörperliche Interesse bei gesunden und lebhaften Kindern schon so stark, daß sie über der Betrachtung der Außenwelt, ihrem Studium — so darf man das beharrliche Bemühen, in ihr Verständnis einzudringen, wohl nennen —, ihrer phantasievollen Deutung und ihrer Beherrschung und Verwendung zum Spiel Essen und Trinken vergessen und auf unbehagliche Empfindungen, wie die durch Kälte und nasse Kleider verursachten, nicht achten; es ist schon ein empfindlicher Schmerz oder ein starkes Hungergefühl nötig, um sie an das leibliche Bedürfnis zu mahnen. Ein tüchtiger Knabe achtet auch schmerzhafte Verwundungen, Beulen und Striemen nicht, die er sich im Spiele, bei Wettkämpfen und auf Streifzügen zuzieht. Die Speisen und Getränke werden mehr verschlungen als kostend genossen; daß den Kindern wohlschmeckende Speisen lieber sind als fade oder übelschmeckende, und zwar gerade die am liebsten, die ihnen am zuträglichsten sind, Obst und Milch, ist kein Zeichen erbsündlicher Verderbnis, sondern eine wohlthätige und notwendige Einrichtung der Natur. Aber zur Naschhaftigkeit muß das Kind besonders verzogen werden; von Natur ist ihm außer jenen dem Körper sehr heilsamen Zugaben die einfachste Speise, das Brot, die liebste. Auch der Jüngling ist noch kein Feinschmecker; junge Leute wissen nicht, was gut schmeckt, sagt Goethe. Wenn der studirende deutsche Jüngling sich in einen lebendigen Bierschlauch verwandelt, so thut er das nicht aus Neigung zur Völlerei, muß er doch dabei, ebenso wie beim Rauchenlernen, vorher die widerstrebende Natur

überwinden, sondern weil ihn die urgermanische und durch moderne akademische Satzungen aufs neue geheiligte „Sitte" dazu zwingt; das Kneipenleben verdient also in zweifacher Hinsicht, weil es von der Sitte geboten ist und weil es der Natur widerstrebt, das Lob höchster Sittlichkeit. Natürlich ist dann wieder das Erwachen des Geschlechtstriebes im Jünglinge, und zwar ist es notwendig, daß dieser Trieb stärker sei als die Vernunft, weil sonst, wie sich jeder selbst klar machen kann, das Menschengeschlecht schon nach den Erfahrungen der ersten hundert Jahre seines Erdenwallens ausgestorben sein würde. (Die Vernunft soll wohl die Befriedigung der Triebe regeln, aber sie ausrotten oder gänzlich unterdrücken darf sie beim Durchschnittsmenschen nicht können.) Und mit einem wie hohen idealen Gehalt der Trieb beim Jüngling durchtränkt zu sein pflegt, das beweisen schon die zahlreichen Selbstmorde aus Liebe. Was beim Manne und beim Greise zu schwinden pflegt, das ist die Romantik; wie weit das sinnliche Element der Liebe schwindet, das mag sich jeder nach seinen eignen Herzens- und Lebenserfahrungen beantworten. Unzweifelhaft, weil nicht zu verbergen, ist die Thatsache, daß in allen übrigen Beziehungen das Wohlgefallen an sinnlichen Genüssen, ihr absichtliches Aufsuchen, sorgfältiges Vorbereiten und methodisches Auskosten mit den Jahren zunimmt. Der gebildete Mann unsrer Tage ist Feinschmecker, verlegt sich auf das Studium des Komforts, beobachtet seinen Körper und widmet seinen angenehmen und unangenehmen Empfindungen einen Grad von Aufmerksamkeit, der mit dem stolzen Anspruch auf eine über die rohe Sinnlichkeit erhabene Vergeistigung aufs heiterste kontrastirt. Und aus seiner verfeinerten Genußsucht weiß er sich sogar noch einen Ruhmeskranz zu flechten, indem er sich und andre überredet, nur aus

Pflichtgefühl, um sich leistungsfähig zu erhalten, sei er so ängstlich um seine Leibeswohlfahrt besorgt. Viele Männer sind in dem Maße Sklaven der Sinnlichkeit, daß sie nicht vier Stunden des Tages zusammenhängend verbringen können, ohne durch Trinken oder Rauchen ihre Geschmacksnerven zu kitzeln. Greisen rechnen wir es sogar als ein hohes Verdienst an, wenn sie noch geistiges Leben äußern und nicht bloß „vegetiren.“ Einen Rückschluß auf die Entwicklung des Menschengeschlechts wollen wir aus diesem wenig erhebenden Verlaufe des Einzellebens nicht ziehen; der Begriff des Alterns im Sinne eines allmählichen körperlichen Verfalls ist auf jenes überhaupt nicht anzuwenden; aber für die Vergeistigungshypothese erweckt der Lebenslauf des einzelnen Menschen kein günstiges Vorurteil. Dagegen wird in dem frommen Greise die Überzeugung stark, daß dieser ganze Reichtum geistigen Lebens, den er bei zerfallendem Leibe nur noch in der Erinnerung besitzt, nicht verloren sein könne, sondern zum Wiederaufblühen und Weiterwachsen in einem Jenseits bestimmt sein müsse, wo sein Gedeihen nicht mehr von den Bedingungen des sinnlichen Lebens abhängig sein wird.

Zu einem ähnlichen Ergebnis gelangen wir, wenn wir das Volksleben mit dem Leben der Gebildeten vergleichen. Da dieses eine höhere Kulturstufe einnimmt als jenes, so pflegt der Gebildete ohne weiteres vorauszusetzen, daß er ein geistigeres und weniger sinnliches Wesen sei, als der Mann und die Frau aus dem Volke. Sehr hart urteilt in dieser Beziehung Eduard von Hartmann über das Volk. Einer seiner Aussprüche, den ich im Augenblick nicht finden kann, lautet ungefähr: Die Religion ist die einzige Form, in der das Ideale jenen Volksmassen zugänglich ist, die sonst keinen andern Lebenszweck

kennen als fressen, saufen und sich begatten. Man kann von dem genannten Philosophen (und, nebenbei bemerkt, von den meisten Philosophen und — modernen Staatsmännern) sagen, was Gino Capponi von Macchiavelli sagt: er kennt den Menschen, aber nicht die Menschen. Er kennt die selbstsüchtigen Antriebe, die den Menschen bewegen, die Illusionen, die er sich über die Ziele seines Strebens macht, die Heuchelei, mit der er sich und andre über die Schlechtigkeit seiner Absichten, wie über die Verwerflichkeit der angewandten Mittel täuscht, kurzum den ganzen Motivationsprozeß, wie es Schopenhauer nennt; also er kennt den Menschen im allgemeinen, und zwar vorzugsweise seine schlechtere Seite, aber nicht die verschiednen wirklichen Menschen, die Menschen eines bestimmten Berufsstandes, einer bestimmten Landschaft, einer bestimmten Konfession, und am wenigsten natürlich die Menschen, die ihm am fernsten stehen, die untern Klassen. So kommt Hartmann an einer Stelle zu der Ansicht, daß die armen Leute kein andres Vergnügen kennten, als Essen und Trinken und jenes dritte; an einer andern Stelle dagegen meint er, Essen und Trinken könne ihnen gar kein Vergnügen bereiten, weil ihren Speisen der Wohlgeschmack fehle. Eins ist so falsch wie das andre.

Auf den oben erwähnten Ausspruch könnten wir nun zunächst mit einem Satze Schopenhauers antworten, in dem der abendländische Mensch getadelt wird, weil er „wähnt, die Tiere seien etwas von Grund aus andres als er, und, um sich in diesem Wahne zu befestigen, sie Bestien nennt, alle ihre ihm gemeinsamen Lebensverrichtungen an ihnen mit Schimpfnamen belegt u. s. w.“ Die Höflichkeit, die der Meister für die Tierbrüder fordert, könnte der Jünger wohl auch den ärmern unter den Menschenbrüdern zugestehen. Sodann erachte ich die zur Er-

haltung des Einzelnen und der Gattung dienenden Verrichtungen überhaupt nicht für etwas Niedriges, Gemeines und Schlechtes, von denen es erlaubt wäre verächtlich zu sprechen, sondern für etwas Wunderbares, Schönes, Geheimnisvolles und Göttliches, umso mehr, als der ganze stolze Bau des menschlichen Geisteslebens aus der durch jene Verrichtungen genährten Wurzel hervorgeht, das künstliche, vielverzweigte Getriebe — aber zu was lange Worte machen über eine Sache, für die Schiller schon vor hundert Jahren den guten kurzen Ausdruck gefunden hat:

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie [die Natur] das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Und wäre ich unfehlbarer Papst, so würde ich die Zahl der Sakramente auf zwei beschränken, aber als solche nicht Taufe und Abendmahl, sondern Abendmahl und Ehe bezeichnen, weil durch die Weihe jener beiden großen natürlichen Funktionen das irdische Leben zu seiner wahren Bedeutung und seinem richtigen Gebrauche gelangt und hierdurch mit dem himmlischen verknüpft, demnach der Zweck der Religion aufs schönste erreicht wird. Auch ist unter den sieben Sakramenten der katholischen Kirche die Ehe das einzige, von dem (Epheser 5, 32) in der Vulgata die Bezeichnung sacramentum gebraucht wird.

Soll aber mit jenen verächtlichen Worten ausgedrückt werden, daß eine menschenunwürdige Form der natürlichen Verrichtungen bei den Armen relativ häufiger vorkomme, als bei den Vornehmen (absolut ist sie es freilich, weil die Zahl der Armen größer ist), so können wir auch das nicht zugeben. Freilich, die würdige Form des Familienmahles fehlt aus bekannten Ursachen nur gar zu oft; aber ist eine ärmliche Kartoffelmahlzeit, bei der die Mutter sich

nicht satt ißt, damit die Kinder genug bekommen, bei der eins dem andern das winzige Klümpchen Fett oder Butter zuschiebt, das doch nicht für alle reicht, bei dem die ältern oder gesündern Geschwister einen guten Bissen, dessen sie durch einen Glücksfall teilhaft geworden sind, dem jüngsten oder schwächsten gönnen, ist ein solches Mahl nicht bei aller Formlosigkeit oder vielleicht abschreckenden Häßlichkeit der äußern Zurüstung geistiger und erhabener, als das „Diner" des vornehmen Mannes, für den die Prüfung des täglichen „Menus" ein hochwichtiges Geschäft bildet, und dessen Zubereitung für eine Menge gut und zum Teil sehr hoch besoldeter Kochkünstler und Gehilfen die einzige Lebensaufgabe ausmacht? Solcher armen Familien, wie Uhdes herrliches Bild: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast" eine darstellt, die das Wenige, das sie sich mit ehrlicher Arbeit verschafft haben, mit Dank gegen Gott genießen und sogar mit einem noch ärmern zu teilen bereit sind, giebt es noch tausende. Und hat ein solches Mahl nicht einen unendlich wertvollern geistigen Inhalt, als das großartigste Zweckessen, das Gedeck zu zehn Mark, mit allen seinen schaumweingeistreichen Toasten und Gesprächen?

Damit ist auch schon gesagt, daß die Religion, so hoch sie als Pflegerin des Idealen zu achten sein mag, doch keineswegs die einzige Form ist, in der das Ideale dem armen Manne zugänglich ist. Er kennt und hegt die romantische Liebe, Gatten-, Eltern- und Kinderliebe, Kameradschaft in dem Streben nach Verbesserung der Lage seines Standes, was alles ideale Empfindungen und Bestrebungen sind. Er liest auch gern, um sich geistig fortzubilden, und unter den schönen Künsten giebt es wenigstens eine, für die er Verständnis hat: die Musik. Die Vaterlandsliebe ist ihm allerdings nur dann zugänglich, wenn er ein

kleiner Besitzer ist oder Aussicht hat, einer zu werden; wer kein Stückchen Land, keine Aussicht und keine noch so kleine Hypothek auf ein solches hat, der hat auch kein Vaterland. Durch zweierlei unterscheidet sich das geistige und Gemütsleben des Volkes von dem der Gebildeten: es ist ärmer an Inhalt, aber darum nicht weniger stark und edel; und es erscheint anders im Ausdruck. Leute aus dem gemeinen Volke drücken bald mehr bald weniger aus, als der Gebildete in demselben Falle. Mehr, weil sie nicht gewöhnt sind, ihren Empfindungen Zwang anzuthun, sondern unbefangen kundgeben, was sie bewegt; weniger, weil sie bei ihrer kräftigen Konstitution mehr aushalten. „Das Volk — sagt Karl Stieler bei Beschreibung eines Oberammergauer Passionsspieles — ist weichmütig im Herzen, aber sinnenstark; es wird gerührt von dieser Schmerzensqual, aber es hat den Mut, sie zu sehen."

Nach dem heute herrschenden naturwissenschaftlichen Glauben, der wahrscheinlich gemacht, aber nicht bewiesen werden kann, hätte das Menschengeschlecht im Anfange seines Daseins tierartig gelebt, wie noch heute jedes einzelne Menschenkind in den ersten Monaten nach der Geburt. Eine wissenschaftliche Kenntnis dieses Zustandes vermögen wir nicht zu erlangen, denn selbst die rohesten Wilden sind keien Tiere mehr. In der geschichtlichen Zeit finden wir die verschiednen Grade der Geistigkeit stets neben, nicht nach einander. Es giebt zu allen Zeiten Menschen, in denen das Leibliche, andre, in denen das Geistige überwiegt, und noch andre, in denen es zu einem schönen Gleichgewicht von Leib und Geist kommt. Es giebt auch zu allen Zeiten — diese Stufenleiter fällt mit der vorigen nicht zusammen — Teufel, Bestien, Menschen und Engel. Bei den Teufeln überwiegt das Geistige ebenfalls, nur in

anderm Sinne als bei den Engeln. Vielleicht gelingt es den beharrlichen Bemühungen der Guten und Weisen, die Zahl der Teufel und der Bestien zu verringern, vielleicht auch nicht; was die Hoffnung bedeutend herabstimmt, ist der Umstand, daß höllische Erscheinungen wie die Hexenprozesse, die französische Schreckensherrschaft, die dem Götzen Mammon dargebrachten Kinderopfer so spät in der Weltgeschichte auftreten. Auch daß sich die Zahl der Engel wesentlich vermehren werde, ist kaum zu erwarten. Die absichtliche und künstliche Engelzüchterei ist bisher noch immer verunglückt. Den Pädagogen erhabensten Stils ergeht es wie jenen Darwinianern, die schlechterdings Tauben zu Hühnern hinaufzüchten wollen; haben sie glücklich eine Brut von recht hühnerähnlichem Charakter aufgebracht, so schlägt bei der nächsten der Taubencharakter desto entschiedner wieder durch, und die Gattung beweist ihre Beharrlichkeit. Beim Menschen pflegen solche Versuche nicht bloß mit Rückschlägen, sondern zuweilen auch mit einem Umschlag ins Untermenschliche, ins Bestialische oder Höllische zu endigen, an dem Mephistopheles seine Freude hat. Die Heiligengeschichten wissen davon zu erzählen, und Shakespeare hat in „Maß für Maß" am Lord Angelo ein warnendes Beispiel aufgestellt. Doch sind wir anderseits auch ziemlich sicher vor der Gefahr, daß sich die Menschheit einmal ganz und gar der Bestialität oder teuflischer Niedertracht ergeben könne. So oft solche Zustände vorübergehend eingetreten sind, hat die Masse das wüste Wesen immer bald satt bekommen und von selbst wieder angefangen, menschlich zu leben, auch einen Herrn, der die Bändigung des unbotmäßigen Teiles übernahm, gern als Erlöser begrüßt. So bleibt denn der Durchschnittsmensch allezeit ein Mensch, „so wunderlich als wie am ersten Tag"; aber die engel-

hafteren unter seinen Brüdern weisen ihn auf ein andres Leben hin, in dem der Geist nicht mehr vom Leibe abhängig sein wird.

Nur in zwei Beziehungen muß eine fortschreitende Vergeistigung anerkannt werden. Erstens wird der Mensch in und von der Gesellschaft zur Herrschaft des Geistes über die sinnlichen Begierden erzogen. Aber diese Erziehung muß bei jedem einzelnen Menschen wieder von vorn anfangen, und es ist fraglich, ob die Fähigkeit zur Selbstbeherrschung durch fortgesetzte Vererbung eine stetige Steigerung erfährt. Mitten unter den zivilisirten Nationen werden immer wieder Menschen von einer nicht zu bändigenden Wildheit geboren, während Negerkinder, die von früh auf bei uns erzogen werden, sich ganz gesittet benehmen. Wenn bei sehr alten Völkern, wie bei den Chinesen, ein besonders hohes Maß von Selbstbeherrschung beobachtet wird, so darf doch nicht übersehen werden, daß eben jeder einzelne von seinen ersten Tagen an im Zwange der Volkssitte und am Gängelbande der Klugheitsvorschriften aufwächst, und es ist noch die Frage, wie sich ein wild aufgewachsener Chinese benehmen würde. Auch erinnern uns gerade die Chinesen daran, daß die Selbstbeherrschung nicht etwa schon den guten Charakter ausmacht. Sie dient dem bösen wie dem guten; große Bösewichter sind Meister darin.

Der andre Fortschritt ist unzweifelhaft ein Fortschritt des ganzen Menschengeschlechts; er besteht in der stetigen Mehrung des geistigen Schatzes der Menschheit. Doch ist dabei zu bemerken, erstens, daß dieser Schatz nur verhältnismäßig wenigen zugänglich ist. Das Aneignen fertiger Ergebnisse der Wissenschaft in der Schule ist noch nicht selbst Wissenschaft; für das praktische Leben ist es von großer Wichtigkeit, daß einer die wahre Gestalt der Erdoberfläche kenne, aber für die Würde, Schönheit, Tiefe und Seligkeit

der einzelnen Seele will es nicht viel bedeuten. Homer bleibt mit seiner kindischen Geographie doch immer größer als alle unsre Postbeamten, die eine so schwierige Prüfung in diesem Gegenstande zu bestehen haben. Und zweitens wird auch der Mann der Wissenschaft durch die Wissenschaft allein höchstens ein lebendiges Konversationslexikon, aber noch kein großer Geist. Die Vergeistigung der Gesichtszüge, von der so oft gesprochen wird, ist meistens weniger die Wirkung eines umfassenden Wissens als tiefer und veredelnder Seelenerfahrungen; sie findet sich daher auch bei ungelehrten Leuten, namentlich bei Frauen, ja sie kann sogar äußerliche Maske sein oder ein Gemisch vieler verschiedner Masken, wie bei großen Schauspielern.

Zu einem ähnlichen Ergebnis sind wir auf einem andern Gebiete gelangt, das mit der Vergeistigung nicht zusammenfällt, aber innig mit ihr verwebt ist, auf dem der Sittlichkeit. In einer Untersuchung des sittlichen Fortschritts (Grenzboten 1890, Nr. 37) gelangten wir zu dem Ergebnis, dieser Fortschritt bestehe in dem wachsenden Reichtum der sittlichen Erscheinungen. Außerdem darf noch in zweifacher Beziehung von einem Fortschritt der Sittlichkeit gesprochen werden. Erstens ist es Pflicht jedes einzelnen Menschen, sittlich fortzuschreiten, zweitens hat jede Zeit für sich jene Hindernisse wegzuräumen, die der Entfaltung der Sittlichkeit im Wege stehen, unbekümmert darum, daß sich vielleicht gleichzeitig, ohne und gegen die Absicht der Gesetzgeber, Regenten und Erzieher, andre Hindernisse aufhäufen; das kommende Geschlecht will auch etwas zu thun finden.

Damit sind wir dem Sinn der Weltgeschichte schon ganz nahe gekommen.

Sechstes Kapitel

Zweck aller Veränderungen und wahrer Begriff des Fortschritts

Daß jeder Mensch, jedes Volk, jedes Zeitalter Aufgaben zu lösen finde, ist der Zweck aller geschichtlichen Veränderungen. Daher dürfen die drei großen Fragen des Menschengeschlechts, die metaphysische, die religiös-kirchliche, die politisch-soziale, niemals gelöst werden, denn die Arbeit an ihrer Lösung bildet eben den Inhalt der Geschichte. „Nachdem zu Hegels Zeit die vernünftige Monarchie erreicht (worden?) ist, also der Geist sich selbst gefunden hat, hat die Geschichte kein Ziel mehr, sie müßte ewig stillstehen. Schon dieses allein beweist, daß die Hegelsche Bewegung ein metaphysischer Zauberkreis ist, der in sich selbst zurückkehrt.“*) Nicht so sehr um die Lösung handelt es sich dabei, als vielmehr um die Arbeit. Nicht die Herbeiführung eines endgiltigen Zustandes, etwa des tausendjährigen Reiches, ist der Zweck aller Bildungen und Zersetzungen, Kämpfe und Verträge, sondern gerade umgekehrt eine fortwährende Gleichgewichtsstörung, die zu immer wechselnder Thätigkeit

*) Dr. P. Barth, Die Geschichtsphilosophie Hegels und der Hegelianer bis auf Marx und Hartmann, ein kritischer Versuch (Leipzig, Reisland, 1890), S. 20.

zwingt und so der Menschennatur Gelegenheit giebt, alles zu offenbaren, was an Kräften und Anlagen in ihr schlummert. Darum muß jede Einzellösung neue Fragen und Schwierigkeiten gebären. Nur so kann jedem einzelnen Menschen jedes Zeitalters das Arbeitsfeld gesichert werden, auf dem er seine Persönlichkeit zu vollenden und für seine jenseitige Bestimmung fertig zu machen vermag. „Unsre Humanität ist nur Vorübung, die Knospe zu einer zukünftigen Blume," überschreibt Herder das fünfte Kapitel des fünften Buches seiner „Ideen," und auch Lotze nennt die Lebensaufgabe des Menschen eine Übungsaufgabe. Durch die Verlegung des höchsten Lebenszieles ins Jenseits wird der Widerspruch gelöst, daß die Sittlichkeit auf das leibliche Gedeihen des Menschengeschlechts abzielt und doch dem Einzelnen sehr häufig gebietet, seine eigne leibliche Wohlfahrt zu opfern; was er augenblicklich im Dienste der Gesamtheit einbüßt, dafür hofft er im Jenseits entschädigt zu werden. Dagegen hat die heute beliebte Redensart keinen Sinn, es sei der Natur nicht um das „Individuum," sondern nur um die Gattung zu thun, darum opfere sie erbarmungslos das Leben und Wohl der Einzelwesen. Die Gattung ist doch nur in den Einzelwesen vorhanden; und wenn wir die Arttypen zu den ewigen göttlichen Ideen (Musterbildern) rechnen, so meinen wir damit eben, daß es ihre Bestimmung sei, in möglichst vielen und möglichst gelungnen Exemplaren ausgeprägt zu werden.

Also der wissenschaftlich längst überwundne Katechismus ist es, den man uns hier unter dem hochtönenden Namen einer Geschichtsphilosophie aufs neue zu empfehlen wagt? wird der aufgeklärte Leser unwillig ausrufen, wenn er die Geduld gehabt haben sollte, bis an diese Stelle zu lesen. Doch nicht so ganz Katechismus. Im christlichen Katechismus spricht

sich die Auffassung und Stimmung der Urchristen aus, die das jenseitige Ziel unmittelbar bevorstehend wähnten und es kaum der Mühe wert erachteten, sich noch mit den diesseitigen Dingen zu befassen. Schon Paulus jedoch machte die Erfahrung, daß es hienieden auch für die Christen, und gerade für die Christen, noch vielerlei zu thun gebe; in seinen Briefen schwebt nicht die reine christliche Idee friedlich einher, sondern tobt der Kampf um ihre Verwirklichung in einer widerstrebenden Welt, daher sie im Gegensatz zu der göttlichen, beinahe heitern Ruhe der Evangelien voll unruhiger Bewegung sind. In den Zeiten der Christenverfolgungen, dann der Völkerwanderung, wo die römische Kirche erstarkte, blieb der Blick der Frommen aufs Jenseits gerichtet, weil das Diesseits in dem ersten dieser beiden Zeitabschnitte den Christen feindlich, im zweiten aber in der Auflösung begriffen und wertlos erschien; wurde doch jede Neubildung, nachdem sie kaum mit vieler Mühe über ihre ersten Anfänge hinausgebracht war, sofort durch einen neuen Sturm wieder über den Haufen geworfen. So lebte man, Nothütten für den Augenblick errichtend, in Erwartung des nahen Weltendes bis zum Jahre 1000; und nun erst, nachdem diese Erwartung getäuscht worden war, und bei der mittlerweile errungnen größern Daseinssicherheit die Beschäftigung mit den irdischen Dingen der Mühe zu lohnen schien, richtete man sich häuslich ein auf Erden und begann mit der Erbauung gewaltiger Kathedralen. Der wachsende Reichtum reizte mehr und mehr die Genußsucht, und als im fünfzehnten Jahrhundert das alte heitere Heidentum wieder auflebte, während sich gleichzeitig die Schätze des Orients, bald auch die der neuen Welt über Europa ergossen, da kannte die Weltfreude keine Grenzen mehr; heidnische Ausschweifung, weltliche Kunst, wissenschaftliche Forschung,

wetteifernde Gewerbe, kaufmännische Spekulation und asketische Weltflucht spielten in einander; an eine innere Vermittlung der unvereinbar scheinenden Gegensätze wurde kaum gedacht, und nicht wenige taumelten in abwechselnden Ausschweifungen und Bußübungen zwischen beiden hin und her.

Wie dann später die Reformatoren nach Überwindung des Gegensatzes rangen, und wie es dabei zu mancherlei Kompromissen kam, deren Früchte auch von den Kindern der alten Kirche nicht verschmäht wurden, davon später. Hier nur soviel, daß die streng christliche Geschichtsphilosophie eines Augustinus, wie sie außerhalb der theologischen Welt kaum irgendwo noch Geltung hat, so auch nicht die unsre ist. Obwohl es in seiner Zeit kein Problem gab, an dessen Lösung er sich nicht versucht, keine Lebenserscheinung, die er nicht sinnend betrachtet und der er nicht neue überraschende Ansichten abgewonnen hätte, stand diese Universalität des Wissens doch eigentlich im Widerspruch mit seinem Grundgedanken, daß die Welt mit ihrer Herrlichkeit nichts sei als die Feindin des Reiches Gottes, und ihre Eitelkeiten teils der Aufmerksamkeit des Christen unwert, teils ihm gefährlich seien. Die Geschichte ist ihm der Kampf zwischen den Kindern Gottes und den Kindern der Welt, oder abstrakt gefaßt, zwischen dem sittlich Guten und dem sittlich Bösen. Das ist nun nicht allein eine recht einseitige Auffassung, die den ungeheuern Reichtum an sonstigen Weltbegebenheiten, die sich nicht in diese Formel zwängen lassen, ignorirt, sondern sie ist auch unrichtig. Das sittlich Böse kann nur einem weltfremden, unerfahrnen Gemüte — auch der große Augustinus kannte doch nur ein recht kleines Stück Welt — als eine für sich bestehende weltgeschichtliche Macht erscheinen. Als eingefleischte Teufelei, als boshafte Zerstörungswut kommt es doch nur vereinzelt vor; es beschäftigt den Strafrichter, nimmt auch

zeitweilig die Gestalt einer Volkspest an, aber wenn wir vom dreißigjährigen Kriege und von der französischen Revolution absehen, die beide stellenweise einen beinahe diabolischen Charakter zeigen, wüßte ich keinen Fall, wo es in die Weltgeschichte eingegriffen hätte. Ja Augustinus selbst, der vom Manichäismus her zum Christentum kam und daher später der entschiedenste Gegner des Pelagius wurde, hat sich in der ersten Zeit nach seiner Bekehrung große Mühe gegeben, den Glauben an ein wesenhaftes Böse zu zerstören; er beschreibt das Böse als Mangel, Schwäche und Irrtum und bemerkt u. a., kein Mensch wolle das Böse als solches, sondern er begehe schlechte Handlungen nur als Mittel zur Erreichung von Zwecken, die ihm irgend eine Leidenschaft als Güter vorspiegele. Die Fälle, wo sittlich verwerfliche Handlungen aus der Unzulänglichkeit der Willenskraft bei übermäßig schweren Anforderungen der Gesellschaft oder aus unlösbaren Gewissenskonflikten entspringen, sind so häufig, daß man die Weltgeschichte mit größerm Recht als einen beständigen Kampf der Vernunft gegen die Unvernunft menschlicher Einrichtungen bezeichnen könnte; doch würde auch das sehr einseitig sein. Dabei ist auch nicht zu vergessen, daß das sittlich Gute ohne seinen Gegensatz weder begriffen noch geübt werden könnte, und wo bliebe in einem sündlosen Dasein die Komik? Ohne Sünde oder wenigstens ohne einen Beisatz von Sünde kommt sie kaum jemals vor. Entweder liegt der Widerspruch zwischen Wirklichkeit und Idee, über den wir lachen, selber auf dem sittlichen Gebiete, ist also an sich sündhaft,*) oder unsre Heiterkeit ist

*) Kierkegaard, der Apostel der Bußtrauer, sagt kurzweg: „Das Erotische ist das Komische." Daß sich diese beiden Begriffe völlig deckten, ist gewiß nicht richtig; aber viel Stoff zum lachen giebt allerdings das Erotische, und das Christentum hat in 1800 Jahren nicht einmal die kirchlich gesinnten unter den Männern so weit gebracht, daß sie auf

es, indem wir über ein Gebrechen, einen Unfall lachen, den wir eigentlich zu beklagen verpflichtet wären, oder wohl gar über ein Gutes, dem seine Verkörperung mißlingt. Der Frömmigkeit z. B. gelingt es nur selten, erhaben oder liebenswürdig zu erscheinen und von ihrer Echtheit zu überzeugen; meistens erregt sie die Spottlust, sobald sie sich zeigt, und wenn eine geschloßne Gesellschaft von Frommen, eine Sekte oder ein religiöser Orden das Lachen aus ihrer Mitte gänzlich verbannt hat, so ertönt dafür desto kräftiger das Lachen, das sie bei den Draußenstehenden erregt. Ein gesunder Geist aber kann nicht ohne Grauen an die Öde und Mattigkeit denken, der die Welt verfallen müßte, wenn sie sich das Lachen abgewöhnt hätte. Das Christentum nun enthält schlechterdings nichts Lächerliches; im ganzen Neuen Testament kommt nicht eine einzige Stelle vor, die Anlaß zum Gelächter gäbe; der bloße Gedanke daran erscheint uns sakrilegisch. Schon darum kann das Christentum nicht die einzige, alle Geister und Lebensverhältnisse allein erfüllende, alle andern Elemente verdrängende Macht sein; es ist vielmehr nur das unentbehrliche Salz der Erde, das die Menschheit vor Fäulnis bewahrt. Und so kommt es denn, daß diese Menschheit immer wieder in jenen Zwiespalt zurücksinkt, den die Reformation aufgehoben zu haben glaubte, daß sich von dem sündhaften, bald lächerlichen, bald schrecklichen, bald wenigstens profanen und ungeheiligten Alltagstreiben die Stunden religiöser Erhebung als feierliche und seltne Ereignisse absondern.

---

dieses „unheilige Lachen" ganz verzichten möchten. Wird nun auch die sittliche Berechtigung der aristophanischen Muse zu allen Zeiten streitig bleiben, so sollte doch niemand an der Verderblichkeit des faden Witzes unsrer heutigen Familienblätter zweifeln, die mit Hilfe von unglaublich dummen Illustrationen dazu anleiten, über Unglücksfälle, Verbrechen, Roheiten und Schlechtigkeiten zu lachen, an denen gar nichts komisch ist, (z. B. über das Schuldenmachen) und die solchergestalt das sittliche Urteil verwirren und zerstören.

Soviel über die Einseitigkeiten theologischer Auffassung. Die profane Geschichtsphilosophie mißversteht gewöhnlich den Begriff des Fortschritts. Sie glaubt, es müsse sich jederzeit aus einem Unvollkommneren ein Vollkommneres erheben, und sobald dieses erschienen sei, habe jenes zu verschwinden. Dieser Fortschrittsbegriff beherrscht die Gemüter ganz besonders in Zeiten, wo sich eine neue Idee Bahn brechen will. Die Anhänger jeder neuen Idee pflegen zuversichtlich zu erwarten, daß es ihnen gelingen werde, alle alten „Irrtümer“ auszurotten. Nach einiger Zeit bemerken sie dann, daß die alten „Irrtümer“ gerade noch so lustig fortwuchern wie zuvor, und daß am Ende die Welt nur um eine neue Sekte bereichert worden ist. Wohl uns, daß sich die Sache so verhält! Der Fortschritt in jenem Sinne, an dem seine Anhänger durchschnittlich einmal in jedem Jahrzehnt verzweifeln, würde die Welt stetig verengen, während der wahre Fortschritt sie stetig erweitert und bereichert. Er sieht in der Menschheit ungefähr ebenso aus wie in der Natur. Nehmen wir an, daß sich die höhern Pflanzen und Tiere auf dem von Darwin beschriebnen Wege aus den niedern entwickelt hätten, so sind doch diese nicht verschwunden, nachdem jene fertig waren, sondern sie leben weiter und bedecken die Oberfläche der Erde mit einer bunten Mannigfaltigkeit von Gestalten. (Ob die untergegangnen Pflanzen- und Tiergeschlechter die Stammeltern der jetzt lebenden gewesen sind, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls gehörten sie einer von der gegenwärtigen ganz verschiednen Lebensperiode unsers Planeten an, in der der Mensch noch nicht möglich war.) Und stirbt die eine oder die andre Tierart aus, oder wird sie vom Menschen ausgerottet, so spalten sich dafür die fortbestehenden Gattungen in immer zahlreichere Spielarten. Ebenso wird

auch die Menschenwelt immer mannigfaltiger. Der wachsende Reichtum an Gedanken, Kenntnissen, Hilfsmitteln, Wechselbeziehungen erzeugt das Bedürfnis neuer Einrichtungen, daneben aber bleiben die alten Ansichten, Lebensweisen und Zustände, denen die alten Einrichtungen genügen, bestehen. Noch hat der Elektrotechniker den Hirten nicht verdrängt, der sein Gewerbe nicht viel anders betreibt als vormals die Knechte der Erzväter, und keine noch so konstitutionelle Verfassung kann es ändern, daß Knechte nötig sind, und daß sich immer wieder „Staatsbürger" finden, die, zum Dienen geboren, sich vortrefflich für Knechtsdienste eignen. In jedes Geschlecht treten außerdem ueue originale Geister ein, die für ihre Ideen Anhänger gewinnen, ohne daß sich dadurch die Anhänger des Alten in ihrem Glauben, ihren Anhänglichkeiten und Lebensgewohnheiten stören ließen.

Die Erwartung der Christenheit, daß die Fülle der Heiden und darnach auch die Judenschaft in die Kirche eingehen werde, hat sich nicht erfüllt; im siebenten Jahrhundert verlor sogar die Kirche den ganzen Orient, der sich in ihrem Schoße nie recht heimisch gefühlt hatte, an den Islam, und seitdem hat ihr Besitzstand keine wesentliche Veränderung mehr erfahren. (Die amerikanischen Christen sind ja nur Nachkommen ausgewanderter Europäer.) Die Stiftung Muhammeds war aus zwei Ursachen notwendig. Erstens vermag sich die orientalische Welt weder in die Anerkennung der persönlichen Freiheit jedes einzelnen Menschen noch in das christliche Eherecht zu finden. Zweitens mußten die vom Christentume grundsätzlich aufgehobnen Speisegesetze der semitischen Welt wenigstens mit Beziehung auf die Getränke wieder hergestellt werden, wenn die Völker des Orients nicht bei näherer Berührung mit den unternehmungs- und erwerbslustigen Nordeuropäern durch den Alkohol

ausgerottet werden sollten. Aber der schwärmerische Hochmut der Anhänger des Propheten wurde noch empfindlicher gedemütigt als der Glaubenseifer der Christen; anstatt an die Unterjochung der Welt und die Ausrottung der Ungläubigen zu denken, würden sie heute schon froh sein, wenn sie das im ersten Feuer zusammeneroberte Gebiet zu behaupten vermöchten.

Ähnlich ist es dem Protestantismus ergangen. Der Gedanke einer Erneuerung der ganzen Kirche mußte schon in den ersten Jahrzehnten aufgegeben werden. Der gewaltige Geisterkampf der Jahre 1517—1525, der den Völkern völlige Freiheit des individuellen Lebens und Strebens zu verheißen schien, schrumpfte zusammen zu einem widerlichen Gezänk der Fürsten um das jus reformandi, d. h. um das Recht, die Gewissen ihrer Unterthanen im Interesse des Staates zu beherrschen, und zu einem nicht minder widerlichen Gezänk um einzelne Dogmen; der Besitzstand der großen christlichen Konfessionen aber, die sich damals von einander absonderten, hat sich seit dreihundert Jahren nicht wesentlich geändert; was der Protestantismus seitdem gewonnen hat, das verdankt er nicht der Macht des bekehrenden Wortes, sondern der größern Fruchtbarkeit der germanischen und der angelsächsischen Rasse.

Zur Entschädigung für diese Enttäuschung kann er das Schauspiel genießen, wie die Philosophien, die ihn in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts zu verschlingen dachten, einander gegenseitig aufzehren. Die „Selbstzersetzung des Christentums“ ist eine Illusion des Mannes, der sich vergebens bemüht hat, seinen Zeitgenossen die Genüsse, denen sie nachjagen, als Illusionen zu verekeln. Was sich selbst zersetzt hat, das ist die spekulative Dogmatik und die Bibelkritik, aber das Christentum ist sowohl in der protestantischen wie

in der katholischen Form heute noch so lebendig wie je. Es ist richtig, daß sich nicht allein die Mehrzahl der Gebildeten, sondern auch ein Teil des Volkes vom Christentum abgewandt hat, aber das ist durchaus keine neue Erscheinung; im Mittelalter herrschten oft weithin Gleichgiltigkeit und Haß gegen die Kirche, und auch Luther war von dem Treiben sehr vieler seiner Anhänger ganz und gar nicht erbaut. Lebhaftes religiöses Bedürfnis findet sich in allen Zeitaltern nur bei einer Minderzahl; die Mehrzahl ist weltlich gesinnt und macht je nach Umständen das Kirchenwesen äußerlich mit oder wendet sich geradezu von ihm ab. Hegel, Schopenhauer, die Materialisten, die Darwinianer, die nach einander den allein wahren Glauben oder die zur Verdrängung des Glaubens berufene Erkenntnis gefunden zu haben sich einbildeten, gehören allesamt schon der Geschichte an. Jedes dieser Systeme ist das Glaubensbekenntnis eines Kirchleins geworden, das neben den alten Kirchen eine sehr bescheidne Rolle spielt. Solche Herren, die sich für verpflichtet erachten, die Religion der Zukunft zusammenzubrauen, verwechseln ihr und ihrer verhältnismäßig nicht sehr zahlreichen Gesinnungsgenossen Bedürfnis mit dem des Volkes; dieses ist mit dem alten christlichen Glauben in einer oder der andern der hergebrachten Formen vollkommen zufrieden; und bei denen, die überhaupt von Religion nichts wissen wollen, verdienen sich die Religions- und Kirchengründer erst recht keinen Dank. Dagegen entspricht jedes neue philosophische System immerhin einem Bedürfnis, wenn auch nur weniger Schüler des Meisters, die darin Ersatz finden für den verlornen Kirchenglauben. — Bis heute ist keine einzige der alten Religionen untergegangen. Von der griechischen bestehen beide Elemente gesondert fort: der Kultus von Schutzgöttern, die als höhere und vollkommnere Menschen gedacht

werden, in der Heiligenverehrung der griechischen und der römisch-katholischen Kirche; der Schönheits- und Ideenkultus in den humanistischen Kreisen aller europäischen Völker. Der altrömische Götterdienst war nur ein zu Staatszwecken geordnetes Zeremonienwesen und ist als Religion nicht zu rechnen.

An den Religionen wenigstens bewährt sich also das berühmte Gesetz Hegels nicht, wonach jedes „Prinzip" seinen Gegensatz in sich trägt, der es in dem Augenblicke auflöst und überwältigt, wo es triumphirt. Vielmehr wird das Gebiet der alten Religionen durch neu entstehende eingeschränkt, ohne daß sie selbst sich auflösen. Auch ist es nicht immer gerade ihr Gegensatz, der die neue religiöse Idee hervortreibt, sondern ein Bedürfnis, das sie nicht zu befriedigen vermögen, entweder ein neu entstandenes, wie das der nordischen Völker Europas, deren durch den Humanismus aufgeklärte Verständigkeit an dem teilweise in kindisches Zeremonienwesen ausgearteten Kultus kein Genüge mehr fand, und deren Ehrlichkeit an dem Widerspruch zwischen der kirchlichen Sittenlehre und den wirklichen Sitten Anstoß nahm, teils ein altes, das vorübergehend zurückgedrängt worden war, wie das der Semiten, die von dem ihnen nicht zusagenden Christentume zur Lehre Muhammeds abfielen, die nur ein verschlechtertes Judentum ist. Eben diese Verschlechterung verschaffte ihr eine Ausbreitung, deren sich das Judentum niemals erfreut hatte; die erhabne Sprache des Jesaja ist keine Speise für die Masse. Für diese paßt ein so einfältiges Buch von niedrer Gesinnung wie der Koran weit besser; haben sich doch auch die Juden später im Talmud ein Religionsbuch geschaffen, das dem Denken und Empfinden gewöhnlicher Menschen mehr zusagt.

Gleich den Religionen führen die Völker ein zähes Leben. Verschwunden ist von den größern noch

keines, wenn auch in Europa der Charakter einiger durch starke Beimischung fremden Blutes bedeutende Veränderungen erlitten hat. Am auffälligsten ist die Veränderung bei den Bewohnern Mittelitaliens; das harte Metall des alten Römertums ist weich und biegsam geworden, und nur die altrömische Staatskunst lebt noch im Vatikan fort. Wie unausrottbar das keltische Element in den Franzosen wurzelt, und wie es aller reichen und reifen Erfahrung, aller Verständigkeit und mühsam erworbnen Selbstbeherrschung zum Trotz immer wieder durchschlägt, hat die Welt zu ihrer Erheiterung in den letzten Jahren nicht selten beobachten können. Die Iren mit einem dreihundertjährigen Ausrottungssystem aus Irland zu verdrängen, ist den Engländern zum Teil, die Lustigkeit des Völkchens durch Elend zu vernichten, gar nicht gelungen. (Ich sage die Lustigkeit, nicht die Liederlichkeit, weil diese ihnen erst künstlich angezüchtet worden ist. Zu einer Zeit, wo ihnen die Erwerbung und das Behaupten von Eigentum schon schwer gemacht wurde, im Jahre 1589, stellt ihnen ein englischer Unternehmer noch das Zeugnis aus, daß sie fleißig und wirtschaftlich seien.) Und wie viel machen dem österreichischen Großstaate jene kleinen Völkerreste zu schaffen, von denen man bis in die Mitte unsers Jahrhunderts glaubte, der mächtige deutsche Stamm habe sie längst aufgesogen und verdaut!

Weit geringere Lebenskraft haben, als mehr künstliche und zufällige Bildungen, die Staaten. Doch vollziehen sich ihre Wandlungen nicht nach einem Schema, aus dem das Hinstreben nach einem bestimmten Ziele zu erkennen wäre, was der Fall sein würde, wenn die Staaten entweder alle ganz klein begonnen hätten, und in allmählicher Vergrößerung auf die Weltmonarchie lossteuerten, oder wenn sich alle absoluten Monarchien mit der Zeit in demokratische Repu-

bliken verwandelten. Vielmehr lösen diese Formen einander in stetem Wechsel ab. Am Euphrat gründeten Eroberer eine Reihe von Reichen, von denen jedes nach nicht allzu langem Bestande wieder zerfiel. Sie wurden alle von dem Perserreiche verschlungen, das wenig über zweihundert Jahre dauerte. Das darauf gepfropfte Reich des großen Mazedoniers zerfiel mit dem Tode seines Gründers. Das ungeheure, so viele verschiedne Kulturvölker umfassende Römerreich vermochte sich dreihundert Jahre ungeteilt zu erhalten. Nach der Teilung drängten sich in seinem Schoße kurzlebige Neugründungen, die zuerst das westliche und erst tausend Jahre später das östliche Teilreich vollständig vernichteten. Nach der kurzen Herrlichkeit des karolingischen Großreichs zersetzte der Feudalismus die Teilreiche. In Deutschland feierte die Kleinstaaterei den Triumph höchster Lächerlichkeit erst zu einer Zeit, wo in Frankreich die Rückbildung längst vollendet und der Großstaat fertig war. In unsern Tagen haben Italien und Deutschland den westlichen Nachbar eingeholt und überholt. Irgend welche Zeichen, die auf eine nochmalige Rückbildung zur Kleinstaaterei hinwiesen, sind in den großen westeuropäischen Nationalstaaten zur Zeit nicht zu spüren, obwohl der Süden und der Norden Italiens, die räumlich so weit von einander getrennt sind, nicht zum besten harmoniren; überhaupt ist eine Wiederkehr des Miniaturstaatentums in der Zeit des Dampfwagens, des elektrischen Telegraphen und der Gußstahlgeschütze nicht gut denkbar; Stätchen wie die reußischen haben ihre anachronistische Fortdauer nur der zarten Gewissenhaftigkeit des bundestreuen Hohenzollernhauses zu verdanken. Dagegen ist der Zerfall des osmanischen Reiches in Kleinstaaten gewiß und schon halb beendigt, und Rußland dürfte über kurz oder lang einem ähnlichen Schicksal verfallen. Jenseits

des Ozeans hat sich das Kaisertum Brasilien soeben in einen Staatenbund aufgelöst, dessen Glieder erst dann zur vollen Selbständigkeit heranreifen werden, wenn sich die Gegenden am obern und mittlern Amazonenstrom aus Forschungsgebieten in angebaute Provinzen verwandelt haben werden. Und auch in Nordamerika werden bei zunehmender Bevölkerung Interessengegensätze hervorkeimen, die schließlich zur Sprengung der großen Union führen können. Der Umfang der Staaten ändert sich mit dem wechselnden Bedürfnis.

Was die Regierungsformen anlangt, so stehen wir Heutigen in deren Beurteilung der Hauptsache nach noch auf demselben Flecke wie Herodot, der seine Ansicht darüber den Stammfürsten der Perser in den Mund legt, die sich nach der Ermordung des falschen Smerdis über die dem Reiche zu gebende Regierungsform berieten. Jede Form hat ihre Licht- und ihre Schattenseiten. Soviel hat die Erfahrung gelehrt, daß sich eines nicht für alle schickt, und daß je nach der Größe des Staates, nach dem Temperament, der Kulturstufe und dem Reichtum des Volkes bald die eine, bald die andre Form besser paßt. Auch Traditionen und Gewohnheiten sind von entscheidendem Einfluß. Eine aristokratische Republik ist natürlich nicht möglich ohne eine Aristokratie, und wo diese vorhanden ist, da stellt sich jene, wenn auch vielleicht unter der Maske der konstitutionellen Monarchie verborgen, gewöhnlich von selber ein. In einem kleinen Hirten- und Bauernstaate, wie es die schweizerischen Urkantone und Appenzell-Inerroden sind, eine kaiserliche oder königliche Hofhaltung und eine bureaukratische Beamtenhierarchie einrichten zu wollen, wäre ein lächerlicher Gedanke. Dagegen kann in einem reichen Großstaate mit bedeutenden Vermögensunterschieden die demokratische Republik höchstens dem Namen nach bestehen; denn in Frank-

reich z. B. ist der jeweilig leitende Minister mit allen Zwangsmitteln der absoluten Monarchie ausgerüstet und unterscheidet sich von dem russischen Kaiser nur dadurch, daß er seine Kollegen, die Kammermehrheit und Herrn Rothschild bei guter Laune erhalten muß, wenn er am Ruder bleiben will. Der Präsident der Republik ist für gewöhnlich ein Statist, und seine einzige wichtige Amtsverrichtung besteht darin, daß er den Ministerwechseln die gesetzliche Weihe giebt. Der französische Staat ist also ein Kaisertum mit häufigem Regentenwechsel. Von Nordamerika hat Hegel seiner Zeit behauptet, es sei dort das Bedürfnis eines festen Zusammenhaltens noch gar nicht vorhanden, „denn — sagt er — ein wirklicher Staat und eine wirkliche Staatsregierung entstehen nur, wenn bereits ein Unterschied der Stände da ist, wenn Reichtum und Armut sehr groß werden und ein solches Verhältnis eintritt, daß eine große Menge nicht mehr ihre Bedürfnisse auf gewohnte Weise befriedigen kann. Aber Amerika geht dieser Spannung noch nicht entgegen, denn es hat unaufhörlich den Ausweg der Kolonisation in hohem Grade offen, und es strömen beständig eine Menge Menschen in die Ebnen am Mississippi. Durch dieses Mittel ist die Hauptquelle der Unzufriedenheit geschwunden, und das Fortbestehen des jetzigen bürgerlichen Zustandes wird verbürgt. Eine Vergleichung der nordamerikanischen Freistaaten mit europäischen Ländern ist daher unmöglich, denn in Europa ist ein solcher natürlicher Abfluß der Bevölkerung trotz aller Auswanderungen nicht vorhanden: hätten die Wälder Germaniens noch existirt, so wäre freilich die französische Revolution nicht ins Leben getreten.“ Die Spannung ist mittlerweile eingetreten, und wir können es noch erleben, daß die wachsenden Proletariermassen der östlichen Städte einen General dingen, das Weiße Haus zu

stürmen, die zum Teil spitzbübische Interessenvertretung der gesetzgebenden Körperschaften aufzuheben und die Diktatur zu übernehmen.

Am vollständigsten gilt das Hegelsche Gesetz für wissenschaftliche und politische Parteien, weil sie stets nur eine einseitige Ansicht der Sache vertreten, die nicht auf das Ganze paßt, weshalb bei dem Versuche, das Ganze nach dieser Ansicht einzurichten, entweder sie selbst sich auflösen oder das Ganze zu Grunde geht; das letzte ist der Fall, wenn es einer durch Fanatismus übermächtig gewordnen Partei wie den französischen Jakobinern gelingt, die ausschließliche Herrschaft zu erlangen und jeden Widerstand zu vernichten. Zum Glück ist dies der Ausnahmefall; für gewöhnlich zerschellt die Partei, wenn sie sich über ihre beschränkte Berechtigung hinaus erstrecken oder behaupten will. Hegel stellt die Sache ein wenig anders dar: „Eine Partei bewährt sich erst dadurch als die siegende, daß sie in zwei Parteien zerfällt; denn darin zeigt sie das Prinzip, das sie bekämpft, an ihr selbst zu besitzen [sic] und hierdurch die Einseitigkeit aufgehoben zu haben, in der sie vorher auftrat." Ein Trost, den so manche Partei unsrer Zeit recht gut brauchen kann, besonders, wenn sie sich, wie die deutsche Opposition in Österreich, durch den Zerfall in sechs oder sieben Parteien „siegreich" erweist. Doch ist es eigentlich falsch, die Deutschen Österreichs als eine Partei zu bezeichnen. Sie bilden eben eine Nationalität, innerhalb deren natürlicherweise verschiedne politische Ansichten herrschen, und die große Zersplitterung entsteht dadurch, daß die einen das nationale Interesse ihrer politischen Doktrin unterordnen, die andern es umgekehrt machen, wozu dann noch berufsständische Interessen als weitere zersetzende Elemente kommen. Das Reinpolitische tritt übrigens heute so sehr in den Hintergrund, daß die politischen Parteibezeichnungen im deutschen Reiche

z. B. keinen Menschen mehr über die berufsständischen oder Erwerbsinteressen täuschen, die sich hinter der durchsichtigen Maske verbergen. Nach der Beendigung des Kulturkampfes und dem Tode Windthorsts wird wohl auch das letzte vollends schwinden, was die Verwandlung der Parteien in reine Klassenvertretungen bisher noch aufgehalten hat: der konfessionelle Gegensatz in den Parlamenten. Der Gedanke des Sozialisten Marx, daß der Kapitalismus schließlich in den Kollektivismus umschlagen müsse, beruht ebenfalls auf dem Hegelschen Gesetze; aber die Völker werden hoffentlich verständig genug sein, dem Kapitalismus den Fortschritt bis zu den äußersten Konsequenzen zu wehren.

Suchen wir den Unterschied unsrer Auffassung von dem gewöhnlichen Begriffe des Kulturfortschrittes durch ein Bild zu veranschaulichen. Die meisten stellen sich den Fortschritt wie eine Kriechpflanze vor, deren älterer und hinterer Teil jedesmal abstirbt, nachdem der jüngere und vordere Wurzeln geschlagen hat. Wir dagegen denken uns die Welt als eine ungeheure Rose, vergleichbar der mystischen Rose Dantes, die immer voller und voller erblüht, indem aus ihrem Schoße stets neue Blätter hervorquellen, ohne daß die alten abfallen. Freilich hinkt das Gleichnis auf mehreren Seiten, namentlich vermögen die ruhig neben einander stehenden und einander ähnlichen Blätter keine Vorstellung zu geben von der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen und von der Lebendigkeit, mit der durch immer neue Lösungen und Bindungen, Verschlingungen und Wechselwirkungen jene Erscheinungen erzeugt und wieder zerstört werden. Das Bleiben der Blätter bezieht sich einerseits auf den geistigen Gewinn, den jedes Geschlecht den Nachkommen hinterläßt, andrerseits auf die Einzelgeister, die nach unserm Glauben als lebendige Träger jenes

in der Kulturarbeit gewonnenen Gehaltes im Jenseits fortleben. Nach Dantes Darstellung, der ich beipflichte, führen sie dort ein doppeltes Leben, eines in ihrem Wirkungsbereiche — denn ein Leben ohne Wirken würde kein Leben sein — und ein zweites in Gott; wie auch Gott ein zweifaches Leben führt, in seiner eignen Dreipersönlichkeit und in den Geschöpfen. Aus diesem Kelch des ganzen Seelenreiches schäumt ihm die Unendlichkeit; ihm, dem lebendigen, aus den lebendigen Seelen (denn Gott ist, wie Christus [Matth. 22, 32] sagt, ein Gott der Lebendigen, nicht der Toten) und demnach nicht jenem undenkbaren Geiste, den Hegel meint, und nicht aus Totenschädeln, den Resten eines ehemaligen Lebensprozesses. Der Schluß seiner „Phänomenologie des Geistes" lautet nämlich: „Das Ziel, das absolute Wissen, oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Wege die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist die Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes, die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Thrones, ohne den er das leblose Einsame wäre; nur aus dem Kelche dieses Geisterreiches schäumt ihm seine Unendlichkeit." Da der „absolute Geist" nach Hegel nur in den Einzelgeistern lebt, unter diesen Einzelgeistern aber bis auf Hegel nur einer da war, der die Weltgeschichte begriffen hatte, nämlich er selbst, so würden alle frühern Geschlechter der Menschen nur zu dem Zwecke gearbeitet, gekämpft und gelitten haben, um ihm durch die hinterlassenen toten Denkmäler das Material für sein eignes Geistesleben zu liefern,

ihm aus ihren Schädeln den Thron zu bauen, auf dem er eine kurze Spanne Zeit über ein recht kleines Reich geherrscht hat.

Unsre Ansicht schließt alle Ideale ein, aber jeden Fanatismus aus; sie gestattet keinem Volke, keinem Staate, keiner Religion, keiner Geistesrichtung, sich für alleinberechtigt und zur Verdrängung aller übrigen berufen zu halten; sie führt jeden zu der bescheidnen Einsicht, daß er und seine Partei nur ein Glied des großen Ganzen und den Reichtum und die Schönheit dieses Ganzen zu vermehren berufen seien. Darum taugt diese unsre Ansicht nur für den sinnenden Beschauer, nicht für den Mann der That; denn die Thatkraft wird gelähmt, sobald der Thätige aufhört, seine Ansicht für die allein berechtigte zu halten, von der das Heil der Welt oder wenigstens des Vaterlandes abhänge. Aber fast für jeden Mann der That kommt die Zeit, wo er die Grenzen seiner Macht inne wird, und dann mag er sich unsrer Ansicht zuwenden, die ihn vor pessimistischer Verzweiflung schützen wird.

Leichter dürften sich die Männer der wissenschaftlichen Forschung mit unsrer Auffassung aussöhnen, da sie nun wohl einsehen werden, daß die Aufklärungszeit sich im Irrtum befand, wenn sie die Ausrottung des „Aberglaubens“ für das eigentliche Ziel der wissenschaftlichen Forschung hielt. Befördert doch das Dampfroß weit mehr Wallfahrer zur Jungfrau von Lourdes und zum „heiligen“ Rock, als Professoren zu Naturforscherversammlungen. Jenen ganz kindischen Aberglauben, der aus der Unbekanntschaft mit den Naturvorgängen entspringt, beseitigt die Wissenschaft allerdings, nicht aber jenen „Aberglauben,“ den seine Anhänger Religion nennen, und der in metaphysischen und Herzensbedürfnissen wurzelt. Auch in diesem Punkte zeigt sich uns wieder die scharfe Scheidung zwischen dem Bleibenden und dem Wech-

selnden im Kulturfortschritt. Was der Hauptsache nach unverändert bleibt, das ist das Herz mit seinem Bedürfnis. Nachdem diesem durch die ersten Fortschritte der Erkenntnisse seine Entfaltung möglich geworden ist, schreitet es überhaupt nicht mehr fort, sondern offenbart seinen poetischen, religiösen, sittlichen Inhalt nur den sich ändernden Verhältnissen gemäß in immer neuer Weise. Manche wollen nur der zwar veränderlichen, aber nicht fortschreitenden Herzenskultur den Namen „Kultur" zugestehen, während sie das Fortschreitende die Zivilisation nennen. Dieses Fortschreitende ist Ansammlung von Kenntnissen, Übung und Macht. Wie der einzelne Mensch, so sammelt das Menschengeschlecht, je länger es lebt, desto mehr Erfahrungen; namentlich lernt es seine Wohnstätte, die Körperwelt kennen, immer genauer bis in alle Winkel hinein kennen, die Gaben der Erde und die Naturkräfte benützen und beherrschen. In der Gesamtheit dieser Erfahrungen und Fertigkeiten und der mit ihrer Hilfe gewonnenen oder erzeugten materiellen Güter besteht der Schatz, den jedes Geschlecht dem nächsten vermehrt hinterläßt, vermehrt hinterlassen soll, ohne ihm damit zugleich einen höhern Grad von Glückseligkeit sichern zu können; sollte diese in der Zukunft eine Erhöhung erfahren, so würde sie wahrscheinlich der wiedergewonnenen Einsicht zu danken sein, daß die Alten Recht hatten, wenn sie das Glück nicht von einem zukünftigen Fortschritt erwarteten, sondern in der Zufriedenheit mit dem, was gegenwärtig erreichbar ist, in der aurea mediocritas suchten.

Aber wie sich einer auch die Weltgeschichte zurechtlegen mag, soviel scheint uns unzweifelhaft zu sein, daß keiner zu einem befriedigenden Ergebnis oder überhaupt zu einem Ergebnis gelangen kann, der jener drei Tugenden entbehrt, die die christliche Kirche

als die göttlichen preist und als ihre von Gott verliehene Ausstattung für sich allein in Anspruch nimmt, während sie gern bekennt, daß ihre Glieder in den übrigen, den sogenannten sittlichen Tugenden von den Heiden nicht selten beschämt werden. Wie könnten wir einen Sinn in der Weltgeschichte finden, wenn wir nicht an eine in ihr waltende Vernunft glaubten, auf ihren befriedigenden Ausgang hofften und ihre Helden, die Menschen, liebten? Namentlich die Liebe ist unerläßlich. Denn um über die Menschen und ihr Thun und Treiben richtig urteilen zu können, muß man sie doch mindestens kennen. Die Liebe nun führt freilich oft genug irre, weil sie gern verschönert; aber Haß und Verachtung versperren die Pforten der Erkenntnis ganz und gar, weil der von ihnen Verblendete die Gehaßten und Verachteten keines Blickes würdigt.

Siebentes Kapitel

Politische Parteien und Volksvertretungen

Die Parteien sind wahrlich nicht das wichtigste Element des Völkerlebens, aber sie machen den meisten Lärm in der Welt, sogar noch mehr als die Kriege. War doch bis vor kurzem die Weltgeschichte wesentlich nur eine Geschichte der Könige, der Kriege und der Parteikämpfe, bis man endlich in unsern Tagen eingesehen hat, daß die Kulturgeschichte und die Wirtschaftsgeschichte eigentlich wichtiger sind. Können wir nun auch die Parteikämpfe weder für das Wichtigste noch für das Schönste halten, so dürfen wir uns doch auch nicht durch den Widerwillen einer mehr beschaulichen Natur verleiten lassen, sie für überflüssig oder gar für ein Übel zu erklären. Als den einzigen Zweck aller Veränderungen haben wir gefunden, daß durch sie den Einzelnen immer neue Gelegenheit dargeboten werde, sich zu entfalten und in allseitiger Übung ihrer Kräfte zu vollenden. Sind auch die Idyllen des patriarchalischen Hordenlebens und der einsamen Ansiedlerwirtschaft geeigneter, die Einfalt und Unschuld der Sitten und ein stilles bescheidnes Glück zu sichern, so gelangt darin doch nur ein geringer Teil der dem Menschengeiste verliehenen

Gaben zur Bethätigung. Daher können ihm die Leiden und Kämpfe der höhern Kultur, die sich in einer dicht zusammengedrängten und durch das Gedränge zur Herstellung bürgerlicher Ordnungen genötigten Volksmasse entwickelt, nicht erspart bleiben. Aus diesem Gedränge entspringen die neuen großen Ideen des Gemeinwohls, der Volkswirtschaft, der Staatsordnungen, und aus diesen wieder die mannigfachsten Pflichten nnd fruchtbarsten Wechselbeziehungen. Ist nun aber einmal das öffentliche Leben in Gemeinde, Staat und Kirche gegeben, dann versteht sich die Parteibildung von selbst; denn da es ganz unmöglich ist, daß unter mehreren Tausend oder gar mehreren Millionen Menschen jeder einzelne mit jedem einzelnen verhandle, so bleibt nichts übrig, als daß sich die von gleichartigen Ideen, Zielen oder Interessen bewegten in Gruppen vereinigen. Einer dieser Gruppen muß sich jeder Privatmann anschließen, der am öffentlichen Leben thätigen Anteil nehmen will, und die Regierung muß sie zu benutzen und zu lenken verstehen.

Die Leidenschaftlichkeit, die Verblendung, die Übertreibung, die Verlogenheit, die der Unparteiische den Parteien mit sittlicher Entrüstung vorzuhalten pflegt, gehören zum Wesen der Partei. Was wir im vorhergehenden Abschnitt vom Manne der That sagten, daß er seine Ansicht für die allein berechtigte halten müsse, weil sonst seine Thatkraft erlahme, das gilt natürlich noch mehr für ganze Gruppen der Thätigen, weil, sobald hier Zweifel auftauchen, zur Mattherzigkeit, Unentschlossenheit und Schüchternheit auch noch die Uneinigkeit kommt. Die Einigkeit einer Partei wird am besten dadurch aufrecht erhalten, daß die Parteigenossen gleich jenen Schuljungen in Hans Hoffmanns Novelle „Erfüllter Beruf“ ihr Haupt für unfehlbar ansehen, weil dieses sich selber dafür hält. Und so

sind wir als Parteimenschen ganz in unserm Rechte, wenn wir auf unsrer Seite nur Recht, auf der Gegenseite nur Unrecht sehen, wenn wir unsern Fanatismus als heilige Begeisterung preisen, die Begeisterung unsrer Gegner aber wilden Fanatismus schelten, jeden Verstoß gegen Wahrheit und Aufrichtigkeit, der bei uns vorkommt, eine erlaubte Kriegslist, jede Kriegslist des Gegners aber eine niederträchtige Lüge, Verleumdung oder Treulosigkeit nennen. Sein Gewissen dabei zu salviren, wird dem einzelnen Parteigenossen gewöhnlich nicht schwer: entweder die Dinge erscheinen ihm wirklich so, wie es der Parteizweck fordert, oder er sagt sich, daß ja nicht er für die Geschichte verantwortlich sei, sondern seine Partei; kollektive Verantwortlichkeiten sind bekanntlich so gut wie gar keine. Der Privatcharakter kann also im Parteitreiben unversehrt bleiben; aber daß ihm eine jahrzehntelange Handhabung der Parteitaktik gar nichts anhaben sollte, ist schwer denkbar; es würde dazu eine wunderbare Mischung von Reinheit, Stärke und Klugheit oder eine unzerstörbare Kindlichkeit gehören. Es kann dem Menschen kaum eine schwierigere Aufgabe gestellt werden, als Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt zu vereinigen. Daher pflegen Menschen von zarter Gewissenhaftigkeit sowohl vor der Rolle des Parteiführers wie vor der des Staatenlenkers zurückzuschrecken, nicht bloß wegen der damit verbundenen Verantwortung im allgemeinen, sondern ganz besonders wegen der Gefahren für die Wahrhaftigkeit, die mit jeder solchen Stellung verbunden sind. Aber zum Glück für das Gemeinwesen ist unter den begabtern Menschen die Zahl der skrupellosen Thatkräftigen und Ehrgeizigen stets größer als die der zartsinnigen Seelen.

Aus dem Begriff der Partei folgt von selbst der Widersinn einer unparteiischen Partei, und so

müßte man eigentlich solche Mittelparteien nennen, die das, was ihr Name besagt, im Ernste zu sein streben. Daß der Staat nicht nach dem Kopfe der Extremen zur Rechten oder zur Linken regiert werden kann, das versteht sich von selbst, er muß immer eine mittlere Bahn einhalten. Aber diese mittlere Bahn muß sich eben aus dem Gleichgewicht der entgegenstehenden Parteien ergeben, und es würde keinen Sinn haben, eine Partei zu gründen, die sich von vornherein verpflichtete, auf dieser mittlern Bahn zu bleiben. Das wäre eben gar keine Partei, d. h. Vertretung einer Sonderidee oder eines Sonderinteresses. Man könnte ihr nicht einmal zum Lobe nachrühmen, daß sie das Staatswohl oder das Wohl der Gesamtheit über alle Sonderinteressen stelle, denn das Gesamtwohl besteht ja eben im Wohle der Einzelnen. Ein Widerspruch zwischen Einzelwohl uud Gemeinwohl ist nur insofern vorhanden, als das Gemeinwohl auf Kosten des Einzelwohls manche Opfer fordert. Allein in den modernen Staaten handelt es sich nicht mehr wie im mittelalterlichen Ständestaat darum, ob diese Opfer gebracht werden sollen oder nicht — die Aufbringung der Staatsbedürfnisse ist bis auf einige streitige Millionen, die kaum ins Gewicht fallen, überall und immer gesichert —, sondern um die Verteilung der Staatslasten, und dabei geraten eben die Interessengruppen unter einander, nicht mit dem Staate in Konflikt.

Der moderne Konstitutionalismus hat ja nun allerdings den undenkbaren Gedanken eines Staatswohls, das außerhalb und über dem Wohle der Einzelnen ein gespenstisches Dasein führt, eines Volkes, das etwas andres sein soll als die Gesamtheit der Volksgenossen, gewissermaßen zum Staatsgrundgesetz erhoben, indem er erklärt, der Abgeordnete vertrete weder seinen Wahlkreis, noch seinen Stand, noch seine

Partei, sondern das „ganze Volk." Aber es können doch nur gedankenlose Phrasendrescher diesen Satz aussprechen, ohne darüber zu lachen. Wo ist denn das „ganze Volk," das ein Abgeordneter bei uns vertreten könnte? Die meisten werden bei der Wahl nur darum nicht mit faulen Äpfeln und Eiern beworfen, weil diese Form der Äußerung des Volkswillens bei uns nicht Mode ist oder polizeilich nicht gestattet wird, oder vielleicht auch, weil bei uns Äpfel und Eier zu teuer sind. Gehören nun die Staatsbürger, die dem Gewählten wenigstens faule Redensarten an den Kopf geworfen haben, nicht zum Volke? Am einmütigsten pflegen die Abgeordneten für Oberbayern, Oberschlesien und Pommern gewählt zu werden, aber welcher Sturm der Entrüstung würde sich erheben, wenn die Protestanten Pommerns einen Ultramontanen oder die Ultramontanen einer katholischen Landschaft einen strammen Protestanten als Vertreter des ganzen deutschen Volkes anerkennen sollten! Das Volk besteht eben aus Personen, die sehr Verschiednes wollen. Darin allerdings sind alle einig, daß der Staat fortbestehen und sich seiner äußern Feinde erwehren können soll; eine Invasion der Franzosen, die dem ganzen Volke schwere Opfer auferlegen würde, wünschen wahrscheinlich nicht einmal die Sozialdemokraten; und wenn auch der Fanatiker des Sozialismus für sein Utopien schwärmt, so ist ihm doch daran gelegen, daß in der Zwischenzeit wenigstens einige Einrichtungen des bitter gehaßten „Klassenstaates," wie die Arbeiterversicherung und der Arbeiterschutz, bestehen bleiben möchten. Aber diesen Willen der Erhaltung des Staates oder besser gesagt des ungeteilten Volksganzen, des Vaterlandes auszusprechen, wie ihn das deutsche Volk im Jahre 1870 ausgesprochen hat, ehe noch das deutsche Reich vorhanden war, dazu bieten doch nur große weltgeschicht-

liche Erschütterungen den Anlaß. Und auch für solche Fälle möchte sichs empfehlen, daß von den Abgeordneten, die diesen Willen durch Bewilligung der Kriegskosten aussprechen, jeder nicht im Namen der „Nation“ spräche, die zu befragen ihm gar nicht möglich ist, sondern im Namen seines Wahlkreises, dessen Bewohner er ganz gut befragen kann. Kennt die Regierung die Stimmung jedes einzelnen Wahlkreises, so kennt sie die Stimmung des ganzen Volkes; hat aber die „Nation“ im ganzen gesprochen durch ein paar Herren, von deren keinem man weiß, ob er auch nur seinen Wahlkreis hinter sich hat, so ist das so gut, als hätte niemand gesprochen, und die Regierung schwebt mit ihren Entschließungen in der Luft. Fast in allen andern Fällen ist das Wort Volkswille eine lächerliche Redensart, weil die eine Hälfte des Volkes gewöhnlich das gerade Gegenteil von dem will, was die andre will. Beide Hälften sehen nun wohl ein, daß jede der andern etwas nachgeben müsse, aber wenn man eine solche notgedrungne Verzichtleistung auf den eignen Willen als den Ausdruck des Volkswillens bezeichnen wollte, so wäre das doch ein starker Euphemismus.

Vielleicht wirft jemand ein, daß es ja weniger der Volkswille als das Volkswohl sei, das der Abgeordnete zu vertreten habe. Aber wo steht denn geschrieben, daß dem Abgeordneten mit seinem Mandate die Offenbarung des wirklichen und wahrhaftigen Volkswohls zu teil werde, über dessen Natur und Inhalt von den Parteien beständig gestritten wird? Wenn die Zuckerfabrikanten und die Rübenbauern eines Kreises zur Erleichterung ihres gegenseitigen Verkehrs eine Eisenbahn wünschen, so dürfte es schwer zu beweisen sein, daß hinter der Nichtbefriedigung dieses Wunsches eine Gefahr für Volk und Vaterland, für Stadt und Reich lauere. Soll deswegen

der Abgeordnete dieses Kreises seinen Beistand versagen? Freilich ist es nur ein kleiner Bruchteil des Volkes, dem mit der neuen Bahn eine Wohlthat erwiesen wird, aber wenn dieser kleine Teil sich ein wenig wohler fühlt, so liegt darin doch auch eine mittelbare Förderung des Gemeinwohls. Umgekehrt erfährt durch Gesetze fürs Ganze, über die jeder Einzelne klagt, dieses Ganze nur eine zweifelhafte Förderung. Man nennt solche Gesetze wahrscheinlich deswegen gern organische, weil sie nicht aus den Bedürfnissen und Zuständen herausgewachsen, sondern künstlich zugeschnitten und den widerstrebenden Volksmassen aufgezwungen worden, also das gerade Gegenteil von organisch sind. Was kann es Selbstverständlicheres geben, als daß ein und dieselbe Gemeindeordnung nicht gleichzeitig für eine schlesische Großbauerngemeinde, eine ostpreußische Kossätengemeinde und eine rheinische Kleinbauerngemeinde paßt? Und mit der Volksschule der verschiednen Provinzen verhält sichs ähnlich.*) Der Eifer für solche „organische“ Gesetze entstammt zunächst dem Umstande, daß die Büreaukratie sich selbst mit dem Staate und ihre eigne Bequemlichkeit, die ja doch möglichste Gleichförmigkeit fordert, mit dem Wohle des Vaterlandes verwechselt. Aus dem Beamtenstande ist dann die Vorstellung in weitere Kreise eingedrungen, daß durch provinzielle Verschiedenheiten in der Verwaltung die Festigkeit des Staates erschüttert werde. Wir kennen aber kein geschichtliches Beispiel, worauf sich diese Vorstellung stützen könnte. Das ältere deutsche Reich ist nicht an seinen landschaftlichen Verschiedenheiten, auch nicht einmal an der Feindschaft der Konfessionen zu Grunde gegangen, sondern an der Selbstsucht

*) Dieser Satz ist zwei Jahre vor dem großen Volksschulkrach von 1892 geschrieben worden.

seiner Fürsten, und wenn irgend eine Ureigenschaft des deutschen Volkes dafür verantwortlich gemacht werden soll, so war es nicht seine Neigung zum Individualismus, sondern die vielberufene Mannentreue, die Anhänglichkeit an die Angestammten. Ist eine Nation die Vielheit der Angestammten glücklich losgeworden und unter einem einzigen Regentenhause geeinigt, dann werden die Anhänglichkeit an dieses und die Liebe zum allgemeinen Vaterlande nicht durch die büreaukratische Zwangsjacke gesichert, sondern durch ein möglichst hohes Maß von Wohlbefinden, zu dem vor allem gehört, daß man in Kirchen-, Schul- und Verwaltungssachen jeden nach seiner Façon selig werden läßt. Die Spanier wurden durch die sehr bedeutenden Unterschiede in ihren provinziellen Eigentümlichkeiten nicht im mindesten gehindert, sich 1809 wie ein Mann gegen die Franzosen zu erheben; und wenn die Tiroler in demselben Jahre ihre Haut für das Haus Habsburg zu Markte trugen, so geschah es, weil sie unter dessen Schirm nach väterlicher Sitte hatten leben dürfen. In Preußen bewährten sich nach dem Unglück von 1806 gerade die uniformirtesten Elemente am allerschlechtesten; ihre Haltung wird durch das berüchtigte Wort des Gouverneurs von Berlin, des Grafen Schulenburg: „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ charakterisirt. Die Anhänglichkeit aber, die das Volk seinem Könige einstweilen im stillen bewahrte, bis ihm 1813 die große Erhebung für König und Vaterland gestattet wurde, war nicht am wenigsten der Weisheit des großen Friedrich zu verdanken, der im Gegensatz zu den büreaukratischen Vorurteilen seiner Zeit die verschiednen Landesteile seiner Monarchie bei ihrer Kirchen- und Schulverfassung und, soweit es möglich war, auch bei ihrer hergebrachten Verwaltung gelassen hatte.

Also die Vertretung des „ganzen Volkes“ ist für gewöhnlich ein Ding der Unmöglichkeit. Aber die Ansicht, daß es eine Partei schlechterdings — dem Scheine nach — auf nichts andres absehen dürfe, als auf das Wohl des Staates und Vaterlandes, hat sich der Gemüter dermaßen bemächtigt, daß sich die Parteien ihrer eignen Existenz schämen. Deshalb sucht jede Partei sich und andern einzureden, sie sei eigentlich gar keine Partei, sondern das Volk selbst, und die andern Parteien seien nur kleine Verführerbanden, denen es bei den Wahlen durch eine Art von Bezauberung gelinge, eine Anzahl von Bürgern in ihre Netze zu locken. Mag daher Freihandel oder Schutzzoll, Gewerbefreiheit oder Zwangsinnung, in der Schule die obligatorische Orthodoxie oder der obligatorische Atheismus gefordert werden, immer ist es „das Volk,“ das diese Forderungen stellt, als ob seine andern drei Viertel oder neun Zehntel gar nicht vorhanden wären. Die Leute sagen und schreiben gewöhnlich ganz bona fide so. Sie unterliegen einer ähnlichen Täuschung durch Spiegelung, wie sie Lassalle in einer seiner Reden beschrieben hat. Er sagt da ungefähr: In jeder Stadt von 10 bis 20000 Einwohnern giebt es ein paar hundert Herren, Honoratioren genannt, die einander in allen Klubs, beim Früh- und Abendschoppen, in allen Vereinssitzungen, Konzerten und Theateraufführungen sehen; was wunder, daß sich in ihrer Phantasie ihre Zahl durch diese Allgegenwart vervielfältigt, und daß sie sich einbilden, das Volk zu sein. Bei unsern Parteien wird die katoptrische Täuschung vorzugsweise durch die Parteipresse erzeugt. Das ist eine Erscheinung der neuern Zeit. Ehedem wußten die Parteien immer ganz genau, daß sie das ganze Volk weder wären noch zu werden Aussicht hätten. Jeder Teil sagte es dem andern mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit,

daß er darauf ausgehe, ihn zu unterdrücken; der popolo grasso machte kein Hehl daraus, daß er fett bleiben und den popolo minuto im Zustande der Magerkeit erhalten wolle, während der popolo minuto ohne jede Verstellung darnach strebte, fett zu werden und die Gegner mager zu machen. Jede Partei hoffte nun allerdings nebenbei auch, daß bei ihrem Siege das Vaterland am besten fahren werde, aber sie hielt sich nicht für verpflichtet, ihren eigentlichen und Hauptzweck zu verbergen. Auch diese Art Heuchelei unsrer heutigen Politiker ist ja wohl eine Huldigung vor der Tugend und entspringt demnach der bessern Seite der Menschennatur. Sie hat sich in den religiösen Kämpfen entwickelt. Schon das fromme Wüten der Inquisition mußte nicht selten dazu dienen, politische und andre sehr unheilige Zwecke zu verbergen, und im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert wurde es allgemeine Praxis, die wahre Religion für gefährdet zu erklären, so oft man ein Stück Land erobern, einen unbequemen Waffenstillstand brechen oder die Fahne der Empörung aufpflanzen wollte. Es klang so schön, und alle Gewissensbedenken waren mit einem Schlage beseitigt. Im achtzehnten Jahrhundert mußten dann die Humanität und Tugend den Vorwand für Gewaltthaten abgeben; im Namen dieses himmlischen Schwesternpaares regierten die französischen Schreckensmänner, und keiner Massenabschlachtung fehlte die Weihe einer salbungsvollen Predigt.

Daß rechtschaffne Menschen bei allem, was sie thun, im allgemeinen eine gute Absicht haben, auch wenn beim Handeln gar nicht daran gedacht wird, und daß sie jedenfalls weit entfernt davon sind, mit Wissen und Willen das Gemeinwohl zu schädigen, versteht sich ganz von selbst. Aber wenn sie in jede Förderung eines Sonderinteresses das Gemeinwohl

hineinbringen, so machen sie sich derselben Geschmacklosigkeit schuldig wie die Frömmler, die kein gutes Geschäft abschließen und kein Glas über den Durst trinken können, ohne vor aller Welt zu beteuern, daß es bloß zur größern Ehre Gottes geschehe. Die offne Vertretung von Standesinteressen ist weder unmoralisch noch dem Vaterlande schädlich. Beides wird sie nur dann, wenn eine Interessengruppe darauf ausgeht, mit List oder Gewalt die Unterstützung andrer Gruppen zu gewinnen, die ganz andre Interessen haben, und wenn hierdurch die Regierung über die wahre Meinung des Landes getäuscht wird. Daß alle verschiednen Interessen deutlich ausgesprochen und kräftig geltend gemacht werden, ist geradezu eine Notwendigkeit für den Staat. Wehe der Regierung, die sich keine genaue Kenntnis von den Bedürfnissen, Nöten, Wünschen, Zuständen aller Stände in allen Landesteilen zu verschaffen weiß! Wie soll sie die richtigen Entschließungen treffen? Auf dem Wege büreaukratischer Berichterstattung, die aus bekannten Gründen im besten Falle einseitig ausfällt, ist solche Kenntnis nicht zu erlangen. Die Tagespresse würde dem leitenden Staatsmanne ein ziemlich richtiges Bild bieten, wenn er imstande wäre, täglich nicht allein die wichtigsten Parteiblätter, sondern auch noch einige hundert Blätter aus den Provinzen durchzulesen, woran natürlich nicht zu denken ist. So bleibt nur die Volksvertretung übrig, mit deren Anhörung sich allerdings noch Inkognitoreisen des leitenden Staatsmanns in den Provinzen verbinden müßten. Reisen der Minister und Monarchen mit feierlichen Empfängen sind selbstverständlich als Informationsmittel ohne alle Bedeutung. Die Volksvertretung ist demnach so zusammenzusetzen, daß in ihr alle wichtigern Bevölkerungsschichten aller Provinzen gehörig vertreten sind

und deren Zustände der Regierung genau bekannt werden.

Leider erfüllen die modernen Parlamente diesen Hauptzweck jeder Volksvertretung nur sehr unvollkommen. Da sie nicht bloß das Material für die Gesetzgebung zu liefern, sondern selbst die Gesetze zu machen haben, so sieht sich die Regierung gezwungen, auf eine bestimmte Zusammensetzung der gesetzgebenden Körper hinzuwirken. In parlamentarisch regierten Staaten hängt sogar die Existenz der Regierung von der „Majorität" ab, die an und für sich ein unsinniger Begriff ist. Von Mehrheit und Minderheit kann man vernünftigerweise nur dort sprechen, wo das ganze Volk in zwei Parteien gespalten ist. Das konnte vorkommen in den Städterepubliken des Altertums und des Mittelalters, wo sich nur Altbürger und Neubürger oder reiche Großkaufleute und arme Handwerker gegenüberstanden; es war auch natürlich in England vor der Parlamentsreform, wo die herrschende Aristokratie in zwei große Gevatterschaften zerfiel, die einander in der Regierung ablösten; aber es hat keinen Sinn in unsern heutigen reich entwickelten Großstaaten mit ihren tausendfältigen sich kreuzenden Interessen. In Deutschland ist freilich der Versuch gemacht worden, das Volk nochmals in zwei konfessionelle Hälften zu zerreißen. Wäre das gelungen, so würde das Reich schließlich in den Bürgerkrieg hineingeraten sein. Außerdem ist eine Mehrheit denkbar für jeden einzelnen Fall, für jede einzelne Gesetzvorlage. Aber eine Mehrheit und eine Minderheit an sich hat bei der Struktur der heutigen Völker keinen Sinn. Die Mehrheiten müssen also künstlich konstruirt werden, und in den parlamentarisch eingerichteten Staaten kommt es den Regierungen gar nicht mehr darauf an, die Willensmeinungen und Zustände des Volkes zu erfahren, sondern nur noch darauf,

eine Anzahl von Männern zusammenzubringen, die den im Amte befindlichen Ministern gestattet, ihre Portefeuilles zu behalten. Aber auch in jenen Staaten, die sich noch eines wirklichen Monarchen erfreuen, und wo der Fortbestand der Regierung nicht von der Gnade des Parlaments abhängt, glauben die Minister gewöhnlich eine sogenannte feste oder sichere Regierungsmehrheit nicht entbehren zu können, weil sie ein bestimmtes Programm für die Gesetzgebung im Kopfe haben, das ohne die Mitwirkung der Volksvertreter nicht durchgeführt werden kann. Dazu kommt, daß die Berichterstattung über die Zustände des Landes, die eine Hauptpflicht der Volksvertretung wäre, gar nicht in die Tagesordnung aufgenommen ist und nur zufällig und gelegentlich in der Debate über verschiedne Gesetzvorlagen erledigt wird. Und wenn bei solcher gelegentlichen Berichterstattung Notstände aufgedeckt werden, so nehmen das die Minister sehr übel. Als ob sie für alle Zustände in einem großen Lande verantwortlich wären, und in der Aufdeckung eines Übelstandes ein Vorwurf für sie läge! Als ob eine solche Verantwortung überhaupt möglich wäre! Die Verantwortung fängt erst an, wenn entweder nachgewiesen wird, daß der Übelstand aus einer Anordnung der Regierung entspringt, oder daß die Regierung die Mittel hat, ihm abzuhelfen, und es nicht thut; für gewöhnlich ist keines von beiden der Fall.

Sollten die Volksvertretungen ihren Zweck erfüllen, so müßten sie ständisch gegliedert, und müßte ihre Thätigkeit in andrer Weise geordnet werden. Denken wir uns die Wahlkreise vergrößert, womöglich nach Wirtschaftsgebieten abgegrenzt. Jeder Wahlkreis hätte nicht einen Vertreter zu schicken, sondern so viele, als Stände vorhanden sind (Großgrundbesitzer, Bauern, Kaufleute, Handwerker, Fabrikanten, Hausindustrielle, Fabrikarbeiter, ländliche

Tagelöhner; die Vertretung der Beamten würde ein zweifelhafter Punkt sein). Jeder Abgeordnete müßte dem Stande angehören, den er vertritt, und in seinem Wahlkreise wohnen. Die Obliegenheiten der Versammlung würden sein: Bewilligung der Einnahmen (die Hauptfunktion aller alten Ständeversammlungen, die darin allerdings eine zu große Macht besaßen, indem sie durch gänzliche Verweigerung aller Leistungen die Staatsregierung lahm zu legen vermochten), die Prüfung der Ausgaben, die Erstattung eines genauen Berichts über die Zustände und Wünsche der von ihnen vertretenen, das Vorschlagen von Gesetzen und die Zustimmung zu den von der Regierung mit Hilfe von Sachverständigenkommissionen ausgearbeiteten Gesetzen. Selbst wenn das zuletzt angeführte Recht der Volksvertretung zum Recht bloßer Begutachtung zusammenschrumpfte, würden solche Volksvertretungen dem Volke immer noch größere Dienste leisten als die jetzigen. Denn da ein wie immer geartetes Gutachten niemals den Staat gefährdet, demnach keine wie immer geartete Mehrheit zu fürchten wäre, so würde die Regierung selbst nach Möglichkeit die Freiheit der Wähler schützen, und ihr Wunsch, die volle Wahrheit über das Land zu erfahren, um die richtigen Maßregeln auswählen zu können, würde durch keine Nebenrücksicht zurückgedrängt werden.

Freilich werden die Staatsmänner die allerletzten sein, eine solche Verfassung zu empfehlen. Denn der leitende Staatsmann oder der Monarch müßte dann die volle Verantwortung für die Gesetze wieder allein und persönlich übernehmen, während er sie jetzt halb oder ganz auf die Volksvertretung abwälzt, auch wenn die entscheidende Mehrheit nur sein gedankenloses Echo ist. Unter allen Regenten Europas ist zur Zeit nur ein einziger bekannt, dem man eine Zeitlang zutrauen durfte, daß er vor einer solchen

Last der Verantwortung nicht zurückschrecken würde. Die Verantwortung wäre weniger ungeheuer, wenn die Verwaltung nicht übertrieben zentralisirt, und nicht die Gewohnheit eingerissen wäre, jede Kleinigkeit durch Gesetze zu regeln. Das Übel entspringt bei uns zum Teil aus der preußischen Gewissenhaftigkeit. Die Beamten können sich niemals genug thun in der Fürsorge für alles und jedes; damit schaffen sie eine nicht zu bewältigende Arbeitslast; das macht die Anstellung weiterer Beamten nötig, und diese sorgen dann wieder für neue Formulare, deren Ausfüllung über ihre eigne Arbeitskraft hinausgeht.*) Ähnlich verhalten sich die Abgeordneten, die zwar nicht die Zahl ihrer Kollegen vermehren können, dafür aber die Dauer ihrer Sitzungen verlängern. Nachdem einmal gesetzgebende Körper geschaffen worden sind, halten sich diese nun auch für verpflichtet, neue Gesetze zu schaffen, selbst wenn dafür gar kein Bedürfnis vorliegt. In England ist man niemals dieser Meinung gewesen. Man hegt dort die Überzeugung, daß caeteris paribus, das Gesetz von gestern immer besser sei als das von heute, und die Lords und Gentlemen lassen sich jahrelang drücken, ehe sie ein Gesetz fertig machen, das von irgend einer Seite her gewünscht wird. Dadurch wird dort das Parteiregiment erträglich, denn die Volksschichten, auf die sich die Opposition stützt, werden wenigstens nicht durch unangenehme Maßregeln in ihren Lebensgewohnheiten gestört, wenn sich auch die Erfüllung ihrer Wünsche sehr lange hinausschiebt.

*) Dazu scheint in den letzten Jahrzehnten das Bestreben gekommen zu sein, Versorgungen für die Söhne des Mittelstandes zu schaffen und diesen dadurch bei guter Laune zu erhalten. Ein sehr gefährliches Mittel! Denn je mehr man die Zahl der unnützen Schreiber vermehrt, desto größer wird die Last der produktiven Stände, die jene erhalten müssen, desto größer daher auch die Unzufriedenheit des notwendigsten Teiles des Mittelstandes.

Zum andern Teil entspringt die fabrikmäßige Gesetzmacherei einer übertriebnen Vorstellung von der Vortrefflichkeit des Rechts- und Polizeistaates, den Plato sehr schön in einer kurzen Betrachtung charakterisirt, die Hegel in seinem Aufsatz „Über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts" (Werke I, 376) anführt. „Es ist klar, daß zu der königlichen Kunst auch die Gesetzgebungskunst gehört. Das beste aber ist nicht die Geltung der Gesetze, sondern die Weisheit und königliche Gesinnung des Mannes. Denn das Gesetz vermag nicht vorzuschreiben, was in jedem einzelnen Falle das Vortrefflichste und Gerechteste wäre, weil die Ungleichheiten der Menschen und der Handlungen, die ewige Unruhe aller Dinge eine sich selbst stets gleichbleibende Anordnung unmöglich machen. Das Gesetz aber sehen wir gerade immer auf einunddasselbe sich hinrichten. Es gleicht einem eigensinnigen und rohen Menschen, der nichts gegen seine Anordnung geschehen, noch auch sich von jemandem befragen läßt, wenn einem dieses oder jenes besser vorkommt als die von jenem getroffne Anordnung. Es ist also unmöglich, daß das immer sich selbst gleiche jemals gut sei für das, was sich niemals gleich bleibt." Unser Ideal wäre: für das Besondre eine weitgehende Selbstverwaltung der Gemeinden, Körperschaften und Provinzen, für das wirklich Allgemeine aber, und zwar nur für dieses, eine wirklich monarchische Regierung und Gesetzgebung, gestützt auf die Berichte und Gutachten wirklich frei gewählter und in ihrer Gesamtheit wirklich das ganze Volk, weil sämtliche Bestandteile des Volkes vertretender Abgeordneten. Eben darum regt sich in vielen die Sehnsucht nach diesem Ideal, weil unsre Zeit weiter von ihm entfernt ist, als irgend eine frühere; sind doch die alten guten Regeln: De minimis non curat Praetor und Legem brevem

esse oportet so ziemlich in ihr Gegenteil verkehrt worden.

Der Grundsatz: Quieta non movere, gegen den moderne Gesetzmachesucht täglich verstößt, bildet in der That, wie Bismarck vor einiger Zeit ausgesprochen hat, den Kern einer echt konservativen Politik. Aber in ihm liegt zugleich auch das Wesen des Liberalismus; denn worin anders sollte dieses bestehen, als daß man nirgends ohne Not mit gesetzlichem Zwange eingreift und jeden nach seiner Façon schalten, walten und selig werden läßt, so lange diese Façon das Gemeinwohl nicht schädigt? Die Weltgeschichte hat kaum einen zweiten so schlimmen Mißbrauch der Sprache aufzuweisen, als daß die Wörter konservativ und liberal zur Bezeichnung entgegengesetzter Parteien gestempelt worden sind.

Damit wären wir zu unserm eigentlichen Gegenstande zurückgekehrt. Alle unsre Parteien streben das zu werden, was die ständischen Vertretungen von Hause aus sind, nämlich Vertretungen von Interessengruppen. Die meisten Politiker von Fach beklagen nun allerdings dieses Streben als ein Unglück, und wenn die Parteien auch vollends dem Namen nach würden, was sie ihrem Wesen nach größtenteils schon sind, so würde weithin über den Untergang des Idealismus gejammert werden. Aber Idealismus ist es doch wahrlich nicht, wenn die Leute, die entweder hohe oder niedrige Getreidepreise haben wollen, ihre Absicht durch die Berufung auf konservative oder liberale Prinzipien verdecken, von denen niemand genau anzugeben weiß, worin sie eigentlich bestehen. Echter Idealismus ist es, wenn jeder Stand sich selbst durch eigne Anstrengung zu heben bemüht und dabei die Opfer zu bringen bereit ist, die das Gemeinwohl von ihm fordert. Um aber diese beiden Aufgaben erfüllen zu können, müssen alle Stände organisirt sein,

denn nur dann vermögen sie durch ihre Vertreter die ihnen zukommenden Leistungen gegen einander abzuwägen. Die heutigen Parteien sind in einer Zeit entstanden, wo es sich um politische Fragen im engern Sinne handelte, wie Absolutismus oder Verfassungsstaat, Zwei- oder Einkammersystem, Preßfreiheit oder Zensur, und für Deutschland außerdem um die Einigungsfrage. Alle diese Fragen sind gelöst, und vorläufig denkt niemand daran, die Lösungen, so unvollkommen sie sein mögen, aufs neue in Frage zu stellen. Wir wüßten nur eine sehr wichtige im engern Sinne politische Frage, die als Krystallisationskraft für eine neue Parteibildung zu gebrauchen wäre, das wäre die Frage, wie weit die angefangne Wiederherstellung der Selbstverwaltung fortgeführt werden soll. Es würde sich dann wahrscheinlich zeigen, daß die Selbstverwaltung gerade in den sogenannten konservativen und die büreaukratische Verwaltung gerade in den sogenannten liberalen Kreisen viele Anhänger zählt. Für Unzählige bedeutet das Wort liberal weiter nichts als nicht ultramontan oder nicht orthodox; diesen schwindet nun, ebenso wie der Zentrumspartei, der Boden unter den Füßen, sobald sich das öffentliche Leben von den Religionshändeln ab und andern Interessen zuwendet. Was die übrigen idealen Interessen anlangt: Kunst, Wissenschaft, Freiheit, Sittlichkeit, vor allen und über allen das Vaterland, so giebt es in keiner Partei einen Mann, der sich nicht für ihren eifrigen Förderer erklärte; demnach braucht für ihre Förderung keine eigne Partei gegründet zu werden. Wird dennoch von Männern des Prinzips unter schönklingendem Namen eine Partei des reinen Prinzips gegründet, so darf man vor ihr auf der Hut sein. Weiß man es doch zur Genüge, was für eine Art Freiheit z. B. die professionsmäßigen Beschützer der Freiheit aufrichten, wenn sie vorüber-

gehend zur Herrschaft gelangen. Die Freiheit ist niemals das Werk einer Partei. Nur aus dem Gleichgewicht der Parteien kann die Freiheit, soweit sie innerhalb der Staatsordnung möglich ist, entspringen, nur bei solchem Gleichgewicht und in der lebhaften Wechselwirkung aller können die übrigen idealen Güter gedeihen.

Achtes Kapitel

Parteikämpfe gefährden an sich weder das Volk noch den Staat

Durch das Mißfallen an dem unerquicklichen Schauspiele der Parteikämpfe lassen sich die Parteilosen und durch den Ärger über die Unausrottbarkeit der Gegenparteien die Parteimenschen nicht selten verleiten, entweder einzelne Parteien oder das ganze Parteitreiben für staatsgefährlich zu erklären. In Wahrheit aber machen die Parteikämpfe den Inhalt des politischen Lebens aus, denn ohne solche ist keine Änderung der Staatseinrichtungen denkbar, eine Verwaltungsmaschine aber, die keine Umbildung mehr erlitte, wäre eben nur noch eine Maschine oder gar nur noch die Mumie eines Staates. Die Klagen über das Parteitreiben pflegen um so heftiger zu werden, je gesünder dieses wird. Gesund ist es nämlich dann, wenn alle verschiednen Interessengruppen ihre Bedürfnisse und Wünsche lebhaft äußern, d. h. also wenn die Parteien sehr zahlreich sind. Das ist natürlich für die Staatsmänner wie für die Parteiführer, die große handliche Gruppen brauchen, höchst unbequem, und sie jammern dann über die „Zerfahrenheit“; „Verwobenheit“ wäre das richtigere Wort. Das ganze Unglück besteht gewöhnlich nur darin, daß

einige Gesetze lange warten müssen oder gar nicht zustande kommen, die, falls sie fertig werden, nach kurzem Bestand bis zur Unkenntlichkeit verändert oder ganz wieder abgeschafft werden müssen. Wenn auch wirklich notwendige Änderungen zuweilen ungebührlich lange hinausgeschoben werden, so liegt das gewöhnlich nicht an der „Zerfahrenheit“ der Parteien, sondern an der Gewohnheit, dem Staate Dinge aufzupacken, die viel besser von den beteiligten Gemeinden, Provinzen oder Korporationen erledigt würden, und an der Versessenheit auf solche „organische“ Gesetze, die das Gegenteil von organisch, nämlich systematisch und schematisch sind. Anstatt sich auf den einzelnen Fall zu beschränken, wo baldige Abhilfe ganz gut möglich wäre, läßt man die um Abhilfe bittenden warten, bis ein „organisches“ Gesetz für den ganzen Staat fertig ist, das aber, weil zu viele und zu vieles umfassend, weder den Bittenden gerecht wird, noch denen, die nicht gebeten haben; ein Rock für alle paßt eben keinem.

Wie die Dinge nun einmal liegen, d. h. weil die Parlamente nicht mehr ihrer ursprünglichen Bestimmung nach bloß kontrollirende, berichtende und begutachtende, sondern gesetzgebende Körper sind, so bleibt allerdings nichts übrig, als die Verschmelzung der vielen kleinen in wenige große Parteien anzustreben. Dabei ist die Dreiteilung der Zweiteilung vorzuziehen, aus zwei Gründen. Erstens wird durch die Zweiteilung die Regierung zur Parteiregierung gestempelt, was sie notwendigerweise bei den oppositionellen Volksmassen verhaßt machen muß. Bei der Dreiteilung, wo sich bald diese bald jene beiden Parteien zu einer Regierungsmehrheit zusammenfügen, kommt jede der drei abwechselnd neben die Regierung und ihr gegenüber zu stehen. Zweitens weil bei der Dreiteilung jede der drei Parteien mit

den beiden andern Fühlung unterhalten muß, demnach sich niemals ein das Volksleben vergiftender tödlicher Haß einnisten kann wie bei der Zweiteilung. So z. B. ist es ein großes Glück, daß wir der Konfession nach in Deutschland drei Parteien haben: die evangelische, die katholische und die kirchenfeindliche. Jede von ihnen braucht von den andern zweien bald die eine bald die andre, und wenn die vorübergehenden Bündnisse auch nur mit sauersüßer Miene abgeschlossen werden, so verhindern sie doch wenigstens die Todfeindschaft, wie sie in Frankreich zwischen den Republikanern und den Klerikalen besteht. Das Übel würde dort noch schlimmer sein, wenn nicht das eigentliche Volk, das schaffende Volk, der Politik überdrüssig wäre und die Drohnen des Palais Bourbon, wie man die Abgeordneten oft nennt, lärmen ließe, ohne sich um sie zu kümmern. Der französische Bürger ist schon froh, wenn seine nach Anweisung der Regierung gewählten Vertreter die Milliardenschuld nicht gar zu ungeheuerlich vermehren und keine neuen Belästigungen erfinden. Die Staatsverwaltung läuft, dank dem ausgebildeten Ordnungssinn der Franzosen und den gut geschulten Unterbeamten, ganz allein, und so ist also dort das Staatsleben eigentlich schon tot und verödet, und der Staat zur Maschine geworden; denn von dem politischen Lärm der kleinen hauptstädtischen Kreise wird das eigentliche Volk nur wenig berührt.

Wo aber, wie bei uns in Deutschland, das Volk noch in politischer Gährung begriffen ist, da gebietet die Staatsweisheit, dem Auseinanderfallen des Volkes in zwei große Parteien möglichst vorzubeugen. Deshalb ist es auch unerwünscht, wenn die kirchlichen, die wirtschaftlichen, die ständischen, die eigentlich politischen Gegensätze sich multipliziren. Kreuzen sie sich hingegen, so bleibt jede einzelne Partei

der Masse der übrigen und dem Staate gegenüber schwach.

Nur in zwei Fällen bedroht der Parteikampf den Bestand des Staates: wenn sich eine rücksichtslose Partei einer schwachen Regierung gegenüber findet, diese stürzt und zur Unterdrückung aller andern Parteien fortschreitet, wie es die Jakobiner in Frankreich gemacht haben, und wenn die zwei großen Parteien, in die das Volk zerfällt, verschiedne Landschaften bewohnen; wie leicht vollzog sich 1830 der Zerfall der Niederlande, die allerdings nur ein Kunstgebilde waren, in Belgien und Holland! An solche Beispiele denkt man zumeist, wenn man vor den Gefahren der Parteisucht warnt. Allein die Beispiele sind gewöhnlich unpassend gewählt. Hegel behauptet sogar, das einzige, was die Geschichte lehre, sei dieses, daß nichts aus ihr zu lernen sei, weil sich ja keine frühere Lage wiederhole. So weit gehen wir nicht; denn kehrt auch dieselbe Lage niemals wieder, so doch oft genug eine ähnliche. Aber nicht selten wendet man ganz unähnliche Fälle auf die Gegenwart an, z. B. wenn den heutigen Deutschen bei ihren Feder- und Wortgefechten die alten Griechen als warnendes Beispiel vorgehalten werden. Warum soll denn Griechenland lehrreicher für uns sein als Rom, das in beständigen Parteikämpfen groß und immer größer ward, ja gerade durch seine Parteikämpfe in die Eroberungspolitik hineingetrieben wurde? Welcher Unverstand außerdem, den alten Griechen einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie keinen Großstaat aufgerichtet haben! Von Gott zu einem seefahrenden, kulturverbreitenden Volke bestimmt, haben sie die Küsten der Mittelmeerländer mit einem Saume von Kolonien verbrämt, und Griechenland selbst war eben auch nur eine ihrer Kolonien, die von Hellenen kolonisirte Spitze der Balkanhalbinsel. Wer hätte auch

nur an die Möglichkeit denken können, diese Küstenstreifen zu einem Staate zu vereinigen? Hätte es je zum Einheitsstaate kommen sollen, so hätten die Griechen, anstatt langgestreckte Küsten zu besiedeln, ins Innere ihrer Halbinsel eindringen müssen. Aber dann wären sie eben etwas ganz andres geworden als jenes Hellenenvolk, das wir kennen. Sie hätten gleich den ägyptischen oder asiatischen Despotien und den Römern die Kunst des Landkrieges und die der Verwaltung großer Provinzen ausgebildet, zwei Künste, die ohnehin reichlich vorhanden waren. Ihnen aber war von der Vorsehung die anderwärts noch nicht gelöste Aufgabe gestellt, in Werken der Kunst die Idee des Schönen auszuprägen und damit den spätern Geschlechtern eine nie versiegende Quelle der Erquickung zu erschließen; sodann zu lehren, wie man die Dinge richtig schaut, das Geschaute in Worten richtig wiedergiebt, die Ursachen der Anschauungen erforscht und die Ergebnisse der Forschungen methodisch verknüpft. Die Orientalen konnten die strenge Wissenschaft nicht schaffen, weil bei ihnen die Phantasie, die Römer nicht, weil bei ihnen das praktische Interesse überwog. Um aber diese beiden Leistungen vollbringen zu können, mußten sie gerade so leben, wie sie lebten: nicht in ein großes, gleichartiges Land zusammengedrängt, sondern über viele verschieden gestaltete Länder zerstreut, sodaß ihnen aus wechselnder Umgebung stets eine Fülle verschiedner Anschauungen zufloß, immer in der aufheiternden Nähe eines freundlichen warmen Meeres und lieblicher Landschaftsbilder, die den Anwohner nicht in ein düsteres Brüten versinken lassen, beständig in innere Kämpfe verwickelt, die zum Ersinnen von allerlei Listen, zur Ausbildung der Disputirfertigkeit zwangen, in häufiger Berührung mit Fremden, die niemals in einem abgeschloßnen Vorstellungskreise

zu erstarren gestattete, durch alles dieses zusammengenommen zu großer Beweglichkeit und Gewandtheit erzogen. Nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, den Geist der Humanität, wie wir das nennen, hervorgebracht und in Denkmälern und Handschriften aufgespeichert hatten, da waren sie als eigenartiges Volk nicht mehr nötig, und es wäre wiederum zweckwidrig gewesen, wenn sie die Kraft gehabt hätten, Neubildungen zu verhindern, die ebenfalls im Plane der Vorsehung lagen. Es galt, dem Christentum die Wiege zu bereiten, der Weltreligion eine Weltwiege. Zu diesem Zwecke mußte Alexander, in dessen Person das von ihm besiegte Griechenvolk seinen höchsten Triumph feierte, griechische Sprache und griechisches Wesen über den ganzen Orient verbreiten und jene Verschmelzung der jüdischen Weltweisheit mit der christlichen anbahnen, die dem Logos zu seiner Verkörperung die geeignete Materie darbot. Sodann mußten alle Mittelmeerländer in einem Reiche vereinigt werden, dessen Provinzen in guter Verbindung und lebhaftem Verkehr miteinander standen, sodaß der raschen Verbreitung der neuen Lehre und Gemeinschaft kein Hindernis im Wege stand. In die äußern Formen dieses Reiches endlich, aus dem die Römer, die es geschaffen hatten, hinwegschwanden, mußte die neue Gemeinschaft hineinwachsen, um mit dem Panzer einer wohlgefügten Kirchenverfassung verwahrt den Stürmen der Völkerwanderung trotzen und durch sie hindurch nicht allein das Christentum, sondern alle Schätze der ältern Kultur in die Zeiten der neuen hinüberretten zu können. Ohne die griechische Weltsprache, die Verschmelzung des jüdischen Ideenkreises mit dem griechischen und das römische Weltreich ist weder die christliche Kirche noch die moderne Kultur denkbar. Was war es nun weiter für ein Unglück, daß die griechischen Stätlein von

Mazedonien und dann von Rom verschlungen wurden? Was hätte die Welt und was hätten die Griechen selbst davon gehabt, wenn nicht ein Mazedonier, sondern ein Athener oder Spartaner ein Königreich Mazedonien gegründet hätte? Das eigentliche Griechenland wäre politisch auf alle Fälle nur ein unbedeutendes Anhängsel davon gewesen; und seine Rolle als Weltschulmeister hatte das Völkchen ausgespielt, sobald seine Bildung in der Welt verbreitet war. Was fortan in dieser Hinsicht noch zu thun übrig blieb, dazu waren nicht mehr seine Personen, sondern nur noch seine Werke nötig. Die Personen lebten übrigens fort, und ihre Nachkommen leben heute noch. Nicht wenige von ihnen leben sogar als Weinbauern und Ziegenhirten eine ganz homerische Idylle, in alter Sitteneinfalt, Gastfreundschaft übend und am Feierabend fröhliche Tänze aufführend; nur mit dem Unterschiede, daß sie nicht mehr den Zeus und die Pallas Athene, sondern Gott Vater und die Jungfrau Maria verehren und des Segens der Erlösung teilhaftig geworden sind, ohne deswegen auf die ihrem Stamme eigne poetische Anschaulichkeit in der Darstellung des Göttlichen zu verzichten. Sie befinden sich in diesem Zustande nicht weniger wohl als ihre berühmten Vorfahren, die Sieger von Salamis und die großen Philosophen, deren Thaten und Lehren sie in unserm Jahrhundert auf dem Umwege über Deutschland wieder kennen gelernt haben; wahrlich eine schöne Tour des großen Lampadodromos der ewigen Panathenäen, in dem immer ein Volk dem andern die Fackel reicht!

Ähnlich wie die altgriechische, ist die Zerrissenheit des mittelalterlichen Italiens zu beurteilen. Heinrich Leo billigt sie und die Parteikämpfe der Kleinstaaten nicht allein um des höhern Zweckes willen, der dadurch erreicht wurde, sondern als das

Natürliche und Gute an sich. Er sagt über die mancherlei Versuche, die angestellt wurden, in Genua Frieden zu stiften (Band III seiner Geschichte der italienischen Staaten, S. 477): „Im Grunde sind die Vorstellungen der Menschen vom Frieden wunderlich. War denn nicht der Kriegszustand, in welchem sich die Genueser befanden, eben ein solcher, wo die individuelle Kraft jedes Einzelnen fast ungemessen sich ausdehnen konnte? Jahrelang war das ganze Gebiet in zwei feindliche Hälften zersplittert; so genoß jede Gewaltthat eines gewissen Schutzes. Dabei war keiner der Nachbarn weiter beteiligt, als er beteiligt sein wollte; die Genueser wüteten gegen sich, nicht gegen Fremde. Dennoch ist die menschliche Natur beschränkt genug, nicht einzusehen, daß dies gerade der Genua angemeßne Zustand, der, bei welchem es geistigen Frieden hatte, war; daß jeder mechanisch wohl geordnete politische Zustand gerade das dem genuesischen Wesen unangemessenste gewesen wäre, und so feindete man Genua fortwährend mit Friedensversuchen an, die der Natur der Sache nach neue Spaltungen begründen mußten, während man mit der Einsicht, daß gewisse durch die christliche Bildung entwickelte Sätze, mögen sie auch in der Theorie richtig sein, doch nicht überall anwendbar sind, sich alle unnötigen Versuche und Genua krankhafte Zwischenzustände erspart hätte. Krieg und Frieden stehen einander wie Wärme und Kälte entgegen; und wie für gewisse Tiere ein warmes Klima Lebenselement ist, so für andre ein eisiges. Wie man die meisten Tiere vernichtet oder wenigstens ihre ursprüngliche Natur bricht und verdirbt, wenn man ihnen eine unangemeßne Temperatur anweist, so hat man auch in der Welt bei weitem mehr geistiges Unglück angerichtet durch den Frieden als durch den Krieg, weil man mit jenem immer die bornirte Anforderung einer

politisch-mechanischen Ordnung verband und oft die Individualitäten der Einzelnen und der kleinen Kreise knickte, um ein farbloses, unerquickliches Allgemeines herzustellen. Das schönste Land Europas ist durch dies Aufheben kleiner politischer Kreise aller Frische beraubt worden. Wie Genua im Kriege den ihm eigentümlichen Frieden hatte, sieht man deutlich durch das Wachsen seiner Handlung bei beiden Parteien, durch die großen Bauwerke in Burgfesten und Häfen an der genuesischen Küste von beiden Parteien."

Die Florentiner, schreibt Leo im Anfange des vierten Bandes, beseelte ein ähnlicher Geist der Unruhe und Streitlust wie die Genueser, „von denen sie nur der Sinn für höhere Bildung und der Mangel matrosenartiger Natur unterscheidet. Notwendige Bedingung innerer Ruhe ist auch bei ihnen Erschöpfung oder äußerer Kampf, und in diesem raschen Streben sehen wir mannigfaltigen Wechsel der Verfassung, weil jede Generation die öffentlichen Verhältnisse mit Gewalt oder durch Vertrag so zu ordnen sucht, daß die durch Energie und Geist bedeutenden Individuen, sowie die durch ihre Kraft oder ihre Mittel dem Staate wichtigern Stände auch in der Form des öffentlichen Zustandes den Platz erhalten, der ihnen der Sache nach gebührt. Es hat nicht an Historikern gefehlt, welche diesen Geist der Unruhe geschmäht und ihn als ein unsittliches Element bezeichnet haben, während er allein es doch ist, der rasch das grundböse Verhältnis, das aus einem Nichtzusammentreffen des Wirklichen mit dem erkannten Bessern entsteht, aufhebt und so nur ein Ausdruck höherer Sittlichkeit ist."

Waren solchergestalt Unruhe und Kampf das beste, weil das Naturgemäße für die Italiener selbst, so bildeten sie zugleich auch die unerläßliche Bedingung für die Erzeugung der eigentümlichen Gaben,

mit denen die italienischen Städte die Welt beschenken sollten. Wir wollen nicht von ihren Leistungen in der Industrie, im Handel und in der Ingenieurkunst sprechen, in denen sie bald von den nordischen Völkern eingeholt wurden, noch von der Begründung und Ordnung der Geldwirtschaft und des Bankwesens. Aber wie hätte ohne jene uneingeschränkte Freiheit des Individuums, die der beständige Kriegszustand sicherte, eine bildende Kunst erstehen können, die nicht, gleich der orientalischen und altchristlichen, an einen vorgeschriebnen Priesterkanon oder eine polizeilich überwachte Hofsitte gebunden war, sondern gleich der altgriechischen ohne Scheu aus dem schöpferischen Geiste hervorspringen und sich frei an der Natur bilden durfte? Und wie hätte ohne jene ungezügelte Freiheit des Wortes und der Schrift, die nur bei vielfältiger Spaltung der Gewalten und beim Fehlen einer durchgreifenden Zentralgewalt möglich ist, jene große Bewegung der Geister entstehen können, von der auch unser deutscher Humanismus ein Sprößling ist? jene Bewegung, die den Menschengeist aus dem dogmatisch-hierarchischen Gebäude hinaustrieb, das sich aus einer schützenden Hütte in eine Zwingburg der Geister zu verwandeln drohte? Ja selbst die moderne Politik haben die italienischen Städte geschaffen und obwohl selbst unfähig, einen Großstaat zu gründen, doch aus ihrer reichen politischen Erfahrung gelernt, wie einer zu gründen sei, und als Republikaner die Fürsten mit einem unübertrefflichen Lehrmeister beschenkt. Nur ein Zustand, wo jeder gezwungen ist, sich im freien Kampfe seiner Haut gegen alle andern zu wehren, treibt alle in der Menschennatur liegenden guten Kräfte und Anlagen hervor (vorausgesetzt, daß der Kampfplatz eng begrenzt bleibt; auf einem unübersehbar großen Kampfplatze, wie dem heutigen wirtschaftlichen, wo sich ungeheuer

große unorganisirte Massen gegenüberstehen, fühlt sich der einzelne Rechtschaffne ohnmächtig, und eröffnet fast nur die rücksichtslose Schlechtigkeit Aussicht auf Erfolg; hier werden also mehr die schlimmen als die guten Kräfte zur äußersten Anstrengung gespornt).

Eine friedliche Ordnung, in der Millionen mittelmäßiger und unbedeutender Menschen jeder sich selbst und alle zusammen das Ganze leidlich erhalten, läßt sich am besten im zentralisirten Großstaate herstellen. Aber die Weisheit der Wenigen, die das große Ganze kunstvoll aufbauen und mit gewaltiger Hand regieren, ist das Erbteil älterer Kulturen, die nur durch originelle Geister geschaffen werden konnten. Für die Entfaltung origineller Geister bietet der bereits fertige wohlgeordnete Großstaat, der schon den Knaben und den Jüngling in die seinen Zwecken dienliche Bildungsform einzwängt, nur ausnahmsweise die Möglichkeit dar. Jene originellen Geister, deren Werke uns Heutige das Glück der Originalität wenigstens noch in der Vorstellung genießen lassen, konnten nur in Verhältnissen gedeihen, wo es jedem Einzelnen frei stand, sich nach Belieben auf seine Weise zu bilden, und wo jeder zeitlebens, ohne in dem Joch einer vorgeschriebnen und abgezirkelten Wirksamkeit der Routine zu verfallen, in beständiger Reibung mit immer andern Personen und im beständigen Wechsel der Verhältnisse aus einer Lage in die andre geriet. Das sieht jeder leicht ein, und darum wird es kein Verständiger bedauern, daß den Italienern — und auch uns Deutschen — das Glück des Einheitsstaates erst so spät beschert worden ist. Aber was man nicht durch Nachdenken finden, sondern nur aus geschichtlichen Urkunden lernen kann, das ist die überraschende Thatsache, daß diese kleinen Gemeinwesen bei aller Uneinigkeit unter einander und bei dem Wüten der Parteikämpfe im Schoße eines jeden

mit wunderbarer Klarheit das ihnen Zusagende erkannten und, wo es sich um ihre Daseinsbedingungen handelte, mit wunderbarer Einmütigkeit die richtigen Entschließungen trafen. Das merkwürdigste Beispiel solcher Einmütigkeit ohne jede äußerliche einigende Zwangsgewalt hat Leo noch gar nicht gekannt. Es ist der Widerstand, den Florenz von 1311—1313 dem Luxemburger geleistet hat. Dieser Kampf — nicht Krieg, denn die ausgeführten Kriegsthaten sind nicht der Rede wert — kann erst beurteilt werden, seitdem die Korrespondenz der Republik aus jenen Jahren erschienen ist (1877, nach dem Tode des Herausgebers Bonaini). Sie ist fast vollständig erhalten und läßt uns, von unbedeutenden Lücken abgesehen, die Schritte der Signoria Tag für Tag verfolgen. Wir sehen, wie sie anfangs vorsichtig abwartet und sich mit dem heranrückenden Kaiser auf guten Fuß zu stellen sucht, so lange sein Römerzug als bloßer Krönungszug angesehen werden konnte. Sobald sie aber inne wird, daß sich Heinrich nicht mit einer idealen Kaiserwürde begnügt, sondern in allem Ernste das Königtum aufrichtet, Stadt um Stadt „reformirt," d. h. eine von ihm abhängige Behörde darin einsetzt und Abgaben erhebt, das widerstrebende Brescia belagert, steht ihr Entschluß fest, sich dem Kaiser in einem Kampfe auf Leben und Tod entgegenzustellen. Unermüdlich arbeitet nun ihre Diplomatie. Vor allem wird eine neue Welfenliga der tuscischen Städte begründet und ein Heer aufgestellt. Unaufhörlich gehen Boten und Briefe mit Mahnungen an die Städte Lombardiens und der Trevisaner Mark, sich dem Bunde anzuschließen, und mit Geldunterstützungen; die Florentiner werden nicht müde, den schwankenden unter den Städten klar zu machen, daß die deutsche Herrschaft mit der Eigenart und dem Gedeihen der italienischen Städte unverträglich sei, und vor der Verführung durch die

schönen Versprechungen des Kaisers zu warnen, der sein Wort nichth alten werde. Sie werden nicht müde, die Bundesgenossen zu beaufsichtigen, bei innern Streitigkeiten zu mahnen, daß jetzt jede andre Rücksicht der Pflicht, die bedrohte Freiheit zu retten, weichen müsse, Säumige anzutreiben, Mutlose zu ermuntern, auf Einheit und Plan in den militärischen Unternehmungen zu dringen; päpstliche Gesandte, schreiben sie, die Welfen, dürften um keinen Preis in eine Stadt des Bundes eingelassen werden. Gleichzeitig schließen sie ein Bündnis mit Robert, dem Könige von Sizilien (wie damals der König von Neapel genannt wurde). Und während sie dem Papste schmeicheln, ihn von der Kirchenfeindlichkeit des in Wirklichkeit aufrichtig frommen Kaisers zu überzeugen und ihn so mit diesem zu entzweien suchen, schreiben sie dem König Robert, an die päpstlichen Mahnungen zur Freundschaft mit Heinrich dürfe er sich nicht kehren. Gleichzeitig hetzen sie den König von Frankreich gegen Heinrich auf und suchen durch Bestechung im Kardinalskollegium die französische Partei zu stärken. Dem König Robert liegen sie fortwährend mit der Bitte um Hilfe und mit der Mahnung zu energischen Schritten in den Ohren, und als sie Briefe aufgefangen haben, aus denen hervorgeht, daß Heinrich und Robert in Unterhandlungen mit einander stehen, suchen sie letztern davon abzubringen, indem sie in ihrem Schreiben ihre Erbitterung verbergen und ihre Mahnungen stets in eine so liebenswürdige Form kleiden, daß sich der König nicht beleidigt fühlen kann. Ganz genau überwachen sie, nachdem Heinrich in Rom angelangt ist, die Schritte ihrer dorthin geschickten Truppen, auch das finanzielle Interesse in den Anweisungen zur Soldzahlung u. dergl. sorglich wahrend. Als dann Heinrich in Tuscien stand und ihre Stadt unmittelbar bedrohte, über-

wachten sie mit größter Umsicht die Verteidigungsmaßregeln; jeden militärisch wichtigen Punkt, das Benehmen jeder Dorfgemeinde, jedes Fleckens behielten sie im Auge, keine Bewegung entging ihrer Aufmerksamkeit, wohin immer es nötig schien, erging sofort eine Weisung, eine Mahnung oder Drohung oder ein Strafbefehl. Auch in den Tagen der höchsten Gefahr und der tiefsten Erschöpfung wollten sie von der Vermittelung, die der Papst anbot, nichts wissen; lieber wollten sie allesamt sterben, als ihre Unabhängigkeit preisgeben. So hielten sie drei Jahre lang aus, bis der unerwartete und gar nicht zu erwartende Tod des Kaisers ihre Beharrlichkeit krönte.

Um diese Korrespondenz würdigen zu können, muß man bedenken, daß es nicht etwa ein einzelner hervorragender Mann ist, der da als Lenker des Staates schreibt oder die Schreiben diktirt. Podestà und Capitano, die, falls sie nicht gerade abwesend sind, mit vollem Namen und Titel zeichnen, waren jährlich wechselnde Fremde und lediglich Werkzeuge der Republik. Mitunter kam ein solcher Beamter abhanden. So meldet ein neugewählter Capitano, daß er auf der Reise zum Amtsantritt in die Gewalt der Feinde geraten sei, und bittet, ihn zu befreien. Die Signoren antworten, es sei ihnen leid, aber sie könnten nichts für ihn thun; er möge sehen, wie er loskomme, sei er nicht zum bestimmten Tage da, so müßten sie sich eben nach einem andern umsehen. Verfasser der Briefe sind die Prioren — die Redaktion war Sache eines Notars —, und deren Namen werden nicht genannt. Wozu auch! Wechseln sie doch aller zwei Monate, und kein einzelner Prior darf für sich das Verdienst des Inspirators oder Verfassers in Anspruch nehmen, denn — anders ist die ganze Erscheinung gar nicht zu erklären — der eigentliche Verfasser ist „das Commune,“ die Bürgerschaft, diese

Menge anonymer Wechsler, Tuchfabrikanten, Goldschmiede, Schwertfeger, Schuster und sonstiger Handwerker, von denen keiner daran denkt, seinen Anteil an dem Werke zu beurkunden und so seinen Namen der Nachwelt zu überliefern. In christlichen Zeiten wohl der merkwürdigste Fall eines Gemeingeistes, der gleich einem in sich klaren und charakterfesten Einzelgeiste sein Ziel beharrlich und ohne Schwanken verfolgt und in keinem Augenblick über die zu ergreifenden Maßregeln in Zweifel gerät. Daß Venedig seine weise Politik nicht drei, sondern beinahe tausend Jahre hindurch festzuhalten vermochte, das erscheint uns zwar unendlich großartiger, ist aber doch im Grunde genommen leichter zu erklären; denn diese Beherrscherin der Meere besaß, beim gänzlichen Ausschluß des gemeinen Volkes von der Staatsleitung, in ihrem Adel eine dem altrömischen Senat und in der Dogenwürde eine der Monarchie ähnliche Einrichtung.

Zu einem Übel, das um jeden Preis überwunden werden mußte, wurden die Kleinstaaterei und die Parteikämpfe in Italien und Deutschland erst von der Zeit ab, wo die spanisch-habsburgische und die französische Großmacht fertig geworden waren und die Selbständigkeit der innerlich gespaltenen Nachbarvölker bedrohten. Die Aufrichtung großer Nationalstaaten wurde umso nötiger, als die Ausbildung der modernen Technik, die Beschleunigung und Erleichterung des Verkehrs Vermögen anhäufte, deren Inhaber in einem Kleinstaate nicht mehr Bürger, sondern nur noch Herren sein können (die Mediceer können als Vorbild für spätere Zeiten angesehen werden), Großstädte anwachsen ließ, deren Ernährung nur in einem Großstaat gesichert werden kann, und Werke anzulegen zwang (Eisenbahnen, Kanäle, Artillerieschießstätten, Festungen), die über das Maß kleinstaatlicher

Verhältnisse hinausgehen. Auch der Großstaat hat seine Schönheit und seine Vorzüge. Vor der Erhabenheit einer Volkserhebung wie der deutschen in den Jahren 1813 und 1870, vor einer Armee von einer Million Streitern, die nicht ein Schwarm zusammengepeitschter Horden und Milizen ist, wie das Heer des Xerxes, sondern ein aus lebendigen Teilen, aus Männern, kunstvoll gefügtes Instrument in der Hand eines Gewaltigen, vor einem Verwaltungskörper wie dem des Königreichs Preußen und des deutschen Reiches, in dem jedes der vielhunderttausend Glieder seine Schuldigkeit thut, verschwindet alles, was frühere Zeiten geschaffen haben. Für persönliche Größe jedoch bleibt nur an wenigen Stellen Raum übrig. Eine besondre Art von Größe freilich ist sogar ganz allgemein, sie wird erzwungen; aber es ist eine Art, die nichts Erhebendes und nichts Erfrischendes hat. Der Mehrzahl der Menschen wird nämlich zugemutet, daß sie Helden seien in schweigender Entsagung und stiller Pflichterfüllung; der Held dieser Art sinkt nur zu leicht zum bloßen Lastvieh herab. Man kann sagen: in der Zersplitterung sind die Menschen groß, ihre Werke klein (abgesehen von den Kunstwerken, die nicht mathematisch, sondern dynamisch zu messen sind), im Großstaat die Werke groß, die Menschen mittelmäßig und klein. Schreitet die Ordnung des zentralisirten Großstaates bis zur Vernichtung aller Individualität fort, dann verlieren auch die größten Werke allen Wert; sie sind dann nur gleich den Pyramiden, traurige Denkmäler des Hochmutes und Gräber geopferter Menschenseelen. Der Absolutismus des vorigen Jahrhunderts hatte schon den Weg nach diesem verhängnisvollen Ziele eingeschlagen. In Deutschland sorgte das rege litterarische Leben, dem die Kleinstaaterei eine Freistätte gewährte, dafür, daß das Volk nicht geistig verödete, wie das französische

außerhalb Paris. Zwar wurde überall die Zensur gehandhabt, aber, wie es in einer neuern Geschichte dieser Einrichtung ganz treffend heißt, da Württemberg nichts dawider hatte, wenn Hessen, und Hessen nichts, wenn Württemberg kritisirt wurde, so gab es kein Ländchen im Reich, über das nicht in irgend einem andern Ländchen freimütig geschrieben werden konnte. Und doch, trotz reichen litterarischen und wissenschaftlichen Lebens, welchen Stumpfsinn bekundet das Volk bei seinen eignen großen Geschicken, und wie unfähig zur Besorgung seiner eignen Angelegenheiten erweist es sich! Wie traurig erscheint das stille Dulden des preußischen Volkes unter dem Drucke der französischen Invasion, verglichen mit dem Widerstande, den die Lombardenstädte den Hohenstaufen, die tuscischen dem Luxemburger leisteten, oder auch noch mit der Tapferkeit Stralsunds und Magdeburgs im dreißigjährigen Kriege! Und wie kläglich erscheint noch heute die Unbeholfenheit der Gemeinden, Stände und Gewerkschaften, die bei jedem kleinen Übelstande keinen andern Rat wissen, als Polizei und Regierung anzurufen, während die Bürger- und Bauernschaften früherer Zeiten ihre Angelegenheiten mit Geschick und Gewandtheit selbst zu ordnen verstanden. Ohne alle Hilfe von außen oder oben haben vor sechshundert Jahren die deutschen Bauern im slawischen Osten die vortrefflichsten Ordnungen hergestellt und haben die Slawen ohne Geschrei und Gewaltthat ganz unmerklich im stillen germanisirt, bloß durch die Anziehungskraft der erfreulichen Zustände, die sie schufen.

So gelangen wir denn auf diesem Wege zu dem im vorigen Abschnitt aufgestellten Ideal: einer Zentralgewalt, die stark genug wäre, das Vaterland gegen den äußern Feind zu schützen, im Innern eine nicht zu pedantische Ordnung aufrecht zu erhalten und große nationale Aufgaben, wie die Anlage von Schiff-

fahrtskanälen, zu lösen, verbunden mit einer Selbstverwaltung der Gemeinden, Landschaften und Körperschaften, die eine freie Entfaltung der Individualitäten gestattete und jedem Einzelnen die Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten ermöglichte. Das letzte leistet der Konstitutionalismus nur sehr unvollkommen. Denn bei der ungeheuern Größe der Staaten ist den Einzelnen ein unmittelbares Eingreifen nicht möglich; ihre Arbeit am Gemeinwohl beschränkt sich auf Zeitunglesen, Bierstubengeschwätz und eine oder zwei Abstimmungen in fünf Jahren, bei denen sie, mehr von Zufällen als durch vernünftige Überlegung geleitet, ein Gewicht von mikroskopischer Kleinheit in die Wagschale der Entscheidungen werfen. Sie haben niemals das Bewußtsein, etwas geleistet zu haben. Der Bürger einer Kleinstadt, der sich an deren Regierung beteiligt, der Genosse einer Innung oder eines Gewerkvereins, die haben dieses Bewußtsein; dort Scheinarbeit an einem großen, hier wirkliche an einem kleinen Gemeinwesen. Aber immerhin, so lange das Ideal nicht verwirklicht ist, bewahrt der Konstitutionalismus wenigstens vor Erstarrung; darum sollten wir die Parteikämpfe, die er hervorruft, nicht beklagen, sondern als Zeichen des wiedererstandnen Lebens willkommen heißen.

Vergleichen wir die Parteikämpfe des heutigen Großstaates mit denen der frühern Kleinstaaten, so sehen wir, daß jene gewaltthätiger und roher geführt wurden mit Straßenkämpfen, Verbannungen, Hinrichtungen, Häusereinreißen und Mordbrennereien, während bei den unsrigen das endlose Geschimpf und Geschwätz, das leider durch den Druck verewigt wird, Ekel erregt. Welche der beiden Fechtweisen man vorziehen will, das ist Geschmacksache. Die Interessen, um die es sich in beiden Fällen handelt, sind nicht wesentlich von einander verschieden: Standes- und

Familieninteressen, Ehrgeiz, Habsucht, Herrschsucht, Thatendrang einzelner Personen, politische Ideale, Gemeinde- und Landschaftsinteressen, Glaubensmeinungen; nur ballen sich im modernen Großstaate ganze, durch verschiedne Landesteile verbreitete Bevölkerungsschichten unter dem Druck und Zug gleichartiger Notstände und Interessen zu großen Massen zusammen, und manche Interessenkonflikte schieben sich aus dem Innern bis an die Landesgrenze vor, indem ganze Völker und Staaten mit einander wegen des Broterwerbes in Streit geraten. Nicht den Staat also bedroht der Parteikampf; die einzige wirklich große Gefahr, die in dem Gewirr unsrer heutigen Interessenkonflikte lauert, besteht in der Tendenz zur Spaltung der Völker in eine kleine Klasse von Kapitalisten und ein die Masse des Volkes verschlingendes Proletariat.

Neuntes Kapitel

Des Luxemburgers Römerzug, ein Wendepunkt der Weltgeschichte; die mittelalterliche Idealpolitik schlägt in die Realpolitik um

Jene italienischen Kämpfe im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts, die wir im vorigen Abschnitt erwähnten, führten einen sehr wichtigen Wendepunkt der Weltgeschichte herbei. Mit des Luxemburgers Römerzuge scheiterte endgiltig die Idealpolitik der mittelalterlichen Kaiser, und im Widerstande dagegen erwachte der Gedanke einer italienischen Nationalpolitik.

Es ist sonderbar, daß sich in der reichen, das große Ereignis betreffenden Litteratur jener Tage außer dem bekannten Briefe Dantes an Heinrich kein Zeichen eines Verkehrs zwischen beiden findet; es wäre unnatürlich, wenn zwei hervorragende Männer, deren Gedankenkreise und Lebensziele so vollständig übereinstimmten, drei Jahre in geringer Entfernung von einander zugebracht hätten, ohne in lebhaften und innigen Gedankenaustausch mit einander zu treten. Es ist hier nicht der Ort, das politische System, das sich Dante in selbständiger Verwertung und Umgestaltung aristotelisch scholastischer Gedanken auf-

gebaut hatte, ausführlich zu entwickeln, aber den Grundriß müssen wir wenigstens zeichnen. Man bekommt hie und da Erwägungen über die Frage zu lesen, ob Dante der letzte mittelalterliche oder der erste moderne Mensch gewesen sei. Ich erkläre mir diese läppische Frage daraus, daß die Männer, die sie aufwerfen, außer der Göttlichen Komödie kein mittelalterliches Buch kennen und das Mittelalter für ganz unvernünftig, die Neuzeit für vernünftig halten; da sie nun in Dante einige ganz vernünftige Ansichten finden, so kommt er ihnen ein wenig modern vor. Der letzte mittelalterliche Mensch war er freilich nicht, denn die Herren vom Univers, Edmund Jörg und Onno Klopp sind ja auch noch da, von den Päpsten und den Jesuiten gar nicht zu reden, aber ein mittelalterlicher, orthodox römisch-katholischer Mensch war er durch und durch. Die Kaiseridee, in der er lebte und webte, ist, weil die Ergänzung der hierarchischen, ohne diese gar nicht zu denken. Was Alfred von Reumont in Beziehung auf Florenz sagt, daß Dante diese seine Vaterstadt in zürnender Liebe und liebendem Zorne gescholten habe, das trifft auch beim Papsttum zu: nicht dem Institut gelten seine Strafreden, sondern dessen seiner Ansicht nach unwürdigen Vertretern und dem Abfall von der Idee. Zu diesem Abfall nun rechnet Dante auch den Kampf der Päpste gegen die Kaiser, da ohne das Kaisertum auch die Kirche, das Reich Gottes auf Erden, nicht bestehen könne. Denn im Gottesreiche, so führt er im ersten Buche seiner Schrift De Monarchia aus, soll der Mensch seine höchste Bestimmung erreichen, die in der Entfaltung der Erkenntniskraft zur gottähnlichen Weisheit bestehe. Diese Erkenntnisthätigkeit erfordre aber Ruhe und Sicherheit des Daseins, daher sei der Friede das höchste Ziel aller Politik. (Dante meint also eigentlich, alle Menschen müßten Philosophen,

und die Erde ein einziges großes, stilles Studirzimmer werden; die Leser wissen, daß wir ungefähr das Gegenteil für richtig halten.) Der Universalfriede könne aber nur durch einen Universalmonarchen gesichert werden. Denn so lange noch zwei gleichberechtigte Fürsten auf Erden vorhanden sind, können sie mit einander in Streit geraten. Aber ubicunque potest esse litigium, ibi debet esse judicium; sonst würde an dieser Stelle des Weltalls etwas Unentbehrliches fehlen. Das ist nicht möglich, da Gott nichts Unvollkommenes schafft. Demnach muß zwischen und über jenen ein Höherer stehen, der keinen andern mehr weder über noch neben sich hat. Nur dieser Höchste kann gerecht richten, also die wichtigste Herrscherpflicht vollkommen erfüllen. Denn alle Ungerechtigkeit entspringt aus der Begierde. Der Universalmonarch aber, dessen Reich keine andre Grenze kennt als den Ozean, besitzt alles, kann also nichts mehr begehren, noch durch selbstsüchtiges Interesse von der Gerechtigkeit abgelenkt werden. Übrigens darf, meint Dante, die Universalmonarchie nicht hindern, daß sich jedes Volk seine besondern und nur ihm zuträglichen Gesetze und Einrichtungen gebe, denn es sei doch klar, daß die Bewohner des kalten Nordens und die Menschen im Himmelsstrich der Tag- und Nachtgleiche, wo die Hitze kaum Kleider zu tragen gestattet, nicht nach denselben Sitten leben können; nur das allen Menschen gemeinsame habe der Kaiser zu leiten. Daß dem Dichter die Universalmonarchie nicht etwa für ein utopisches Traumbild, für einen Philosophentrost galt, sondern daß er darin den sofort zu verwirklichenden Zweck der kaiserlichen Politik sah, das geht deutlich aus seinem Schreiben an den Kaiser hervor, dessen Aufschrift lautet: Sanctissimo triumphatori et domino singulari, domino Henrico, divina providentia Romanorum regi, semper augusto, devo-

tissimi sui Dantes Alligherius Florentinus et exul immeritus, ac universaliter omnes Tusci, qui pacem desiderant terrae, osculant pedes. Darin schilt er den Kaiser und beschuldigt ihn der Lässigkeit, daß er sich so lange in einem Winkel Oberitaliens aufhalte. „Du übersiehst, fürchten wir, daß die Macht der Römer sich nicht auf die Grenzen Italiens, noch auch des dreispitzigen Europas beschränkt; sondern obwohl zur Zeit durch widrige Gewalten eingeengt, läßt sie sich doch kaum die Woge des Weltmeeres als Grenze gefallen; denn es steht geschrieben

Nascetur pulcra Troianus origine Caesar,
Imperium Oceano, famam qui terminet astris.“

Auch in seiner Schrift De vulgari eloquio weist er jeden Partikularismus und Nationalismus energisch ab. Er spottet darüber, daß jedes Volk und womöglich jedes Städtlein seine Mundart für die schönste halte und sich einbilde, diese müsse die Ursprache der Menschen gewesen sein. „Wessen Vernunft so elend geartet ist, daß er seinen Geburtsort für den köstlichsten unter der Sonne hält, der zieht auch seine Muttersprache allen andern Sprachen vor und hält sie für die Sprache Adams. Wir aber, denen, wie den Fischen das Weltmeer, so die Welt als Vaterland gilt, obwohl wir vor dem Zahnen die Wasser des Arno getrunken haben und Florenz so sehr lieben, daß wir aus Liebe zu ihm ein ungerechtes Exil erdulden, werfen nicht unser sinnliches Wohlgefallen, sondern vernünftige Gründe in die Wagschale des Urteils, und obwohl es für unser leibliches Behagen keinen angenehmern Ort auf Erden giebt als Florenz, so schließen wir doch aus den Beschreibungen der Dichter und andrer Schriftsteller, sowie aus der Verschiedenheit der klimatischen Bedingungen, die sich auf der Erdoberfläche finden, daß es noch viele edlere und lieblichere Gegenden geben müsse als Tuscien,

und daß viele Völker schönere und zweckmäßigere Sprachen haben müssen."

Im zweiten Buche über die Monarchie beweist er, daß niemand anders als der Kaiser der Deutschen und „König der Römer" zum Universalmonarchen berufen sei. Die Römer hätten ihre Weltherrschaft keineswegs durch Gewaltthaten und ungerechte Eroberungskriege erlangt, sondern von Gott sei sie ihnen verliehen worden zur Belohnung der Frömmigkeit ihres Stammvaters Äneas, dessen sie sich auch selbst durch edle Gesinnung und Gerechtigkeit würdig gemacht hätten. Über der Sorge für das Weltall hätten sie ihre eignen Interessen versäumt, und Cicero habe Recht, wenn er sagt, mehr eine väterliche Vormundschaft als eine Gewaltherrschaft hätten sie über die Völker ausgeübt. Übrigens sei ihre göttliche Sendung sowohl durch Wunder erwiesen worden (unter den Wundern nennt er auch die Rettung des Kapitols durch die Gänse), wie auch durch ihre Siege, denn wenn schon der Sieg im Zweikampf mit Recht als Gottesurteil angesehen werde, um wie viel mehr der im Völkerkampf, dessen richtiger Ausgang Gott ja noch weit mehr am Herzen liegen müsse. Daher begründe die Eroberung ein wirkliches Besitzrecht. Höhnend fordert er die Juristen heraus, ihm das Gegenteil zu beweisen. Der Rest des zweiten Buches und das dritte sind der Widerlegung der übertriebnen Ansprüche der Päpste gewidmet, die des Kaisers Unabhängigkeit und den Ursprung der Kaisergewalt unmittelbar aus Gott bestreiten.

Der Hauptsache nach war das ja die allgemeine, tief gewurzelte Meinung, wie sie der Sachsenspiegel ausspricht, und wie sie auch in Italien bis in die den Deutschen und ihrem Herrscher feindlichen Kreise auch damals noch ihr Ansehen behauptete. Johannes von Cermenate, ein Mailänder Notar, der auf die

Deutschen sehr schlecht zu sprechen ist, sagt in seinem Geschichtswerke, wer immer sich zu den Menschen rechne, der müsse sich als Unterthanen des Reiches der Römer bekennen. Durch ihre feige Lässigkeit in jener Zeit, da der Papst von den Langobarden bedrängt ward, sei das Reich den Römern verloren gegangen und den Deutschen übertragen worden. Wie das Wahlrecht der sieben Kurfürsten entstanden sei, gesteht er, nicht zu wissen.

Es ist nun interessant, zu beobachten, wie sich Heinrich von der Kaiseridee, der er mit aufrichtigem Glauben anhing, ganz im Sinne Dantes erfüllt zeigt. Bis in den Sommer 1312 hinein mit dem Papste verbündet, mußte er sich mit diesem entzweien, sobald er im Kirchenstaate die unmittelbare Regierungsgewalt ausübte und Miene machte, das Königreich Neapel zu unterwerfen. Der Papst gebot Waffenstillstand, und nun trat der Konflikt ein, dem überhaupt kein Kaiser und kein Papst entgehen konnte, denn, sagt Ranke, ihre Ansprüche waren schlechthin unvereinbar: der eine, der Papst, wollte keinen Richter, der andre, der Kaiser, kein Gesetz über sich anerkennen. Heinrich ließ von seinen Juristen eine Antwort an den Papst aufsetzen, deren Hauptgedanken folgende sind. (Einen Teil der im folgenden benutzten Urkunden hat schon lange vor Bonaini Dönniges herausgegeben; einiges hat auch in die Monumenta von Pertz Aufnahme gefunden.) Er wundre sich sehr, wie der Papst von Waffenstillstand sprechen könne, da er doch mit niemand Krieg führe; die Züchtigung eines rebellischen Vasallen sei kein Krieg. Überdies stehe das Recht, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, allein dem römischen Kaiser zu, der es vom römischen Volke geerbt habe; ohne seine Erlaubnis dürfe niemand Waffen weder tragen noch gebrauchen. Die potestas gladii sei ein temporale, und alle temporalia gehörten

dem Kaiser. Dem Petrus habe Christus nicht ein Schwert, sondern die Schlüssel übergeben. Das Königreich Sizilien sei nicht, wie der Papst es nenne, der reich bewässerte Lustgarten der Kirche, sondern gehöre dem Reiche. „Garten und Erbteil des vornehmsten der Apostel war ein schlechter Kahn mit einigen Fischernetzen, und nachdem er dieses verlassen, um dem Rufe des Herrn zu folgen, die Wanderung durch die Welt, die Predigt des Evangeliums und schließlich der Tod am Kreuze.“

War Heinrich dem Papste gegenüber im Recht, so war er doch dem König von Neapel gegenüber entschieden im Unrecht; einen Anspruch auf Süditalien konnte er nur aus jener überspannten Kaiseridee herleiten, die ihn allerdings auch berechtigt haben würde, die Beherrscher von Indien und China als Vasallen zu behandeln, wenn er bis dahin gekommen wäre. Gewöhnlich begnügte er sich freilich nicht mit diesem allgemeinen, sehr leicht zu handhabenden Kaiserrechte, sondern ließ von seinen Juristen allerlei positiver klingende Rechtstitel ausfindig machen, für den Anspruch auf Bologna z. B. nicht weniger als vier. Einen interessanten Grund wissen die Herren für die Bannung der Städte Bologna, Padua und Treviso anzuführen. Die Bewohner dieser Städte hatten ihre Schätze nach Venedig in Sicherheit gebracht. Wären nun die drei Städte gebannt, sagten die Juristen, so wäre der Kaiser berechtigt, ihre Habe zu konfisziren, vorausgesetzt, daß die Venetianer sie herausgäben (diese gingen natürlich auf eine so kavaliermäßige Behandlung von Geldangelegenheiten nicht ein); der Kaiser braucht sehr nötig Geld, folglich — ist es nützlich, jene Städte zu bannen.

Die Bannbriefe gegen den König Robert und die Städte strotzen von jenem apokalyptischen Schwulst, den die römische Kurie eingeführt hatte. In dem

Urteil gegen den König Robert heißt es nach Aufzählung der Gründe, deren hauptsächlichster ist, daß er „gleich der tauben Natter das Gehör seiner Ohren verstopft habe“: „Daher Wir ihn denn aller seiner Würden und jeder einzelnen, wie immer sie betitelt sein und worauf immer sie sich stützen mag, aller Ehren, Freiheiten, Immunitäten, Privilegien, Provinzen, Landschaften, Städte, Burgen, Landhäuser, Lehen, Vasallen, Güter, Sachen, Rechte und Hoheitsrechte berauben, ihn für einen Verräter und Reichsfeind erklären, bannen und, so er in Unsre Gewalt kommt, zum Tode durch Enthauptung verurteilen u. s. w.“ Noch maßloser klingt der Spruch über Padua. Das Commune hat 10 000 Pfund Gold zu bezahlen, die Mauern sind niederzureißen. „Alle und die einzelnen Personen des Commune bannen wir aus dem ganzen römischen Reich und bestimmen, daß jede Person genannter Stadtgemeinde an Leib und Gut geschädigt und ihrer Freiheit beraubt werden darf; im letztern Falle wird sie der Sklave dessen, der sie einfängt. Auch sind alle Bewohner der Stadt des Todes würdig und sollen, wenn sie in unsre Gewalt kommen, an den Galgen gehängt werden.“ Gehängt, zum Sklaven gemacht, aus dem Erdkreise verbannt werden und auch noch Strafe zahlen, das wäre etwas viel auf einmal, selbst wenn es sich nur um eine einzelne Person handelte.

Nicht genug zu bewundern ist die Glaubenskraft, mit der die Menschen jener Zeit allem Augenschein zum Trotz an ihren Idealen festhalten. Der Glaube der Italiener an das römische Kaisertum deutscher Nation, das den Frieden auf Erden herstellen sollte, aber überall, wo es hinkam, die Entzweiungen vervielfachte, die Parteiwut zum Wahnsinn steigerte, Städte und Landschaften verwüstete und auf seinem Wege keine andern Wahrzeichen zurückließ als

die rauchenden Trümmer verbrannter Städte und Leichenhaufen, dieser Glaube ist noch wunderbarer als der Glaube an den apostolischen Charakter der römischen Kurie, denn der Widerspruch zwischen Idee und Wirklichkeit war im andern Falle noch packender, weil er das materielle Interesse jedes Einzelnen unmittelbar berührte. Heinrichs Freund Nikolaus von Butrint führte eines Tages Beschwerde darüber, daß die Kaiserlichen sogar Kirchen beraubten. Unter Thränen haderte der fromme Kaiser mit seinem Marschall, es nützte aber nichts. Ein Papst, der sich den Nachfolger der Apostel nennt und als Haupt eines schwelgerischen Hofes im Golde erstickt, ein Kaiser, der als Nachfolger des Augustus der Welt den Frieden geben will, aber anstatt dessen die herrschende Verwirrung vollends grenzenlos macht und nicht einmal an Ort und Stelle seine Unterthanen vor der Raubgier seiner eignen Truppen zu schützen vermag, die sind einander wert.

Uns Heutigen fällt es nicht schwer, einzusehen, wo der Irrtum des Ghibellinenideals steckt. Was Dante vom Imperium sagt, ist erhaben, schön und wahr, sofern darunter die weltliche Gewalt, die bürgerliche Ordnung im allgemeinen verstanden wird. Unsinn wird es dadurch, daß er es auf den deutschen Kaiser bezieht und diesem die unmögliche Aufgabe stellt, nicht bloß in Deutschland, sondern auch in Italien und allerorten auf Erden Ordnung zu schaffen. Zwar auch in diesem Unsinn steckt noch ein Sinn. Das römische Reich bleibt für alle spätern Geschlechter das Vorbild der Staatsordnung, erstens, weil aus seinem Schoße die mittelalterliche Staatenfamilie hervorgegangen ist, von der wiederum die unsrige abstammt, sodann, weil seine Einrichtungen und sein corpus juris eine so musterhafte Ausführung der Rechtsidee enthalten, daß alle Staatsmänner

und Rechtslehrer zu ihm in die Schule gehen müssen. Auch dies war richtig, daß nach Roms Untergange die Deutschen Europa beherrschten und bei ihrer Tüchtigkeit und Volkszahl auch dann als die Erben Roms erschienen sein würden, wenn es niemals einem Papste oder einem deutschen Könige eingefallen wäre, das Kaisertum zu erneuern. Der Unsinn lag darin, daß man auf diese großen und schönen Ideen einen wirklichen Staat zu bauen versuchte, für den die natürlichen Grundlagen fehlten. Der Unsinn ward zur Abgeschmacktheit, indem das Kaiserideal juristisch als Besitzrecht behandelt wurde; die Ghibellinen glaubten in allem Ernste, dem deutschen Könige werde die Kaiserwürde vom damaligen „römischen Volke“ übertragen, d. h. von jenem Gesindel, das Rom bewohnte, der elendesten aller italienischen Stadtbevölkerungen jener Zeit, die kaum den Namen einer Bürgerschaft verdiente, die aber auch der Luxemburger suum carum senatum populumque Romanum titulirt. Das Kaiserideal verführte nicht allein dazu, die wirklichen Pflichten über eingebildeten zu vernachlässigen, sondern es brachte auch solche Unternehmungen zum Scheitern, die, obwohl über den natürlichen Wirkungsbereich des deutschen Königs hinausgehend, an sich noch ausführbar waren. Heinrich konnte einen deutschen Staat herstellen. An Talent fehlte es ihm so wenig als an Thatkraft, und im Reiche stieß er auf keinen erheblichen Widerstand. Die Stürme der Hohenstaufenzeit hatten ausgetobt, die Macht des Hauses Habsburg war noch nicht konsolidirt, durch die Erhebung seines Sohnes Johann auf den böhmischen Königsthron gewann er eine feste Stütze im Osten. Aber als gäbe es in Deutschland gar nichts mehr zu thun, begab er sich zwei Jahre nach seinem Regierungsantritt nach Italien, blieb dort drei Jahre und holte sich in den dortigen Feldlagern

einen vorzeitigen Tod. Immerhin hätte er ohne gar zu arge Vernachlässigung Deutschlands Oberitalien erobern oder nach damaligem Sprachgebrauch die Königsrechte dort wieder herstellen können, wenn er sich mit der Huldigung der wichtigsten Städte und Stadttyrannen begnügt, ein paar Statthalter eingesetzt und Pisa als äußersten nach Süden vorgeschobenen Posten des Reiches behandelt hätte. Die frühere Kriegslust der Lombardenstädte war dahin, die reich gewordnen Bürger hatten sich an ein bequemes Leben unter kleinen Fürsten gewöhnt, Genua und Pisa sahen im Schutze des deutschen Kaisers die einzige Rettung vor der von ihren Nebenbuhlerinnen, Venedig und Florenz, drohenden Vernichtung. Aber das genügte dem hochstrebenden Manne nicht. In jeder einzelnen Stadt wollte er seine unmittelbare Regierungsgewalt durchsetzen, an dem widerstrebenden Brescia, das ihn monatelang aufhielt, ein grausames Exempel statuiren, in ganz Italien Münzeinheit durchführen, sich die Halbinsel bis zur Südspitze unterwerfen. Barthold hat ihn einen Don Quixote in des Wortes edelster Bedeutung genannt. Nicht so ganz war er das. „Sicherlich, sagt Villani, wenn er sich nicht mit der Belagerung von Brescia aufgehalten hätte, sondern gleich nach Toskana gekommen wäre, so hätte er Bologna, Lucca, Florenz, Siena, Rom, Apulien ohne Schwertstreich gehabt, denn sie waren weder gerüstet noch sonstwie vorbereitet, und die Gemüter des Volkes schwankten, weil genannter Kaiser für den gerechtesten und gütigsten Herrn gehalten wurde. Es gefiel Gott, daß jener vor Brescia stehen blieb, dessen Belagerung sein Kriegsvolk und seine Macht verzehrte." Aber selbst nach diesem Fehler konnte er mit der Hilfe, die ihm aus Deutschland nachgezogen war, Italien noch unterjochen, wenn er nicht auf dem Zuge nach Apulien starb; diese An-

sicht spricht auch Villani an einer andern Stelle aus. Freilich, wäre er wirklicher König von Italien geworden, so hätte er gewiß aufgehört, wirklicher deutscher Kaiser zu sein. So ging jedes wirkliche Königtum an der Maßlosigkeit der Kaiseridee zu Grunde. Barthold hebt mit Recht die tiefe symbolische Bedeutung der Thatsache hervor, daß der letzte, der mit voller Überzeugung die Kaiserrechte in ihrem weltumfassenden Umfange geltend machte, zugleich auch der römischen Gesetzsammlung, „diesem ewigen Buche," das letzte Blatt einfügen mußte. (Seine beiden Konstitutionen: Quomodo in laesae majestatis crimine procedatur und Qui sint rebelles, sind als Extravagantes ins Corpus juris aufgenommen worden; sie stehen, falsch datirt, vor dem Liber de pace Constantiae.)

Aus diesem Schiffbruch imperialistischer Idealpolitik erhob sich nun in Italien die königliche Realpolitik mit klarem Bewußtsein. Die eignen Freunde des Kaisers wurden irre an der Richtigkeit der Politik, die sie befolgt hatten. Mit welchen Empfindungen er in Genua erwartet worden war, davon giebt ein kindlich frommes Gedicht Kunde, worin er als der von Gott gesandte Retter begrüßt wird; seine Ankunft sei ein erfrischendes Bad, das Gottes Liebe dem vertrockneten Erdreich bereitet habe. Aber schon wenige Wochen darnach jammern die Genueser, sich selbst anklagend: ob sie denn blind gewesen seien, da sie ihre alte Freiheit ohne Schwertstreich hingegeben und sich freiwillig dem Joche gebeugt hätten! Durch „diese Pest" werde ihr Handel vernichtet; die lombardischen Städte, Tuscien, Sizilien hätten alle Verbindungen mit ihnen abgebrochen; Geld zu erpressen sei der Hauptzweck des Königs. Wenn Dante die Lage seines Vaterlandes vor Heinrichs Ankunft höchst elend findet (Ahi serva Italia, di dolore ostello, Nave senza nocchiero in gran tempesta, Non donna di pro-

vincie, ma bordello, Purg. VI, 76), so schaut er eben die Dinge mit dem Auge des verbitterten Verbannten. Ganz andrer Meinung ist Albertinus Mussatus, der Dichter und Geschichtschreiber Paduas, der nicht ohne Entsetzen an die Zeiten Friedrichs II. denken kann, die herrliche Blüte Paduas nach Ezzelins Tode und die fünfzigjährige glückliche Friedenszeit in glühenden Farben schildert und durch den Lauf der Ereignisse aus einem begeisterten Verehrer in einen erbitterten Gegner Heinrichs verwandelt wird. In Cane della Scala, dem Herrn von Verona, dem Heinrich das Vikariat der Stadt Vicenza übergiebt, sehen sich die Paduaner einen zweiten Ezzelino erstehen. Der Podestà des belagerten Brescia erwidert dem Kardinal von Ostia auf dessen Mahnung zur Unterwerfung: der sogenannte Kaiser sei nur ein Zerstörer; er verwüste die Städte, vergebe sie an Tyrannen und wecke „das Schisma Friedrichs,“ die Parteiung der Guelfen und Ghibellinen wieder auf.

Eine grundsätzliche Widerlegung der Kaiseridee aber hat der Angiovine Robert von Neapel geliefert, in einer Instruktion für seine Gesandten an der Kurie, die seinen Widerstand gegen Heinrich rechtfertigen sollen, und in einer Proklamation, die er nach seiner Ächtung in Italien verbreiten ließ. Sein Gedankengang ist folgender. Wenn wir auf den Ursprung des Imperiums zurückgehen, so finden wir, daß es durch gewaltsame Besitznahme entstanden ist. Nur Spanien, das sich niemals vollständig unterworfen hat, war in jene Okkupation nicht inbegriffen. Da nun nach dem Zeugnisse des Sallust jede Herrschaft mit denselben Mitteln erhalten wird, mit denen sie erworben worden ist, fortwährende Anwendung der Gewalt aber der Natur widerstrebt, so kann das römische Reich unmöglich durch alle Zeiten fortbestehen. Sein gewaltthätiger Charakter offenbarte sich zuletzt auch

noch in den Christenverfolgungen. Die Kaiser wollen keine andre Gewalt neben sich dulden, daher sich die Kaiser deutscher Nation, so tief auch vor der Wahl ihre Demut scheinen mag, nachher stets gegen den Papst erheben. Den französischen Königen sind sie feindlich gesinnt, indem sie immer behaupten, Frankreich habe Rechte und Länder des Reiches usurpirt. So liege es denn auch in der Natur des Imperiums, daß die Kaiser Sizilien haben wollten. „Aber welcher vernünftige Mensch sieht nicht ein, daß diese ganze Auffassung des Kaisertums falsch ist? Daß gleich jedem weltlichen Besitz auch die Souveränitäten im langen Laufe der Zeit durch die mancherlei Zufälle, von denen die Rechtsnachfolge betroffen wird, beständige Änderungen erleiden? Wo sind denn heute die Reiche der Perser, Ägypter, Hebräer, Trojaner? Wo ist das alte Römerreich, wo die Macht und Weisheit der Griechen?"

Hier haben wir, im Gegensatz zu dem mittelalterlichen Dante, zwar noch nicht einen modernen Menschen, aber ein Stück moderner realpolitischer Auffassung.

Zehntes Kapitel

In Florenz keimt die Idee des Nationalstaates

Wenn wir Heutigen uns nach realen Grundlagen für eine Staatenbildung umsehen, so denken wir gewöhnlich zunächst an die Nationalität. Den Menschen des frühern Mittelalters lag dieser Gedanke fern. Nur sehr langsam ging die Bildung der romanischen Nationen und ihre Abgrenzung gegen die rein deutsch bleibenden Stämme diesseits der Alpen und Vogesen vor sich. Im Jahre 842 war es das erstemal, daß sich beim Abschluß eines Vertrages zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen Deutsche und Franzosen als andersſprachige Völker gegenübertraten. Lange noch wurde die langsam sich erhebende Scheidewand der Sprache durch das Volapük jener Zeit, das Lateinische, dessen sich die Gelehrten und Staatsmänner auch dann noch bedienten, als sie nicht mehr Geistliche waren, vielfach durchbrochen. Überhaupt gab es vereinigende Kräfte genug, die den trennenden das Gleichgewicht hielten. Neben den vielen hin- und herlaufenden Verwandtschaftsbeziehungen der Stämme und Fürsten war es vor allem die alle umschließende Kirche, die alle Völker Europas daran gewöhnte, sich als Glieder einer Familie zu betrachten. Und alle Einrichtungen und

Zustände waren international, wenn dieses Wort auf eine Zeit angewendet werden darf, wo Nationen im heutigen Sinne noch gar nicht vorhanden waren. Allen Ländern gemeinsam waren die Naturalwirtschaft, der gebundne Grundbesitz, die Feudalverfassung des Staates, die Zunftverfassung des Handwerks, die Bildung der Litteraten und das Analphabetentum des Landvolkes. Alle geistigen, politischen und sozialen Bewegungen verbreiteten sich mit einer für die Verkehrsverhältnisse jener Zeit wunderbaren Schnelligkeit. Der Kampf der Handwerker gegen die Geschlechter tobte im vierzehnten Jahrhundert gleicherweise in Bologna und Florenz wie in Köln und Braunschweig, in Paris wie in Wien. Die Hochschulen von Oxford bis Salerno wurden von Studenten aller Länder besucht. In den Heeren der Kreuzfahrer strömte die Sahne wie der Abschaum von ganz Europa zusammen. Weder im sozialen Gebiete noch in dem der Wissenschaft oder der Politik machen sich die werdenden Nationalgeister zuerst bemerklich, sondern in dem der Kunst: die Volksdichtungen waren die ersten nationalen Besitztümer. Es dauerte ziemlich lange, ehe dieser Unterschied auch fürs Auge bemerkbar gemacht werden konnte und sich den Litteraten aufdrängte: hat doch erst Dante den Italienern ihr großes Nationalgedicht gegeben und die „Vulgärsprache,“ wie er selbst halb verächtlich das Italienische nannte, zur Schriftsprache erhoben. Noch deutlicher trat später der nationale Unterschied in den Werken der bildenden Künste hervor. Aber zu Dantes Zeit fing die italienische Malerei eben erst an, sich in der Person Giottos aus den Windeln der kirchlichen Schablone zu befreien, die die ältern italienischen Bilder den altdeutschen so ähnlich macht. Auch das Volksleben war in Tracht und Sitte noch einfach, daher in Italien von dem deutschen nicht sehr verschieden. Der Kleider=

luxus in den Städten, gegen den Dante eifert, begann eben erst zu seiner Zeit. Nur daß in Italien schon damals das städtische Leben überwog, während in Deutschland die Ritter und die Bauern noch immer die wichtigsten Bestandteile des Volkes ausmachten, begründete einen augenfälligen Unterschied.

Es versteht sich, daß die Italiener und die Deutschen bei ihren vielfältigen Begegnungen einander kritisirten. Die Italiener werden von den Deutschen im allgemeinen für falsch, diese von jenen für roh und ungeschlacht erklärt. Damit hatten ja beide einigermaßen Recht. List ist die Waffe des Schwächern, und die Italiener standen den Deutschen an Waffentüchtigkeit je länger je mehr nach, da ihr Leben immer städtischer ward. Und Wortbruch ist die Waffe der Unterdrückten, umso mehr, als Unterworfene nie und nirgends leicht dahin zu bringen sind, sich durch die vom Eroberer abgezwungnen Gelöbnisse im Gewissen gebunden zu fühlen. Daß aber den Deutschen von Natur wenig Formensinn beschert worden ist, sehen wir auch heute noch alle Tage, obwohl wir bereits zweitausend Jahre lang zu den Griechen und den Römern in die Schule gegangen sind. Der starke Appetit und der gute Magen der Deutschen müssen den Italienern sehr aufgefallen sein, denn die einzige Charakteristik unsers Volkes, die bei Dante vorkommt, besteht in den Worten tra li Tedeschi lurchi (Inferno XVII, 21), „dort in der deutschen Fresser Land.“ Auf beiden Seiten ging man dabei wohl ein wenig über das Maß der Gerechtigkeit hinaus. Wenn Otto von Freisingen im dreizehnten Kapitel des zweiten Buches seiner Gesta Friderici, wo er übrigens das italienische Wesen vortrefflich charakterisirt, den Italienern ihre Unbotmäßigkeit als einen unüberwundnen Rest alter Barbarei vorwirft (In hoc tamen antiquae nobilitatis immemores barbaricae fecis retinent vestigia, quod cum legibus se

vivere glorientur, legibus non obsequuntur), so hat er im Augenblick wohl nicht an die unbotmäßigen Vasallen und die ewigen Fehden im deutschen Vaterlande gedacht. Und wenn Johann von Cermenate in seiner Erzählung des Zuges Heinrichs VII. gelegentlich sagt: „Das dumme Volk der Deutschen ist nämlich von Natur so raubgierig und undisziplinirt, daß es auch solche Ortschaften ausplündert, die sich bereits unterworfen haben, alles, was es nicht fortschleppen kann, durch Feuer vernichtet und die Landschaft weithin zur Einöde macht," so vergißt er, daß die italienischen Städte in ihren Fehden gegen einander genau ebenso verfuhren. Aber weder dem eben genannten Mailänder Notar, noch Dante fiel es ein, um solcher Wahrnehmungen willen den vermeintlichen Rechtsanspruch der Deutschen auf die Weltherrschaft anzuzweifeln. Auf die Politik hatten ungünstige Urteile über ein Nachbarvolk keinen Einfluß. Auch Ficker kommt in seinen „Forschungen zur Reichs- und Rechtsgeschichte Italiens" zu dem Ergebnis, daß es in der Hohenstaufenzeit noch keine nationale Politik in Italien gab, und daß die Herrschaft der Deutschen nicht als Fremdherrschaft empfunden wurde. Unter Freiheit verstand man nirgends in Italien die Unabhängigkeit vom Auslande, sondern überall nur die städtische Selbstregierung. Als Feinde galten jeder Stadt nicht die Ausländer, sondern die „Magnaten" ihres Gebietes, solche Bürger, die nach der Tyrannis strebten, die Mitglieder der jeweilig unterdrückten oder verjagten Partei, die banditi samt ihren auswärtigen „Komplicen," und die Nebenbuhlerinnen unter den übrigen Städten. Wer sich als Bundesgenossen gegen diese Feinde anbot, der war willkommen; ob er Italiener, Deutscher, Engländer oder Franzose war, das kam nicht in Betracht. Glaubte man zur Schlichtung innerer Wirrnisse eines mäch-

tigen Rektors, Protektors oder Vikars (das waren die gebräuchlichen Titel) nicht entbehren zu können, so zog man sogar einen Ausländer vor wegen der bei ihm vorausgesetzten größern Unparteilichkeit. Zum erstenmale bei dem Erscheinen Heinrichs VII. fangen die Italiener an, ihren Gegensatz zu den Deutschen von der politischen Seite her anzusehen. Seit dem Untergange der Hohenstaufen hatten sich die italienischen Verhältnisse ungestört von ausländischen Einflüssen entwickelt. In das Ringen der Bürgerschaften mit den Adelsgeschlechtern, der Städte und kleinen Fürsten unter einander hatte keine übermächtige fremde Gewalt eingegriffen, sondern überall der von Natur stärkere und tüchtigere Teil gesiegt. Als nun bekannt wurde, daß Heinrich vom Papste eingeladen und von einigen italienischen Verbannten gedrängt, mit Heeresmacht herannahe, da ward den meisten Italienern sehr unbehaglich zu Mute. Guido della Torre, der die Wiedereinsetzung der Visconti zu fürchten hatte, rannte im Stadtpalaste zu Mailand, wo sich die Lombardenfürsten zur Beratung versammelt hatten, wie wahnsinnig umher und rief einmal über das andre: „Sagt mir doch, sind wir diesem Heinrich von Luxemburg, diesem — ich weiß nicht, ist er ein Teutone oder ein Allobroger — in irgend einer Weise verpflichtet? Hat er uns irgend etwas gegeben, was er zurückzufordern berechtigt wäre?“ Zu vollkommener Klarheit aber über die politische Seite des nationalen Gegensatzes gelangen die Florentiner. Sie sprechen es in ihrer Korrespondenz wiederholt aus, daß das deutsche Königtum mit der städtischen Freiheit, auf der in Mittel- und Oberitalien das gesamte öffentliche Leben, ja die Kultur beruhte, unvereinbar sei. Sie nennen Heinrich nur einmal nach seiner Krönung „König der Römer“ und niemals Kaiser, sondern den Alamannenkönig oder zur Abwechslung einmal den

Tyrannen. Sie schreiben in völlig richtiger Beurteilung der Lage an den König Robert: „Ist Heinrich einmal vernichtet, dann sind wir sicher, daß es kein Störenfried mehr wagen wird, uns unter dem Vorwande des Kaisertums zu beunruhigen.“ Den Lucchesen melden sie am 27. August 1313, daß „jener höchst grausame Tyrann, Heinrich, vormals Graf von Luxemburg, den die Abtrünnigen und die alten Verfolger der Kirche, nämlich die Ghibellinen, eure und unsre treulosen Feinde, einen König der Römer und Kaiser von Deutschland nannten, und der unter dem Vorwande des Kaisertums bereits die Provinzen Lombardien und Tuscien zu einem großen Teile verzehrt und in Brand gesteckt hatte, vorigen Freitag den 24. August zu Buonconvento verschieden ist. Freut euch also, wir bitten, mit uns, ihr teuersten Brüder!“ Die Florentiner sprechen also den Anhängern der Kaiseridee geradezu die bona fides ab, sie erniedrigen diese Idee zu einem Vorwande gemeiner Habsucht und Raubgier. Über den Jubel, mit dem der Tod Heinrichs als größtes Freudenfest gefeiert wurde, berichtet Mussatus. Die Geistlichen veranstalteten Dankprozessionen, die Städte wurden des Nachts mit Fackeln festlich erleuchtet; das Volk feierte Kampfspiele in neuen Gewändern; die Weiber führten auf Straßen und Plätzen ausgelassene Tänze auf, die Gerichte hielten Ferien, die Gefängnisse wurden geöffnet, die Gefangnen frei gelassen. Zu Ehren des heiligen Bartholomäus, „der den durchs Kaisertum gepeinigten Völkern schon zum zweitenmale mit apostolischer Güte zu Hilfe gekommen“ sei (die Schlacht am Tagliacozzo war am Bartholomäustage geschlagen worden; auch die Kirche des Klosters, in dem Heinrich starb, war dem genannten Apostel gewidmet), wurden Stiftungen errichtet. Desto größer war natürlich die Betrübnis der Pisaner, die für Heinrich zwei Millionen Gold-

floren geopfert hatten, was dem Goldgehalte nach zwanzig, dem damaligen Geldwerte nach etwa hundert Millionen Mark ausmachte.

So sehen wir, wie in Florenz damals jene Idee eines nationalen Gemeinwesens keimte, die später von Macchiavelli zum Gedanken des Nationalstaates durchgebildet und erst in unsrer Zeit verwirklicht worden ist. Von unserm heutigen Nationalismus mit seinem Nationalhaß und seinen Absperrungsgelüsten hatte man natürlich keine Ahnung. Die litterarischen, sozialen und Wirtschaftszustände blieben noch zwei Jahrhunderte international; auf den Gedanken, die Freiheit des Studiums zu beschränken und nur solchen Staatsämter zu verleihen, die sich ihr Wissen an inländischen Anstalten geholt hatten, oder gar den Besuch ausländischer Anstalten zu verbieten, wäre kein Machthaber verfallen, und die Völker hätten sichs nicht gefallen lassen. Der konfessionelle Gegensatz war noch nicht vorhanden. Der Gegensatz zum fremden Volkstum erzeugte noch keine Abneigung. Die Feindschaft der Florentiner ging nicht aus dem Widerwillen gegen deutsches Wesen hervor, sondern nur aus dem Unmut darüber, daß ein Deutscher das Hausrecht der Italiener mit Füßen trat; die Italiener wollten fortan Herren in ihrem Hause, in ihrem schönen Lande bleiben. Das letzte Stück in der mehrerwähnten Sammlung Bonainis ist ein sehr freundliches Schreiben an einen Deutschen, an den Grafen Eberhard von Württemberg, der von dem eben verstorbenen Kaiser gebannt worden war und von Burg zu Burg gejagt wurde. Sie melden ihm, daß sie der Hilfe, die er ihnen angeboten habe, nicht mehr bedürfen, sollten sie ihn in Zukunft brauchen, so würden sie ihm schreiben. Sie fragen an, ob sie vielleicht seine Freundlichkeit mit einem Gegendienst erwidern, etwa dem Könige von Frankreich oder

dem von Neapel ein Anliegen des Grafen übermitteln könnten.

Aber daß man sich Hilfe aus Feindesland gern gefallen läßt, kommt wohl auch heute noch vor. Von größerer Bedeutung ist der Umstand, daß die zahlreichen italienischen Chronisten jener Zeit, die so ziemlich alle der italienischen Nationalpartei angehörten, ohne Ausnahme mit der größten Ehrfurcht und Anerkennung von Heinrich sprechen und übereinstimmend seinen vortrefflichen Charakter preisen. Einen unwiderstehlichen Zauber allerdings muß die Persönlichkeit des Luxemburgers ausgeübt haben. Schließt doch Nikolaus von Butrint, den Clemens V. dem Kaiser als Aufpasser mitgegeben hatte, der aber im täglichen Umgange mit ihm sein innigster Freund geworden war, seinen Bericht an den Papst mit den Worten: „Beim Heil meiner Seele versichere ich Euch, ich glaube nicht, daß es heute unter den weltlichen Fürsten einen giebt, der Gott, die römische Kirche und jeden rechtschaffenen Mann mehr liebte, als er es gethan hat." Und Dante hat diese großartige Erscheinung allgemeiner unwidersprochener Anerkennung mit den Worten hervorgehoben: „Sogar seine Feinde werden sich seines Preises nicht enthalten können" (Paradiso XVII, 85). Aber immerhin! Man denke sich den tadellosesten und ausgezeichnetsten aller Menschen als Eroberer in einem beliebigen von Parteien zerrißnen Lande der Gegenwart und male sich aus, wie die Zeitungsberichte, die Aufsätze in den Zeitschriften, die Urteile der mitlebenden Geschichtschreiber ausfallen werden! Möchten solche, die an den stetigen Fortschritt der Moral glauben, die zahlreichen Berichte von Gegnern Heinrichs lesen und diese Haltung der damaligen Italiener unsern heutigen Gewohnheiten vergleichen! Die Florentiner sind die einzigen, die ihn in ihren amtlichen Schreiben

einen grausamen Tyrannen nennen; aber eine Verleumdung, eine Anschwärzung des Privatcharakters Heinrichs in Dingen, die nicht mit dem Feldzuge zusammenhängen, kommt doch auch in ihren Schreiben nicht vor. Ihr Mitbürger Villani, ein aufrichtiger Guelfe, ist gleich den übrigen Chronisten der Zeit voll des Preises für Heinrich.

Freilich sind die Menschen jener Zeit ohne Unterschied der Nationalität überhaupt noch naiv und treuherzig. In den Chroniken ist noch nichts National-italienisches zu spüren; ein deutscher Mönch oder Stadtschreiber würde sie um kein Haar anders geschrieben haben. Gewisse nationale Eigentümlichkeiten, und zwar gerade die unangenehmern, scheinen sich erst entwickelt zu haben, nachdem die Kabinettspolitik künstliche Scheidewände zwischen den Völkern aufgerichtet und jeder Fürst die ihm nicht zusagenden Elemente aus seinem eignen Volke gewaltsam ausgetrieben hatte. Hartpole Lecky macht die vollkommen richtige Bemerkung, daß manche Charaktereigenschaften, die der Deutsche als spezifisch deutsch zu preisen gewohnt ist, wie Gedankentiefe und Sittenstrenge, bei manchen Ausländern früherer Zeit, wie bei Dante und bei den französischen Hugenotten, deutlicher ausgeprägt vorkommen als bei der Masse des heutigen deutschen Volkes.

* *
*

Der Universalkaiser und die Universalkirche waren in ihrer nur ausnahmsweise friedlichen Ehe der Selbsterziehung ihrer Kinder, der europäischen Völker, mit gutem Erfolg zu Hilfe gekommen. Die Glaubensboten brachten den nordischen Völkern mit dem Evangelium allerlei weltliche Kunstfertigkeit, Überreste alter Kultur, vor allem das Buchstabenwesen, diese unerläßliche Grundlage höherer Bildung. Zuerst von den Benediktinerklöstern, dann von den italienischen Städten

aus brach sich auch im Norden die Anschauung Bahn, daß die Arbeit den freien Mann nicht schände, und daß Krieg, Jagd und Würfelspiel beim Trinkgelage keineswegs die einzigen seiner würdigen Beschäftigungen seien. Das Imperium kam dem Sacerdotium zu Hilfe, wo dieses des weltlichen Armes bedurfte, um den Grundsätzen des Christentums, später freilich zuweilen auch um den unchristlichen Ansprüchen einer übermütig gewordnen Hierarchie Geltung zu verschaffen. Zweimal, im zehnten und elften Jahrhundert, zogen fromme Kaiser die römische Klerisei aus einem Sumpfe heidnischer Laster heraus, worin sie beinahe untergegangen wäre, reformirten sie und verhalfen ihr wieder zu Ansehen und Macht. Die Hierarchie milderte die Sitten, indem sie die milden Grundsätze des Evangeliums verkündigte, wenn sie selbst ihnen auch oft genug durch barbarische Behandlung ihrer Gegner ins Gesicht schlug, und das Kaisertum hielt mitten unter wilden Partei- und Dynastenkämpfen die Ideen des Rechtsstaats und der bürgerlichen Ordnung aufrecht, wenn es auch in der Wirklichkeit oft genug nur die Unordnung beförderte. Der christliche Missionsgeist wirkte als mächtiger Sporn zur Germanisirung des slawischen Ostens mit, leistete bei dem großartigen Kolonisationswerke unsrer Väter die wichtigsten Dienste und hat zuletzt noch im hohen Nordosten dem spätern preußischen Königtume, also auch unserm heutigen deutschen Reiche die Grundlage bereitet. Und hat die große Bewegung der Kreuzzüge, in die sich die europäischen Völker von der Hierarchie hineinlocken ließen, den großen Zweck nicht erreicht, für den sie klar sehende Politiker, wenn es welche gegeben hätte, verwendet haben würden, nämlich der vordringenden Türkenmacht einen Riegel vorzuschieben, so hat sie doch das europäische Leben in mannigfacher Weise befruchtet.

Eben um das Jahr 1300 aber ward es offenbar, daß die Völker dieser Vormundschaft entwachsen waren. Ihr Gewerbe, ihre Politik, ihre Kunst, ihre Wissenschaft begannen sich jedes auf seine eignen Füße zu stellen. Auch die Nationalgeister, obwohl noch unfertig, regten sich schon. Der Gegensatz zwischen Papsttum und Kaisertum trat zurück hinter dem Gegensatze beider idealen Gewalten gegen die aufstrebenden realen und partikularen Interessen der mannigfachsten Art. Ihre Obergewalt vermochten jene beiden um so weniger zu behaupten, als sie nach dem Tode des siebenten Heinrich ihrer Idee gerade in dem wesentlichsten Stücke, in der Universalität, untreu wurden. Der Papst ward zuerst zu einem Werkzeuge der französischen Politik und dann zum Fürsten eines italienischen Kleinstaats erniedrigt, und das Kaisertum verschwand hinter der habsburgischen Monarchie, die in den letzten Jahrhunderten allein noch seinem Schattendasein einen körperlichen Inhalt lieh. Nichts war natürlicher, als daß sich von da ab Kaisertum und Papsttum im allgemeinen besser vertrugen als vordem; sie hatten die ganze Welt zu Feinden und waren einander gegenseitig nur wenig mehr im Wege. Es ist wahr, daß die Habsburger in der Zeit der Religionskriege noch ihre besondern, ganz und gar nicht idealen Gründe hatten, sich die Päpste als schätzenswerte Bundesgenossen zu Freunden zu erhalten; aber eben aus diesen besondern Verhältnissen, daß der Kaiser das Haupt des spanisch-habsburgischen Hauses und der Papst ein italienischer Fürst war, entsprangen auch die gelegentlichen Konflikte zwischen beiden, nicht wie früher aus dem unlöslichen Widerspruche zwischen den päpstlichen und kaiserlichen Ansprüchen. Als kurz vor dem Erlöschen des ehrwürdigen Namens des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, unter Joseph II., jener Widerspruch

wieder auflebte, da fand er sich aus dem idealen ins reale Gebiet versetzt. Nicht als Beherrscher der Welt, sondern als unumschränkter Herr seiner Erbländer, die er in einen gleichartigen absolut regierten Staat zu verschmelzen versuchte, nahm Joseph alles Weltliche für sich in Anspruch und verwies er den Papst ins Innere der Kirche, nicht einmal die Sakristei und die Kanzel ihm zu ganz freier Verfügung überlassend, und mit der deutlichen Tendenz, ihn ganz aus dem Staate auszuschließen, die Geistlichkeit aber in die schwarze Garde des Polizeistaats, wie Schäffle es nennt, zu verwandeln. Doch wenden wir unsre Blicke noch einmal auf das Mittelalter zurück, und gedenken wir der auflösenden Kräfte, die im Schoße der Kirche selbst wühlten, mit einigen Worten.

Elftes Kapitel

Das mittelalterliche Sektenwesen

Eine Idee, die für sich allein bleibt, kann so wenig zur Entfaltung kommen, wie eine abgesperrte Persönlichkeit. Ideen und Personen werden wirksam, man darf vielleicht sagen wirklich, in der Reibung und Wechselwirkung mit andern Ideen und Personen. Sofern die auf einander einwirkenden Ideen und Personen im Gegensatze zu einander stehen, erscheint ihre Wechselwirkung als Kampf. Und da keine Idee wie keine Persönlichkeit es vermeiden kann, die bekämpfte Idee oder Person wenigstens teilweise in sich aufzunehmen, wird der Gegensatz in sie selbst hineinverlegt und erscheint als Widerspruch. Daher sagt Hase ganz richtig, der erste Schritt zur Verwirklichung einer Idee sei der Abfall von ihr selbst, und der christliche Ideenkreis habe sich diesem allgemeinen Gesetze nicht entziehen können. Um Kirche werden zu können, mußte der Geist des Christentums gewissermaßen von sich selber abfallen. Der Geist des Evangeliums ruft den Menschen zur Abkehr von der Welt und zur Einkehr in Gott. Aber um diesen Ruf die Jahrtausende hindurch an die Menschheit richten zu können, muß er selber in die Menschheit, in die Welt einkehren, dieser überweltliche und weltflüchtige Geist, muß er

sich ein Organ schaffen, eine festgefügte Gemeinschaft, die in der Welt nicht anders bestehen kann, als nach eben jenen Gesetzen und Gewohnheiten der Welt, die zu bekämpfen er in die Welt gekommen ist.

Aus diesem Lebensgesetze begreift sichs, daß das Leben der Kirche einerseits als ein beständiger Abfall von ihrer eignen Idee erscheint, andrerseits als ein beständiges Ringen gegen den Abfall in Reformbewegung und Sektenbildung. Zur Gründung neuer Kirchen oder Sekten führt die einseitige Pflege einer einzelnen christlichen Idee, die gerade im Augenblick vom Ganzen der Kirche vernachlässigt wird. Stellt die Bewegung das Gleichgewicht wieder her, indem sie jener vernachlässigten Idee zur Anerkennung oder Bestätigung verhilft, so vollzieht sich eine Reform, sei es durch Verbesserung des großen herrschenden Kirchenkörpers, sei es durch Gründung einer neuen Konfession oder bloß eines nützlichen Ordens. Sondert sich hingegen die Idee von dem lebensvollen Ganzen ab und spinnt sie sich in sich selber ein, so entsteht zuweilen eine nützliche, zuweilen eine mehr oder weniger wertlose, unter Umständen auch eine schädliche Sekte. Es dauert bei solchen Bewegungen oft lange Zeit, ehe sich die Richtung zum Bessern oder Schlimmern entscheidet. Zuweilen geht eine an sich gute Reformgesellschaft allmählich und langsam in Verderbnis über, so allmählich, daß es schwer wird, den Augenblick des Übergangs anzugeben, wie ja auch die Blume im Augenblick ihrer größten Schönheit und ihres stärksten Duftes an der Grenze der Fäulnis steht; man denke an den Hussitismus! Gesund erweist sich eine Reformbewegung wiederum gerade dadurch, daß auch sie es versteht, zur rechten Zeit — von sich abzufallen, sodaß sich in jedem einzelnen Zweige der Gesamtkirche das Spiel des großen Ganzen wiederholt. Luther schuf, völlig im Wider=

spruche mit den Grundsätzen, von denen aus er Rom bekämpft hatte, eine Kirchenverfassung mit festen juristischen Formen und rettete dadurch sein Werk vor dem Schicksale des Hussitismus und der Wiedertäuferei.

Namentlich zwei Ideen sind es, die als fruchtbarer Gärungsstoff die Kirche von den ersten Zeiten an bis heute lebendig und in Atem erhalten haben: die Idee der evangelischen Armut und die der unsichtbaren Kirche. Daß Christus den Reichtum und die Reichen verwünscht und seinen Jüngern die Armut empfohlen hat, nicht etwa eine symbolische Armut, wie sich nervenschwache moderne Bibelleser gern einreden, sondern die wirkliche Armut, das unterliegt gar keinem Zweifel. Nun konnte die Kirche aber ohne Vermögen gar nicht bestehen. Je weiter sie sich ausdehnte, je mehr soziale und Kulturaufgaben ihr aus ihrem vermehrten Ansehen erwuchsen, desto mehr Vermögen brauchte sie. Und mit dem wachsenden Vertrauen der Menschen zu ihr, mit der wachsenden Frömmigkeit und dem wachsenden Aberglauben (beide sind schier unzertrennliche Geschwister und oft kaum von einander zu unterscheiden) wuchsen die Spenden der Gläubigen. Indem zugleich mehr und mehr die Geistlichen die ausschließlichen Verwalter und Nutznießer des Kirchenvermögens wurden (wie es denn in der Natur jeder Gesellschaft liegt, daß, je größer und verwickelter sie wird, ihre Verwaltung mehr und mehr in die Hände von Fachleuten und angestellten Beamten übergeht), erschien das Christentum nach dieser Seite hin in sein Gegenteil verkehrt. Da aber die Idee der Armut nicht verloren gegangen war, wurden zu ihrer Verwirklichung allerlei Klosterorden gegründet. Doch auch sie unterliegen fast alle demselben Lebensgesetze. Arm fängt ein solcher Orden an; nach und nach wird er reich, teils durch eigne Arbeit, teils durch die Gaben,

die ihm das rechtschaffen verdiente Vertrauen der Gläubigen einbringt, und endlich macht er sich durch gänzlichen auch innerlichen Abfall von seiner Idee des erworbnen Vertrauens unwert und schreitet wohl bis zur cynischen Selbstverspottung fort, wie jener neapolitanische Abt in Zimmermanns „Einsamkeit," der berichtet, was ihm die drei Gelübde schönes eingetragen haben. Weshalb denn auch jeder Orden seine eignen Reformationskämpfe mit Spaltungen und Absplitterungen, zuweilen auch Sektenbildungen und Konkurrenzgründungen erlebt. Solche Orden und Sekten, die sich an die Idee der Armut anklammern und sie, wie sie ist, nackt und körperlos verwirklichen wollen (was ein Unding ist, denn alles Wirkliche ist hienieden körperlich oder wirkt doch nur durch Körperliches), die verfallen in Schwärmerei, in eine mit der bürgerlichen Ordnung unvereinbare Lebensweise, auch wohl in kommunistische Umsturzbestrebungen. Mit der Idee der Armut findet sich meist die der Keuschheit eng verknüpft. „Eben die enorme Liederlichkeit der [dem Feudaladel angehörigen] hohen Geistlichkeit [Oberitaliens] war es, die gerade in dieser Zeit [unter Gregor VII.] die Lehre von der Keuschheit zu einem Hauptinteresse machte" (Leo, Geschichte der italienischen Staaten I, 402).

Ähnlich ging es mit der Idee der unsichtbaren Kirche. Es ist richtig, daß Christus an die Stelle jener jüdischen Priestersynagoge, deren Mitglied man durch Geburt und durch Zeremonien wurde, eine Geistes- und Glaubensgemeinschaft, eine Gemeinschaft der Gläubigen und Heiligen gesetzt hat. Aber um auf Erden wirksam, ja auch nur wirklich zu werden, blieb dieser Gemeinschaft der Heiligen doch wiederum nichts übrig, als einerseits für ihre Mitglieder sowohl wie für ihre Vorsteher — denn solche konnten nicht entbehrt werden — äußerliche Erkennungszeichen

festzusetzen, andrerseits auch Unheilige in ihrem Schoße zu dulden. Ist es doch gar nicht möglich, die Heiligen von den Unheiligen mit Sicherheit zu unterscheiden. Je mehr nun die letzten überhand nahmen und sich gerade in die Vorsteherämter eindrängten, desto dringender mußte der Ruf nach Wiederherstellung der Gemeinde der Heiligen werden. Aber jede unter dieser Losung gegründete Sondergemeinschaft sah sich sehr bald vor die Wahl gestellt, ob sie sich zu den vielgeschmähten Äußerlichkeiten, zur Annahme von kirchlichen Gebräuchen und festen Verfassungsformen bequemen, oder sich auflösen, oder in einen Narrenhaufen ausarten wollte.

Zu dieser Hauptursache der Sektenbildung gesellen sich noch zwei andre. Die eine, das spekulative Bedürfnis, können wir kurz abfertigen, da sie nur im Morgenlande eine große Rolle gespielt hat, nicht aber bei uns. Der Hang der hellenistischen Welt (die von der hellenischen wohl zu unterscheiden ist) zur Dialektik und zu Wortgefechten, der so weit ging, daß sich in Alexandrien sogar die Marktweiber über ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος stritten, ist der römisch-germanischen Welt fremd. Diese ist namentlich im Mittelalter durchaus von praktischen Interessen (praktisch ist ja nicht gleichbedeutend mit materiell) bewegt worden, und der hohe Klerus war gar nicht einmal gelehrt genug, um sich auf die Erörterung theologischer Fragen verlegen zu können. Und vollends Rom war, wie es Gregorovius ausdrückt, das ganze Mittelalter hindurch der negative Mittelpunkt der Gelehrsamkeit. Auch die Mönche verstanden sich besser darauf, einen stattlichen Kirchenbau aufzuführen, eine Musterwirtschaft einzurichten, einen feinen Wein zu ziehen und zu würdigen, als einen Trugschluß zu lösen. Die Scholastiker blieben gleich den Metaphysikern heutiger Zeit mit ihren Spitzfindigkeiten unter

sich, und die häretischen unter ihnen, wie Berengarius von Tours und Abälard, brachten keine Bewegung im Volke hervor, obwohl selbstverständlich auch ihre Gedankenarbeit nicht ohne alle Einwirkung auf den Volksgeist blieb.

Desto stärker machte sich eine andre sektenbildende Kraft bemerkbar, obgleich sie eigentlich ebenfalls metaphysischer Art und noch uneuropäischer als die vorige ist. Es war dies das Grübeln nach dem Ursprunge des Übels in der Welt. Der griechische Geist war zu heiter, um die Frage anders als nur gelegentlich einmal aufzuwerfen, und der altrömische wie der echtgermanische ist immer mit Goethe der Ansicht gewesen, daß wir nicht in die Welt gesetzt worden sind, um über sie zu grübeln, sondern um in ihr zu wirken und sie zu benutzen. Die Edden lasse ich so wenig als echt deutsch gelten wie die Grübeleien unsrer heutigen Philosophen. Jene sind im nebligen, kalten Island aufgeschrieben und noch dazu mitten in der christlichen Zeit, diese aber sind das Erzeugnis einer Überkultur, an der alle modernen Völker gleichmäßig beteiligt sind. Wer echtes Deutschtum kennen lernen will, der muß zu unsern Bauern gehen, in Gegenden, wo es noch unverfälschte giebt, oder zu Luther, nicht dem Theologen Luther, sondern dem Volksmanne Luther, oder muß die alten Chroniken lesen, deutsche wie lateinische, denn die ohne Umstände für den deutschen Hausbedarf zurecht gemachte lateinische Sprache verhüllt den deutschen Charakter nicht im mindesten. Niemals, sagt Giesebrecht von der Zeit der Ottonen, ist bei uns weniger in deutscher Sprache und mehr in deutschem Geiste geschrieben worden. Die Dichter stehen teilweise unter französischem Einfluß. Also kurz: von Haus aus war weder der Grieche noch der Römer noch der Deutsche aufgelegt, sich in Grübeleien über den Ursprung des Bösen

zu verlieren, und der Romane, der sehr zur Heiterkeit und ein wenig zur Liederlichkeit neigte, ebenso wenig. Aber das Christentum leitete diese Völker dazu an.

Indem es zu einer tiefern und ernstern Auffassung des Lebens zwang, ja den Begriff des sittlichen Übels, des Bösen, eigentlich erst ins Volksleben einführte, bahnte es zugleich jener düstern Ausgeburt orientalischen Tiefsinns, dem Manichäismus, den Weg ins Abendland. Da wir hier nicht Theologie treiben, so lassen wir uns auf die Frage nicht ein, wie weit das Neue Testament selbst gnostische Elemente enthalten möge, die dem Manichäismus verschwistert sind. Aber wie gefährlich das sonst so himmlisch schöne und zugleich gewaltige vierte Evangelium in dieser Hinsicht ist, das kann keinem verständigen Bibelleser entgehen. Es ist schwierig, dualistische Folgerungen abzuwehren, wenn man hier liest, wie Christus die Juden als Teufelssöhne bezeichnet, die gar nicht anders könnten, als die Werke ihres Vaters, des Fürsten der Finsternis thun, während er mit seinen wenigen Auserwählten im Lichte wandle.

Hatte also Gott seine Weltherrschaft mit einem bösen Geiste zu teilen, wobei für die Praxis wenig darauf ankam, ob man sich den Fürsten der Finsternis als ein abtrünniges Geschöpf des guten Gottes dachte oder als einen von Ewigkeit her unabhängig lebenden bösen Gegengott, so konnten die Grübler nicht umhin, nach der Grenzlinie zwischen beiden Gebieten zu suchen. Da lag es denn nahe, den Geist dem Himmel, das Fleisch aber der Hölle zuzuteilen, zumal da ja eine solche Teilung im Neuen Testament begründet zu sein schien. Daraus folgte dann die Verpflichtung auf eine asketische Moral von selbst, sowie die Deutung des Sündenfalls als des ersten Erwachens des Geschlechtstriebes. Auch hierfür konnten neutestament-

liche Stellen angerufen werden, die in den europäischen Völkern allerlei Gewissensbedenken hervorriefen, die sie bis dahin nicht gekannt hatten. Denn sie hatten die geschlechtlichen Dinge ganz naiv als naturalia non turpia behandelt und waren nur darauf bedacht gewesen, sie in einer dem Gemeinwesen zuträglichen Weise zu ordnen. Ganz unmerklich ging nun die rechtgläubige Teufelsmystik und Askese an vielen Orten zugleich in die manichäische über. Es bedarf wohl kaum der ausdrücklichen Erwähnung, daß diese Richtung bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist und gerade jetzt sogar aufs neue eine Macht werden zu wollen scheint. Trug doch Calvins Prädestinationslehre einen ganz manichäischen Charakter. Nachdem dann die dogmatische Form bei der Einkleidung von Zeitmeinungen aus der Mode gekommen ist, hat sich der Manichäismus in die weltliche Philosophie geflüchtet. Bei Schopenhauer erscheint Ahuramazda, der Lichtgott, als Intellekt und Angramainyus, der Fürst der Finsternis, als Wille; freilich richtet dieser blinde Hödur mehr durch Dummheit als durch Bosheit Unheil an. Über Rußland aber beziehen wir gegenwärtig den alten Manichäergeist mit wohlschmeckenden (hie und da auch übelschmeckenden und riechenden) Essenzen modernsten Fabrikats versetzt und in zierliche Flaschen verpackt, frisch von seiner orientalischen Quelle. Bei Tolstoi und Dostojewsky tritt sogar zu dieser dritten sektenbildenden Kraft auch noch die erste, das Streben nach Wiederherstellung des Urchristentums, nach Verwirklichung der reinen christlichen Idee; das Christentum der Bergpredigt zu verwirklichen, hat sich ja der edle Schwärmer Graf Tolstoi zur Lebensaufgabe erwählt. Daß sich die mittelalterliche Kirche gegen die Sekten, deren manche sehr kampflustig geradezu auf den Sturz der Hierarchie ausgingen,

sehr energisch wehrte, wird ihr niemand verargen; die barbarischen Mittel aber, mit denen sie die Ketzereien auszurotten suchte, könnten nicht einmal vor dem Richterstuhle der natürlichen Menschlichkeit, geschweige denn vor dem des Christentums gerechtfertigt oder auch nur entschuldigt werden.

Zwölftes Kapitel

Florenz und die Kirche

Des Verhältnisses der römischen Kirche zur bürgerlichen Gewalt ist in den vorhergehenden Betrachtungen nur ganz im allgemeinen gedacht worden. Es im einzelnen zu verfolgen, alle seine Wandlungen für die Zeit zwischen der Völkerwanderung und der Reformation darzustellen, wäre eine höchst lohnende Aufgabe, deren Lösung freilich das ganze Leben eines tüchtigen Forschers und Darstellers in Anspruch nehmen würde. Denn in jedem der mittel- und westeuropäischen Staaten stand der König anders zur Klerisei, und wie verschieden war schon allein in Deutschland die Kirchenpolitik der verschiednen Herrscherhäuser! Und obwohl Giesebrecht diesen letzten Punkt für die erste Hälfte des Mittelalters hinlänglich klar gemacht hat, wie wenig sind seine Ergebnisse bis jetzt im gebildeten Publikum bekannt geworden! In besondrer Weise war die grundbesitzende Aristokratie, die ohne das kirchliche Pfründenwesen gar nicht gedacht werden kann, mit der Hierarchie verflochten. Und wieder anders standen die Städte zu Rom. Es versteht sich, daß fast jede blühende Bürgergemeinde einen Herd kirchlicher Opposition bildete. In der Mark Brandenburg waren die Stadtbürger

schon zweihundert Jahre vor der Reformation gute Protestanten. Am 16. August 1325 verbrannten die Berliner den Propst Nikolaus von Bernau, der gekommen war, um das Volk gegen den um seines Vaters, Ludwigs des Baiern willen exkommunizirten Markgrafen Ludwig aufzuhetzen; die Frankfurter aber, die wegen ihrer Treue gegen den genannten Fürsten ebenfalls dem Kirchenbann verfallen waren, entbehrten 28 Jahre lang des Messelesens, der Taufe, der kirchlichen Trauung und alles sonstigen Priestersegens mit gelaßnem Mut, und verhöhnten, als die Priesterschaft wieder einzog, deren Amtsverrichtungen als Possen. Die italienischen Städte waren nicht weniger freien Geistes, doch hielten bei ihnen politische, ästhetische und Gemütsrücksichten der Freigeisterei das Gleichgewicht. Kennten wir ein städtisches Gemeinwesen, in dem nicht nur alle geistigen Strömungen der Zeit lebhaften Wiederhall gefunden hätten, sondern das auch selbst der Ausgangspunkt für viele gewesen wäre, und das zugleich durch Urkunden und Berichte von Zeitgenossen über jeden Abschnitt seiner innern Geschichte Auskunft zu geben vermöchte, so würden wir zwar das hier gewonnene Bild nicht ohne weiteres verallgemeinern dürfen, aber es würde uns doch ziemlich tief in die religiöse Denkungsart des Mittelalters und in seine kirchenpolitischen Zustände blicken lassen. Wir kennen nun wirklich eine solche Stadt. Es ist Florenz. Diese Stadt, die wir schon als Schöpferin und Trägerin des nationalen Gedankens kennen gelernt haben, hat zugleich den Vorzug, daß sie vollkommener als irgend eine andre ganz Italien vertritt. Denn, sagt Perrens in seiner Histoire de Florence, was giebt es, das griechischer als Athen, französischer als Paris und italienischer als Florenz wäre? Dem Verfasser des nachfolgenden Versuchs stehen freilich von dem vorhandnen reichen Stoff nur

einige Bruchstücke zur Verfügung, aber diese Bruchstücke werden genügen, zu zeigen, was sich aus der Sache wohl machen ließe, wenn einer alles Nötige beisammen hätte. Der größte Teil des Materials ist dem eben angeführten Werke, das übrige teils andern Darstellungen, teils unmittelbar den Quellen entnommen.

* * *

Der erste Konflikt der florentinischen Bürgerschaft mit den Kirchengewaltigen entsprang weder der Aufklärung noch irgend einem weltlichen Interesse, sondern der einfältigsten und aufrichtigsten Frömmigkeit. Im Jahre 1063 oktroyirte ihr Heinrich IV. einen Priester aus Pavia, namens Pietro Mezzabarba, als Bischof. Bekanntlich sahen damals alle Frommen den Kampf gegen die Simonie (und die Priesterehe) für ihre Lebensaufgabe an; war doch kein geringerer als Kaiser Heinrich III., der allgewaltige, mit seinem unwiderstehlichen Beispiel vorangegangen. Johannes Gualbert, der von seinem romantischen Vallombrosa aus die Welt- und Kirchenhändel im Auge behielt, säumte nicht, den neuen Bischof der Simonie anzuklagen: der alte Mezzabarba, des Bischofs Vater, gefragt, wie viel ihn die Ernennung seines Sohnes koste, habe eingestanden, daß er dem Kaiser 3000 Livres verehrt habe. Andre Mönche schlossen sich den Vallombrosanern an. Aber ehe man öffentlich auftrat, wollte man sich vorher der Billigung des Orakels von Florenz versichern. Das war der greise Eremit Theuzon, einer von der Sorte, die Peter Damian mit den Worten charakterisirt: „Stadteinsiedler, Eremiten des Marktes, Mönche ohne Regel, Menschen, die in der Maske des Ordenskleides die Herrschaft über das Volk erstreben.“ Theuzon hätte nicht er selber sein müssen, wenn ihm diese Simoniegeschichte nicht ein

gefundner Handel gewesen wäre. Natürlich! sagte er dem Gualbert; du mußt öffentlich verkündigen, daß niemand von diesem simonistischen Bischofe die Sakramente empfangen dürfe. Das ließ sich Gualbert nicht zweimal sagen. Sofort liefen er und seine Mönche in den Straßen herum und riefen: Mezzabarba könne weder das Chrisma noch Priester giltig weihen; die von ihm sakrilegisch geweihten seien keine Priester, dürften weder Messe lesen noch könnten sie die Sakramente giltig spenden. Da dem gemeinen Volke Theuzon als unfehlbares Orakel galt, Gualbert aber bei den Vornehmen in hohem Ansehen stand, so war der Skandal fertig. Den Bischof hielten seine Kollegen und der Markgraf (es war Gottfried, der Stiefvater Mathildens). In gewaltthätiger Zeit findet man die gewaltthätige Lösung solcher Spannungen immer am einfachsten. Mezzabarba machte den Anfang. Er ließ die psalmodirenden Mönche von San Salvatore überfallen, die einen umbringen, die andern mißhandeln, ihr Kloster plündern und anzünden. Das hatte gerade noch gefehlt, um die ganze Bevölkerung auf die Seite der Mönche zu treiben. Gegen die Streitmacht des Markgrafen richteten die Bürger zwar nichts aus, aber Florenz blieb im Kriegszustande.

Wir übergehen die Verhandlungen mit der Kurie; der Markgraf eilte nach Rom, um die Verurteilung der Mönche durchzusetzen. Das Herz des Papstes, des Hildebrandianers Alexander II., war auf seiten der Mönche, aber er hatte Rücksicht zu nehmen auf die zahlreichen Prälaten, die in Mezzabarbas Sache ihre eigne sahen. Das römische Konzil entschied: ein Grund zur Absetzung Mezzabarbas liege nicht vor; die Mönche sollten hübsch in ihren Klöstern bleiben und ihre Ratschläge so lange für sich behalten, bis sie von zuständiger Seite darum angegangen würden.

Der Markgraf Gottfried, der dieses Dekret zurückbrachte, machte es selbst bekannt und drohte, er würde alle Mönche, die nicht augenblicklich hinter ihren Klostermauern verschwänden, ohne prozessualische Weitläufigkeiten aufhängen lassen. Ein paar Mönche, die vor dem anbefohlenen Verschwinden geschwind noch das Volk aufgereizt hatten, wurden aus einem Oratorium herausgeholt und in Ketten vor den Richterstuhl des Markgrafen geschleppt. Nun aber ging der Lärm erst los. Heulend wälzte sich die Menge im Straßenkot; die Weiber rannten mit fliegenden Haaren und ihre Brüste zerschlagend herum und schrieen: „Christus, man verjagt dich! Simon der Magier läßt dich nicht bei uns wohnen!" Die Männer erklärten, sie würden ihre Stadt eher anzünden als der Ketzerei verfallen lassen. Die von den Mönchen angebotene, vom Konzil verbotene Feuerprobe wurde durchgesetzt. Nach 48stündiger Vorbereitung durch Gebet und Fasten strömte am 12. Februar 1068 das Volk nach San Salvatore. Vor dessen Pforten waren zwei Holzstöße aufgeschichtet, zwischen denen ein schmaler Gang hindurchführte; diesen sollte einer der Mönche durchschreiten. Der unansehnlichste der Brüderschaft, der sonst dazu verwendet wurde, die Kühe und Esel des Klosters zu hüten, ward für die Ehre auserkoren. Langsamen Schrittes wandelte er zwischen den brennenden Scheiterhaufen hindurch. Unterwegs — es scheint ein ungewöhnlich zivilisirter Mönch gewesen zu sein — verlor er sein Taschentuch; er kehrte in die Flammen zurück und brachte auch dieses unversehrt heraus (was, wenn die Holzstöße gerade erst zu brennen angefangen hatten, weder eine Heldenthat noch ein Wunder war). Die Stadtobrigkeit berichtete an den Papst. Man bitte um Entschuldigung wegen des Ungehorsams, aber Gott habe doch jetzt selbst

entschieden. Die Obrigkeit habe unmöglich den Vorwurf der Häresie, mit dem das Volk sie habe brandmarken wollen, auf sich sitzen lassen können. Nachdem nun Simon Petrus verherrlicht und Simon Magus in den Kot niedergeschmettert worden sei, möge der Vater der Gläubigen nicht säumen, die Florentiner mit der Kirche wieder auszusöhnen. Wie gern mag er sich für überwunden erklärt haben!

Perrens mißt diesem Vorgange, wie es scheint mit Recht, große Bedeutung bei. Die Florentiner hatten ihren Willen gegen den Markgrafen und den Bischof, gegen Papst und Kaiser durchgesetzt und waren so inne geworden, daß sie wohl ein selbständiges Gemeinwesen zu sein vermöchten; vielleicht darf man die Republik von dem Tage jener Feuerprobe an datiren. Namentlich das gemeine Volk aber hatte die Erfahrung gewonnen, wie viel sich mit Toben und Lärmen ausrichten lasse, und wie oft hat es seitdem zu andern Zwecken von diesem Mittel Gebrauch gemacht!

* * *

In der großen häretischen Bewegung des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts spielte Florenz eine hervorragende Rolle. Im Jahre 1194 verfolgte ein Bischof von Worms als Legat Heinrichs VI. die Katharer Oberitaliens. Die von Prato kamen nach Florenz und fanden hinter dessen Mauern sichern Schutz. Der florentinische, dem attischen so nahe verwandte Geist ist selbständig, beweglich, fein und scharf, dabei lebensfroh und anmutig, zugleich aber auch praktischer Thätigkeit zugewandt. Er eignet sich schlechterdings nicht zur Stütze irgend einer Orthodoxie und fühlt sich von vornherein Leuten, die allerlei Hypothesen aufstellen, um so verwandter, je schärfer darin die Opposition gegen das Herkömmliche zu

Tage tritt. Aber orientalische Ungeheuerlichkeiten und düstere Teufelsphantasien mußten nicht allein der natürlichen Heiterkeit der Toskaner widerstreben, sondern auch jener nüchternen Verständigkeit und jenem Bedürfnisse nach Ebenmaß, die nicht minder hervorragende Eigenschaften eben desselben attisch-florentinischen Geistes sind. Die Florentiner nahmen daher zwar in Masse patarenische Lehrmeinungen an, siebten sie aber, um mit Perrens zu reden, für ihren Privatgebrauch durch; das Phantastische schieden sie aus und behielten nur das sozusagen bürgerliche Element, d. h. die Wertschätzung der bürgerlichen Tüchtigkeit und die Gleichgiltigkeit gegen das Kirchliche. „Steht denn irgendwo im Neuen Testament zu lesen — heißt es in einer Predigt gegen die Patarener —, daß die Apostel auf die Jahrmärkte gezogen wären und Geld zusammengescharrt hätten, wie ihr thut?“ Wir werden uns also die florentinischen Patarener als einen Menschenschlag von der Art der Reformirten zu denken haben, nur natürlich ohne puritanische Färbung, die nicht nach Toskana gepaßt hätte. Es waren tüchtige Gesellen, die unermüdlich schafften und täglich reicher wurden. Almosengeben und Betteln war bei ihnen verpönt; wer ihrer Gemeinschaft beitrat, kam rasch zu Vermögen. Das waren gerade die richtigen Leute für dieses Gemeinwesen. Denn Florenz war, wie Trollope in seiner History of the Commonwealth of Florence sich ausdrückt, ein Bienenstock ohne Drohnen. Der Müßiggang war verachtet; wer bürgerliche Rechte ausüben wollte, mußte sich in eine Zunft aufnehmen lassen und ein Gewerbe betreiben, mochte er auch der Sprößling eines alten Grafengeschlechts und Besitzer großer Reichtümer sein.

Man kann sich denken, welches Ärgernis das Gedeihen der Ketzerei in einer so wichtigen und noch

dazu guelfischen Stadt für die Kurie und für die Frommen sein mußte. Dominikus und Franziskus, die Stifter der beiden großen Bettelorden, bemühten sich persönlich, richteten aber bei dem weltlich gesinnten und schon aufgeklärten Völkchen nichts aus. Der Aufrichtung eines Inquisitionstribunals setzte die auf ihre Unabhängigkeit eifersüchtige Gemeinde den zähesten Widerstand entgegen. Endlich gelang es dem Papste Gregor IX., ihnen einen Inquisitor aufzuhalsen und sie zur Einfügung eines Statuts de haereticis difidandis et baniendis (sic!) in ihre Gesetzsammlung zu bewegen. Aber der Inquisitor mußte sich drei Jahre lang darauf beschränken, dem Podestà hie und da einen Ketzer zu denunziren; selbst Gericht abzuhalten, das wurde ihm erst möglich, nachdem er dem Volke einzureden verstanden hatte, die Ketzer wollten die Kirche Santa Maria Novella anzünden. Er verurteilte eine Anzahl von ihnen zum Scheiterhaufen und ließ sie einkerkern, aber mächtige Gönner befreiten sie; doch eben diese Gönnerschaft war das Unglück der Patarener.

Die Gönner waren nämlich ghibellinische „Magnaten,“ deren Lebensgrundsätze im schroffsten Gegensatz zu den bürgerlichen Gewohnheiten der Florentiner standen. Sie führten ein Lust- und Lasterleben, worin der fromme Villani wie der große Dante, obwohl selbst Ghibelline, die wiedererstandne Lehre und Gesinnung Epikurs sehen. Und schon als Magnaten, d. h. als feudale Grundherren, waren sie den Bürgern verhaßt; die Bürger sind später in dem Kampf gegen den Feudalismus schließlich Sieger geblieben, haben die Barone, meist Sprößlinge deutscher Geschlechter, zuerst durch Aufhebung der Leibeigenschaft um ihre Arbeiter, dann um ihren Grundbesitz gebracht und sie gezwungen, sich im Bürgerstande zu verlieren. Damals waren die Feudalherren, an

ihrer Spitze Barone di Baroni und Uguccione de' Cavalcanti, im Gebiete von Florenz noch mächtig. Sie sahen im Kaiser Friedrich II. ihre Stütze, waren daher geschworne Feinde des Papstes und begünstigten die Ketzer, was im ganzen nördlichen Italien, im Gebiete der Städterepubliken, natürlicherweise auch der Kaiser selbst that. In Toskana waren die Patarener wohl organisirt. Ihr Bischof, seit 1212 Filippo Paternon, residirte zu Florenz, und seine Prediger durchzogen das Land. In den Häusern der Cipriani hielt er seinen Gottesdienst. (Die Mitglieder jeder Sippe pflegten ihre Häuser um das Haus des Familienoberhauptes herum zu bauen, daher oft von den Häusern oder Türmen der Donati, Buondelmonti u. s. w. die Rede ist; jede solche Häusergruppe bildete eine Festung oder konnte doch leicht in eine solche verwandelt werden.)

So brachten die sich kreuzenden Interessen eine merkwürdige Parteigruppirung zu Wege. Die Feudalherren, die weder den Patarenern noch dem absolutistischen Kaiser gesinnungsverwandt waren, wurden Bundesgenossen und Führer der toskanischen Ghibellinenpartei. Die freisinnigen Bürger dagegen verbündeten sich mit dem Papste oder, wie man damals sagte, mit der Kirche und ruhten nicht eher, als bis die Ghibellinen in Toskana ausgerottet und alle Städte guelfisch geworden waren. Nur Pisa blieb ghibellinisch, weil es sich der aufstrebenden Nebenbuhlerin Florenz gegenüber auf niemand mehr zu stützen vermochte als auf den Kaiser; nachdem des Kaisertums Macht gebrochen war, unterlag es den Florentinern und sank zur Provinzstadt herab. Das war 150 Jahre später. Unter Friedrich II. also entschied sich das Bürgertum Tusciens und der Romagna, wie hundert Jahre vorher das der Lombardei, zur Rettung seiner Selbständigkeit für die Kirche,

obwohl in ihm keine Spur klerikaler Gesinnung vorhanden war. In Siena wurden um dieselbe Zeit mehrere Geistliche enthauptet, und in Parma verscharrte man die Leichen solcher im Dünger, die auf dem Sterbebette Reue bekundet hatten über ihre Opposition gegen kirchliche Vorschriften.

Aber man begreift, daß es trotzdem bei der oben dargelegten Parteigruppirung einem geschickten Agitator nicht schwer fallen konnte, das Volk gegen die Patarener in Harnisch zu bringen, deren Häupter auf den Schlössern der Magnaten weilten, und zu deren Schutz diese bewaffnete Bauern in ihre Stadtfestungen legten. Einen solchen Demagogen fand der Papst endlich in jenem Pietro di Verona, der unter dem Namen Petrus Martyr auch in unheiligen Kreisen berühmt geworden ist durch ein Gemälde Tizians, das vor etwa achtzehn Jahren, wenn wir uns recht erinnern, die Flammen zerstört haben. Petrus organisirte die Gegner der Magnaten als eine bewaffnete Brüderschaft der Capitani di Santa Maria und teilte sie in zwölf Kompagnien. Die Entscheidung durch Waffengewalt konnte nun nicht ausbleiben. Da die Berichte über diese Begebenheiten vorzugsweise von Geistlichen und Mönchen stammen, so versteht sichs von selbst, daß die Patarener als Angreifer erscheinen. An ihrer Spitze stand im Jahre 1244 kein geringerer als der Podestà dieses Jahres, Pace di Pesannola aus Bergamo, ein aufrichtiger Ghibelline. Am 24. August kam es zum Straßenkampf. Im entscheidenden Augenblick übergab Peter die Marienritterfahne einem Rossi, der, einem katholisch gebliebnen Zweige der Baroni entsprossen, vom Familienhaß entflammt den Ponte Vecchio stürmte und ein Blutbad anrichtete. Die Sieger hielten strenges Gericht; wer von den überlebenden Patarenern nicht in Santa Maria Novella das Glaubensbekenntnis

ablegte und sich ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter befestigen ließ, wurde verbrannt. Die Männer, die den Petrus kurz darauf in der Nähe von Como erschlugen, sollen Florentiner Flüchtlinge gewesen sein. Florenz wartete nicht auf die Heiligsprechung des Eiferers, sondern setzte ihm Denkmäler an den beiden Punkten, wo die Schlacht am heftigsten getobt hatte, und die mächtige Wollenzunft schmückte ihren Palast (Or San Michele) mit seinem Bildnis. Ist es einerseits gewiß, obwohl von den geistlichen Berichterstattern nur einer es andeutet, daß das Bündnis der Patarener mit den ghibellinischen Magnaten für die Parteinahme der Bürger den Ausschlag gegeben hat, so braucht diese Parteinahme deswegen noch nicht als religiöse Heuchelei ausgelegt zu werden. Der Mensch handelt fast niemals aus einem einzigen ganz ungemischten Beweggrunde. Auch die gottesfürchtigsten Personen lassen eine sich darbietende Gelegenheit zu irgend einer Art angenehmem Götzen- oder Teufelsdienst nicht gern ungenützt, und auch die frechsten Atheisten stecken wenigstens im Herzenskämmerlein unserm Herrgott hie und da ein Lichtlein auf. In Italien zumal soll es bis auf den heutigen Tag Freigeister geben, die unter den Kleidern allerlei Amulette zu Ehren Marias und andrer Heiligen tragen. Läßt sich das Volk, noch dazu ein so eindrucksfähiges Volk wie das florentinische, zu jeder Art Schwärmerei leicht hinreißen, so ist nicht abzusehen, warum die Leutchen nicht in einem Augenblick, wo die Kirche ihren Unabhängigkeitsbestrebungen zu Hilfe kam, einen schwärmerischen Prediger mit ungeheuchelter Andacht angehört und von dem religiösen Aufschwung einen nachhaltigen Eindruck davongetragen haben sollten. Die Marienritter verwandelten sich in eine Wohlthätigkeitsgesellschaft und übernahmen die Verwaltung mehrerer Hospize. Aber

der Volkscharakter blieb unverändert, weder Bigotterie noch orthodoxer Eifer konnten sich einnisten. Der Name Patarener galt so wenig als ein Schimpf, daß kurz nach diesen Geschichten ein gewisser Guido, der zu einem ehrenvollen Amte berufen ward, sich bei Ausfertigung einer Urkunde als „Sohn des Patareners" unterschrieb. Und wenn während des Streites ein Inquisitor geklagt hatte, daß sie sich aus Bannflüchen nichts machten, sie wie Wasser hinunterschluckten (maledictionem bibentes ut aquam), so werden wir sie in der spätern Zeit noch gleichgiltiger finden.

* * *

Außer den politischen gab es noch andre Rücksichten, die Florenz mit der Kurie verknüpften. Florentinische Bankiers besorgten deren Geldgeschäfte. Diese Herren hatten Kommanditen in allen Ländern. In diesen sammelten sich die Goldbächlein, die man unter allerlei Namen und Vorwänden der Frömmigkeit, dem Aberglauben oder den in verzwickte Rechtshändel verwickelten zu entlocken wußte, und nicht ohne in den Wechselstuben einen gediegnen Niederschlag zurückzulassen, ergossen sie sich von da aus in das unergründliche Meer der apostolischen Schatzkammer. Auch bedurfte man oft der diplomatischen Kunst Roms zur Wiederherstellung des Friedens. Wurden die Balgereien der Parteien in den Straßen, das Häusereinreißen, das Brennen und Sengen, die Bannungen und die Angriffe zurückkehrender banditi auf die Stadt einmal so arg, daß das Gewerbe darunter litt, oder der Riß in einzelnen vornehmen Familien, die gespalten waren, gar zu schmerzlich empfunden wurde, so bat man um einen Kardinal. An dessen feierlichem Einzuge mußten sich natürlich beide Parteien beteiligen. Das war schon eine Annäherung, wenn dabei auch noch wütende und giftige

Blicke hin- und herflogen. Dann veranstaltete der Friedensstifter ein Parlament auf dem Hauptplatz vor dem Volkspalaste und sprach stundenlang gar schön und rührend und hie und da ein Thränlen abwischend, wie daß Gott der Herr nicht Guelfen und Ghibellinen, nicht Schwarze und Weiße, sondern nur Menschen geschaffen habe, die alle unter einander Brüder seien, und daß Christus für alle gestorben sei und mit seinem Blute alle Feindschaften ausgelöscht habe, und daß niemand an Christo teil haben könne, der seinem Bruder nicht verzeihe, und daß ja, seitdem der böse Friedrich tot sei, die Parteinamen eigentlich gar keinen Sinn mehr hätten. Ströme von Thränen flossen während der Rede, und war der Redner fertig, dann fielen die närrischen Käuze einander um den Hals und küßten sich „auf den Mund," und ehe die Sonne zur Rüste ging, legte der Kardinal die Hände von einem Dutzend Mägdlein aus der Partei der Schwarzen in die Hände von weißen Jünglingen und die Hände von ebenso vielen weißen Mägdlein in die von schwarzen Jünglingen, und drei Tage lang wurde Hochzeit gefeiert und der ewige Friede gepriesen, der dann wohl auch vier oder sechs Wochen anhielt.

Aber wie freundschaftlich die Beziehungen der Welfenstadt zum Papste auch waren, so weit ging die Freundschaft nicht, daß die Florentiner ihre bürgerlichen Rechte klerikalen Ansprüchen geopfert hätten. Gar nicht lange nach dem Friedenswerke des Kardinals Latino, der die Sache ganz besonders gründlich besorgt hatte, im Jahre 1285, beschäftigten sich die Behörden und Ratskörperschaften mit Maßregeln gegen anmaßende und widersetzliche Kleriker. Perrens hat im Anhange des zweiten Bandes Auszüge aus den Sitzungsprotokollen zusammengestellt. Den Anlaß scheint eine Missethat eines stellenlosen Klerikers gegeben zu haben. Was es für eine war, ist aus dem,

was Perrens abgedruckt hat, ebenso wenig zu ersehen, als welches Ende der Streit genommen hat; doch der Gegenstand des Streites ist ja auch gar nicht das Interessante, sondern die Art und Weise, wie eine dem Papste befreundete und benachbarte Stadt damals solche Dinge behandelte, und der Ton, in dem es geschah. Deshalb teilen wir ein Paar Sätze aus jenen Akten mit.

Am 28. August des genannten Jahres wird in einer Sitzung der Signoria beantragt, daß dem Unfug der Clerici fictitii (das fictitius darf hier wohl mit vagabundirend übersetzt werden) gesteuert werden solle. Ein solcher hat ein Verbrechen begangen und schützt das privilegium fori vor, um sich der Bestrafung zu entziehen. Die einen raten zu Verhandlungen mit dem Bischof, andre wollen die Gesetze rücksichtslos walten lassen. Man beschließt, die Sache einer Kommission von Rechtskundigen zu übergeben. Am 30. August halten diese Rechtskundigen mit den Capitudini, d. h. den Obermeistern der zwölf größern Zünfte, eine Sitzung ab. Brunetto Latini (der Lehrer Dantes, den dieser bei aller Ehrfurcht vor seiner Wissenschaft in den Höllenkreis der Sodomiten versetzt) meint, die Stadtbehörden sollten im Einvernehmen mit Bischof und Kapitel ein neues Gesetz machen; gehe die Klerisei auf diesen Vorschlag nicht ein, so solle die städtische Obrigkeit aus eigner Machtvollkommenheit den Satz aussprechen, daß Personen, die keine Abgaben zahlen, rechtlos seien. Johannes von Brodajo will, daß alle Privilegien der Kleriker aufgehoben werden sollen; dem Podestà und seinen Beamten möge man im voraus Indemnität zusichern für alles, was sie gegen die Geistlichen unternehmen würden. Andre schlagen andres vor. Man beschließt, den Podestà, den Capitano und die Prioren aufzufordern, daß sie unter Zuziehung von vierundzwanzig Sachverständigen, wovon

sechs Richter und sechs Notare sein sollen, die Angelegenheit regeln. Die Sachverständigenkommission tritt noch an demselben Tage zusammen und setzt eine Subkommission ein zur Ausarbeitung eines neuen Statuts. (Die Gesetze der Städterepubliken wurden Statuten genannt.) Am 4. September werden die Ratskörperschaften (für gewöhnlich gab es zwei kleine und zwei große) befragt; sie sind fast einstimmig für Aufhebung aller Privilegien der Kleriker. Das neue Statut wird fertig gemacht, der Klerus aber will deswegen einen Prozeß gegen die Stadt anstrengen. Eine gemischte Versammlung (d. h. Prioren, Sachverständige und Gemeinderäte) verhandelt darüber am 10. September. Unter den Anträgen der Versammelten ist der des Dino Compagni der schärfste. (Das ist der wirkliche Dino Compagni; der berühmte Geschichtschreiber, der sich hinter diesen Namen versteckt hat, war, wie Scheffer-Boichhorst nachgewiesen hat, ein genialer Fälscher aus der Zeit der Spätrenaissance.) Er beantragt: Wenn die Kleriker nicht binnen drei Tagen die Klage zurückziehen, so soll man sie aus ihren Häusern verjagen, sie an der Bestellung ihrer Felder verhindern und für vogelfrei erklären. Man beschließt, ein Parlament (eine Volksversammlung) zu halten, „aber ohne daß die Läden geschlossen werden.“ Das Parlament entscheidet, es solle eine Kommission zur Schlichtung der Sache eingesetzt werden, und für die Beamten, die sich bei der Geschichte die Exkommunikation zuziehen würden, sollten die Lossprechungsgebühren aus der Staatskasse bezahlt werden. Aus den weitern Berichten ist nur noch zu ersehen, daß man eine Gesandtschaft an den Papst geschickt hat.

In den neunziger Jahren wurde eine ganze Reihe von Gesetzen gegen den Klerus erlassen. In allen Stücken wurden sie dem bürgerlichen Recht unter-

worfen, und ausdrücklich wurde bemerkt, daß die über einen Richter verhängte Exkommunikation keinen Rechtsgrund abgebe, die Giltigkeit seines Spruches anzuzweifeln. Das alles that aber weder der Frömmigkeit noch dem guten Einvernehmen mit dem Papst Eintrag. Die erstere entfaltete sich aufs glänzendste in Kirchenbauten und milden Stiftungen; die Zünfte wetteiferten in der Übernahme freiwilliger Leistungen beim Bauen und Ausschmücken von Gotteshäusern. Zum Neubau des Domes wurde 1298 der Grund gelegt; die Wollenzunft übernahm die Werkmeisterschaft. Die heilige Reparata, die frühere Patronin, schien nicht mehr vornehm genug, das reiche und stolze Gemeinwesen im Himmel zu repräsentiren. Man wählte die heilige Jungfrau und legte der neuen Schützerin den schönklingenden Namen Santa Maria del Fiore bei. Was übrigens den Kirchenbesuch und die Pilgerschaften anlangt, so wechselte das quecksilbrige Völklein seine Lieblingsandachtsstätten und verschieden benamsten Madonnen so oft wie seine Kleidermoden und seine Staatsverfassungen, d. h. wenigstens viermal im Jahre; die Gottlosen spotteten, und die ernsten Geister ärgerten sich darüber. Daß die zahlreichen und großartigen Kirchenbauten nicht lediglich der Frömmigkeit entsprangen, daß es vorzugsweise der Bürgerstolz, der bürgerliche Gemeinsinn, der Kunsttrieb und die Freude am Schönen waren, die sich in solchen Schöpfungen bethätigten, braucht kaum besonders bemerkt zu werden. Was aber die Freundschaft mit dem Papst anlangt, so versteht es sich von selbst, daß die Florentiner Anno 1300 beim großen Jubiläum unter den ersten mit dabei waren. Der edle und fromme Villani brachte, bewegt von dem Eindruck, den das Völkergewühl am Mittelpunkte der Christenheit auf ihn gemacht hatte, die Idee zu seinem Geschichtswerke mit heim, andre mögen Güter vor-

gezogen haben, die, wie Hase schön bemerkt, von den Motten nicht gefressen werden. (Papiergeld gab es ja damals noch nicht.) Waren doch am Paulsaltare der Peterskirche Tag und Nacht zwei mit Rechen ausgerüstete Kleriker aufgestellt, die das dort geopferte Geld in Behälter zu schieben hatten. Die Florentiner schickten dreizehn Gesandte mit einem Gefolge von fünfzig Rittern und anderm Troß. Die dreizehn Herren stellten in glänzenden Kostümen dreizehn Mächte dar, die sich dem Papste als dem Oberherrn des Weltalls zu Füßen warfen. Die letzte der Mächte war Florenz, dargestellt von Palla Strozzi. „Welch eine Stadt!“ rief Bonifaz VIII., als der prachtvolle Maskenzug an ihm vorbeizog. Er wiederholte diesen Ausruf dreimal. Da niemand ein Wort sprach, schrie der hitzige Mann seine Höflinge an: „Wenn ihr nicht antwortet, werde ich euch alle einsperren lassen!“ Da sagte einer der Kardinäle: „Gnädiger Herr, Florenz ist eine gute Stadt!“ Worauf der Papst: „Was sagst du, garstiger Spanier, eine gute Stadt? Die vortrefflichste aller Städte ist sie! Die uns speisen, die unsern Hof verwalten, sind sie nicht sämtlich Florentiner? Sie sind wahrhaftig das fünfte Element des Weltalls!“

* *
*

Mit der Übersiedlung der Päpste nach Avignon war die ehrenvolle Rolle zu Ende, die die Päpste als Vorkämpfer der Unabhängigkeit Italiens und Beschützer der städtischen Verfassungen gespielt hatten. Durch sein Bündnis mit Heinrich VII. wurde Papst Clemens V. in den Augen der Florentiner ein Ghibelline. Weder durch dieses Bündnis ließen sie sich irre machen, noch, wie wir bereits berichtet haben, durch das Genie Dantes, der mit Feuereifer des Kaisers Sache empfahl. Die Geldwechsler, Tuchmacher, Steinmetzen, Goldschmiede und Schuster des geistvollen Gemeinwesens

sahen klarer und richtiger, was ihnen zum Heile diente und was Gott großes mit ihnen vorhatte, als der gelehrte Dichter und Prophet. Wäre Florenz eine Provinzialstadt in einem büreaukratisch regierten Großstaate geworden — man sieht aus den Regierungshandlungen Heinrichs deutlich, wie sehr er sich Friedrich II. zum Vorbild genommen hatte —, so würden die Florentiner dumme Spießbürger geworden sein, anstatt die reiche Kulturblüte der Renaissance zu erzeugen. Sie selbst also nahmen fortan des Papstes Stelle ein; sie wurden die Führer Italiens im Kampfe für seine nationale Unabhängigkeit, um sie scharten sich alle Städte, die ihre munizipale Unabhängigkeit im Kampfe mit kleinen und großen Tyrannen noch gewahrt hatten.

Unserm kurzen Bericht über den dreijährigen Kampf der kleinen Republik gegen den mit dem Papste verbündeten Kaiser wollen wir hier doch noch eine charakteristische Episode nachschicken. Im Sommer 1311 schickte Heinrich seinen getreuen Freund, den Bischof Nikolaus von Butrint und den päpstlichen Notar Pandolfo di Savelli mit päpstlichen und kaiserlichen Vollmachten ausgerüstet nach Tuscien, die dortigen Gemeinden für ihn in Pflicht zu nehmen. Es erging ihnen überall nicht besonders gut, am schlimmsten aber in Florenz, wie in dem Berichte des Nikolaus gar ergötzlich zu lesen ist; oder vielmehr bei Florenz, denn hinein wurden sie gar nicht gelassen. Die Signoren sprachen den Bann aus „über den Herrn König und uns, seine Gesandten; wer uns anfallen, an Leib und Leben oder an unsrer Habe schädigen wolle, der dürfe es ungestraft thun; sicherlich hätten wir [zarter Wink mit dem Zaunpfahl!] viel Geld bei uns zur Bestechung der Guelfen und zur Besoldung der Ghibellinen.“ (Sie hatten nicht mehr viel; ihre Saumtiere waren ihnen schon geraubt worden.) Die Signoren waren noch so anständig,

ihren Beschluß den Gesandten draußen in der Herberge zustellen zu lassen. Der städtischen Abordnung schloß sich außer einem tobenden Volkshaufen auch ein alter Herr aus der Familie der Spini an, ein Oheim des Messer Pandolfo, um sie vor Thätlichkeiten zu schützen. Den Abgeordneten wollten die beiden wenigstens ihre Botschaft ausrichten, „aber sie wollten von nichts hören; wir zeigten unsre Briefe, sie weigerten sich, hineinzusehen. Wir baten, wenigstens durch die Stadt ziehen zu dürfen; sie könnten uns ja begleiten, sodaß wir mit niemand sprechen könnten. Sie gingen aber auf nichts ein, sondern blieben dabei, wir müßten dahin zurück, woher wir gekommen wären.“ Dazu hatten sie aber schlechterdings keine Lust, weil sie im Bolognesischen, woher sie kamen, ihres Lebens noch weniger sicher gewesen waren. Endlich wurde ein Weg ermittelt, auf dem sie ins Gebiet der kaiserlich gesinnten Grafen Guidi befördert werden konnten.

Es ist schwer zu verstehen, wie Döllinger unter dem Hinweis auf das Schicksal des Cecco d'Ascoli, der (sechs Jahre nach Dantes Tode) zu Florenz verbrannt wurde, die Ansicht aussprechen konnte, Dante habe noch so manches gegen die Kurie auf dem Herzen gehabt, habe es aber aus Furcht vor der Inquisition verschwiegen. Der Papst hatte damals nicht die Macht, irgend jemand in Italien ein Haar zu krümmen. Als Heinrich VII. die päpstlichen Legaten ersuchte, die widerspenstigen Städte zu bannen, da erwiderten diese, bannen könnten sie schon, aber wenn des Kaisers Schwert zu schwach sei, den Bann zu vollstrecken, dann nütze er nichts; mehrere Städte lägen seit Jahren im Bann und befänden sich ganz wohl dabei. Darüber, daß sie Bannsprüche wie Wasser schluckten, hatte ja schon in der Patarenerzeit ein Inquisitor geseufzt. Jener Francesco d'Ascoli war ein unangenehmer Mensch, nebenbei auch ein Feind Dantes, der bei

astrologischen Grübeleien übergeschnappt war und den Honoratioren von Florenz die alleranstößigsten Dinge weissagte. Und was hätte denn Dante der Kurie noch beleidigenderes sagen sollen, als was er schon geschrieben hatte? Unsaubere Anekdoten hätten doch nicht in die Göttliche Komödie gepaßt, und daß er ketzerische Meinungen gehegt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Mit großem und heiligem Ernst bekennt er sich zur Lehre des Thomas von Aquino. In solchen Dingen zu heucheln, lag weder in seinem Charakter, noch in dem seiner Zeit. Die damaligen Menschen logen zwar zu Privat- und Parteizwecken nicht weniger als wir heutigen, aber wo es sich um eine Überzeugung handelte, da ließen sie sich lieber in Stücke hauen oder lebendig verbrennen, als daß sie durch Verschweigen oder Widerruf dem Gegner den Triumph eines moralischen Sieges bereitet hätten; darin waren Rechtgläubige und Ketzer, wie auch später noch bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein Katholiken und Protestanten, einander gleich.

Wenn Dante jemand zu fürchten hatte, so war es nicht die Inquisition, sondern seine Vaterstadt, und an diese richtete er die beleidigendsten Briefe. Wäre er nur nicht Ghibelline gewesen, als Ketzer oder Freigeist hätte er in ihren Mauern unangefochten wandeln können. Fehlte es doch nicht an Ungläubigen und Spöttern. Von seinem ältern Zeitgenossen Guido Calvacante, den er auch in die Hölle versetzt, pflegten, wenn er in Gedanken versunken auf der Straße stehen blieb, die Leute zu sagen: er heckt wieder einen Beweis gegen das Dasein Gottes aus. Ein Geistlicher hatte die Wegzehrung durch einen angeschwollenen Fluß getragen. Einige Landleute, die am Ufer standen, riefen ihm zu: „Du kannst dem Herrn Christus danken, daß er dich gerettet hat!“ Der aber erwiderte frech: „Wenn ich ihm nicht anders geholfen hätte, als er mir ge-

holfen hat, so lägen wir jetzt beide drunten." In Gesellschaften wurde es seitdem Mode, Fragen aufzuwerfen wie die: „Was wäre dir wohl bei einem Schiffbruch lieber, das Johannisevangelium (dessen Anfang als Amulet gedient haben mag) oder ein Schwimmgürtel?" Man entschied sich gewöhlich einstimmig für den Schwimmgürtel. Ab und zu reagirte das Volk gegen Freigeisterei und Lästerungen, auch gegen die häufige Sonntagsentheiligung; dann entwickelte sich wieder auf einige Zeit ein großer Eifer im Kirchenbesuch und in andern Andachtsübungen. Die zahlreichen Wohlthätigkeitsbruderschaften bewahrten durchweg den kirchlichen Charakter; die Volksfeste schlossen sich zumeist den Kirchenfesten an — das Fest des Täufers Johannes, des Schutzheiligen der Taufkirche, wurde als Staatsaktion begangen —, und auch wissenschaftliche Bestrebungen knüpften an die Kirche an, z. B. durch Gründung von Bibliotheken bei einzelnen Kirchen. Der Papst aber war, wie gesagt, Jahrzehnte hindurch ohne Einfluß; nur in Finanzgeschäften hatte man mehr als je mit ihm zu thun.

Als dann französische und spanische Legaten die abgefallenen Städte und Landschaften des Kirchenstaates wieder zu erobern begannen, gerieten die Florentiner allmählich in offne Feindschaft gegen den Papst. Unter Gregor XI. kam es 1375 zum Kriege. Verdächtige Priester wurden zu Tode gemartert. Eine neue Behörde wurde eingesetzt, die Otto de' preti, die Achtherren gegen die Priester, die durch Besteuerung und Brandschatzung des Klerus die Kriegskosten aufzubringen hatte. Eine neue Reihe von Gesetzen wurde gegen die Kleriker erlassen. „In Anbetracht der abscheulichen Gewaltthaten — heißt es in einem —, die die Verwandten der Bischöfe von Fiesole und Florenz verübt haben, darf kein Floren-

tiner, selbst wenn er unehelicher Geburt wäre, eines dieser beiden Bistümer annehmen, bei Strafe, unter die Magnaten versetzt zu werden." (Durch die Ernennung zum Magnaten ging der Bürger seiner bürgerlichen Rechte verlustig; wollte man einen Magnaten strafen, so ernannte man ihn zum Obermagnaten.) Wer behaupte, dieses Verbot widerstreite der Freiheit der Kirche, der habe 1000 Goldfloren Strafe zu zahlen. Die Leitung des Krieges wurde einer besonders hierfür ernannten Behörde, den Acht Kriegsherren (Otto della guerra), übertragen, denen die Popularität des Krieges den Namen der Acht Heiligen und ein in der florentinischen Geschichte beispielloses Vertrauen eintrug. Denn während man sonst Staatsämter, die von Einheimischen verwaltet wurden, immer nur auf zwei Monate verlieh (Podestà und Capitano, die auf ein Jahr gewählt wurden, waren Auswärtige), ließ das Volk die Acht Heiligen drei ganze Jahre im Amte. Sendboten der Florentiner wiegelten fast alle Städte des Kirchenstaates auf.

Der Papst machte den kühnen Freiheitskämpfern den Prozeß. Das Urteil wurde in einer, wie es scheint, den Achtsprüchen Heinrichs VII. nachgebildeten Bulle ausgesprochen, die die Florentiner für vogelfrei erklärt; jedermann dürfe sie ihrer Habe berauben und zu Sklaven machen, ihre Schuldner seien nicht verpflichtet, etwas zu bezahlen. Am 31. März 1376 wurde die Bulle vor der Kurie zu Avignon verlesen. Einem der Beisitzer wurde bei Beginn der Verlesung übel, und er fiel um. Da rief Donato Barbadori, einer der Florentiner Oratoren, dem Papste zu: „Mein Herr, eure Hofleute fallen schon in Ohnmacht, ehe das ungerechte Urteil verlesen worden ist, was wird erst nachher geschehen? Im Namen des Himmels, laßt dieses ungerechte Urteil nicht verkündigen!" Der Papst war wütend, aber Barbadori ließ sich nicht

zum Schweigen bringen, sondern redete noch längere Zeit begeistert fort. Zum Schluß appellirte er an Christus, den höchsten Richter. Die Oratoren machten einen Notar von Avignon ausfindig, der mutig genug war, einen Protest aufzusetzen. Der Mann mußte nach Florenz flüchten und erhielt dort das Bürgerrecht. Die Florentiner waren weit entfernt davon, sich zu beugen. Sie brachen in Verwünschungen gegen den Papst aus, verhängten neue Strafgesetze über den Klerus und knüpften Verbindungen bis nach Polen hin an. Da die Priester das Interdikt beobachteten und ihre Verrichtungen einstellten, so wurden die Florentiner aus Opposition plötzlich fromm und füllten täglich die Kirchen. Leider wurden sie von ihrem Bundesgenossen Bernabò Visconti im Stiche gelassen. Das machte sie zum Frieden geneigt. Zu ihrem Glücke starb der Papst am 27. März 1378. Mit lautem Jubel und großer Illumination der Stadt wurde das freudige Ereignis gefeiert. (Man that damals in solchen Fällen seinen Gefühlen keinen Zwang an; unsre heutigen Anstandsrücksichten kannte man nicht.) Gregors Nachfolger Urban VI., obwohl ein Wüterich, ließ sich bereit finden, den Frieden um den Preis von 250000 Goldfloren zu bewilligen.

Es gab doch Männer, denen dieser Streithandel Gewissensbedenken erregte. In die Zeit des Friedensschlusses fiel der Aufruhr der Wollarbeiter (Tumulto de' ciompi). Ihn hat Gino Capponi, der Eroberer Pisas und Ahnherr des im Jahre 1876 verstorbnen Geschichtschreibers seiner Vaterstadt, des Marchese Gino Capponi, als Augenzeuge beschrieben. Er beginnt die Erzählung der verübten Gewaltthaten mit dem Satze: „Um der gegen die h. Kirche Gottes begangnen Sünde willen, damit sie nicht ungestraft bliebe, daß nämlich die bösen Bürger von Florenz gegen die Kirche Krieg geführt und so viele Städte

und Schlösser zur Empörung gereizt, auch die Empörer mit Geld unterstützt haben, und daß man die Kirchengüter verkauft und so viel Geld wie nur möglich daraus gezogen hat, und wegen der Beschimpfungen und Beleidigungen, die den kirchlichen Personen zugefügt worden sind, hat Gott diese Züchtigung unsrer Stadt zugelassen, die ich nun erzählen will." Wie er in seinen letzten Lebensjahren die Pflichten der Frömmigkeit gegen politische Rücksichten abzuwägen verstand, sieht man aus seinen Ricordi, die er nach der Sitte der Zeit seinen Söhnen hinterließ. Er giebt ihnen den Rat, sich in keinen Streit mit der Kirche einzulassen, und fährt dann fort: „Die Spaltung der Kirche ist für unser Gemeinwesen vorteilhaft und erleichtert uns die Behauptung unsrer Freiheit. Aber sie schadet dem Seelenheile; daher muß man dergleichen nicht absichtlich befördern, sondern nur den Dingen ihren natürlichen Lauf lassen. Könnte man die Geistlichen nur dahin bringen, sich auf das Geistliche zu beschränken, dann wäre ihre Einigkeit unserm Gemeinwesen sogar vorteilhaft. Indes die Freundschaft des Papstes ist uns auf jeden Fall nützlich; daher dürft ihr in keinem Falle dagegen sein, denn ohne die Freundschaft der Kirche (das heißt hier des Kirchenstaats) kann uns nichts gelingen."*)

---

*) Es sei gestattet, an dieser Stelle noch ein paar Sätze aus den Ricordi anzuführen, die keine Beziehung auf unsern Gegenstand haben. „Das Gemeinwesen von Florenz wird sich so lange behaupten, als es den Auswärtigen gegenüber Gewehr bei Fuß steht (la spada in mano), im Innern aber nicht zuläßt, daß ein Privatmann oder eine Familie oder eine Clique (congiura) mächtiger werde als die Signoria. — Mit den Bürgern von heute (Capponi starb 1420) könnte man die Dinge kaum ausrichten, die unser Staat schon ausgerichtet hat; wären sie von neuem auszurichten, so würden wir allermindestens unsre Freiheit dabei einbüßen. — Der Beamten werden immer mehr, und die Bürgerschaft wird immer ohnmächtiger (lo stato in meno). — Wer das Gemeinwesen liebt, der hüte sich vor großen auswärtigen Unternehmungen und

Als charakteristisch für den zwischen hohen Prälaten und der Bürgerschaft herrschenden Umgangston wollen wir einen Briefwechsel erwähnen, den wir im Jahrgang 1888 des Archivio Storico Italiano finden. Ein Auditor der Rota, Gimignano degl' Inghirami, hatte ein Kanonikat an der Domkirche zu Florenz erhalten. Die Tuchmacherzunft hatte nicht allein den Bau dieser Kathedrale geleitet, sondern auch eine Art Schutzherrlichkeit darüber behalten. Drei Jahre nach Inghiramis Wahl forderten nun die Konsuln der Arte della Lana das übliche Geldgeschenk, 20 Goldfloren zum Kirchenschmuck, von ihm ein. Er hatte es nicht entrichtet, weil ihm das Kapitel geschrieben hatte, sie hätten diese herkömmliche Abgabe abgeschafft. Inghirami bat nun die Herren Obermeister, die schon

---

vor überflüssigen Ausgaben. (Hundert Jahre vor ihm hatte Villani darüber gescholten, daß die Signoren das Volk mit Steuern drückten und die angehäuften Gelder dann zu tollen Unternehmungen verführten. Möchten sich die heutigen Finanzminister und Parlamentarier seine naiven aber weisheitsvollen Worte ins Album schreiben: **O Signori florentini, come è mala procedenza accrescere l'entrata del comune della sostanza e povertà de' cittadini colle sforzate gabelle per fornire i folli impresi! Or non sapete voi, che come è grande il mare, è grande la tempesta, e come cresce l'entrata, è apparecchiata la mala spesa? Temperate, carissimi, i disordinati desiderii, e piacerete a Dio e non graverete il popolo.** Am Schlusse des Verzeichnisses der Staatseinkünfte im 90. und 91. Kap. des 7. Buches.) — Außer im äußersten Notfalle sollte man niemals einen Bürger oder einen benachbarten Herrn an die Spitze einer auswärtigen kriegerischen Unternehmung stellen. — Wer zu viel Furcht vor dem Kriege zeigt, dem kommt der Krieg ins Haus. — Mehr Genugthuung habe ich empfunden, so oft ich verziehen, als so oft ich mich gerächt habe. — Als ich noch in den Abaco ging (etwa unsrer höhern Bürgerschule entsprechend; den **abaco e algorismo**, also rechnen lernen, nennt es Villani), um 1363, da riefen wir Schüler, wenn wir aus der Klasse kamen: „Hoch die Barette, nieder mit den Mützen" (den kleinen Leuten). 1378 aber schrieen die Knaben: „Hoch die Mützen, nieder mit den Baretten!" Und einige der angesehensten Bürger wurden einen Kopf kürzer gemacht. So wechseln die Zeiten. Darum haltets nur immer mit denen, die gerade am Ruder sind!"

mit Exekution drohten, von der Forderung abzustehn, und wurde dabei von seinem Vorgesetzten, dem Kardinal Giordano, unterstützt. Inghirami adressirt: „Den edeln und vortrefflichen Männern, den Konsuln der Wollenzunft der Stadt Florenz, meinen besondern Herrn und Vätern“ und redet die Herrn Obermeister an: „Meine zu ehrenden Herrn und Väter!“ Im Kontext wechseln „Eure Herrschaften“ und „Eure Vaterschaften.“ Er unterzeichnet: „Eurer Herrschaften Sohn und Diener Geminianu u. s. w.“ Der Kardinal, ein geborner Fürst Orsini, adressirt: „Den edeln und vortrefflichen Männern, den Konsuln der Wollenzunft der Stadt Florenz, unsern teuersten Freunden, der Bischof von Sabina, Kardinal Orsini.“ Die Wollenzunft hatte auch bei der Kirche San Pier Celaro eine Bibliothek gestiftet, namentlich zum Gebrauch des Klerus; und dieser Bibliothek vermachte Inghirami seine Bücher; die Bücher sind noch heute vorhanden und stehen teils in der Laurenzianischen teils in der Roncinianischen Bibliothek. Seine letzten Lebensjahre brachte er in seiner Vaterstadt Prato als Propst zu; in seinem Auftrage hat Fra Filippo Lippi die dortige Kathedrale mit seinen berühmten Fresken und Tafelbildern geschmückt.

Im fünfzehnten Jahrhundert entfaltete der florentinische Geist seinen Reichtum in unsterblichen Werken der Kunst und der Wissenschaft, aber im Politischen trat der Individualismus, dem jener Reichtum entquoll, zurück. Die Medici traten an die Spitze des Gemeinwesens, sie machten die auswärtige Politik und bestimmten auch das Verhältnis zum Papste. Indem sie ihre Sprößlinge an die Kurie und auf den päpstlichen Stuhl brachten, gewannen sie einen Anteil an dessen weltbeherrschender Stellung. Aus den Bemühungen Savonarolas um die Wiederherstellung der Volksfreiheit wird es erklärlich, wie es ihm gelingen

konnte, das lebenslustige Volk vorübergehend in eine Schar von Büßern zu verwandeln. Freilich war die Bekehrung nicht bloß äußerlicher Schein, da es an einzelnen tiefen und ernsten Gemütern niemals fehlte — welchen Ernst und welche Tiefe hat Michel Angelo in seinen Werken und in seinem Leben geoffenbart! — und das Volk bei aller Leichtblütigkeit für religiöse Eindrücke stets empfänglich blieb. Der Papst und das Haus Medici behaupteten sich gegen den Reformator, aber welche Kühnheit und Freiheit sich der florentinische Geist trotzdem bewahrte, sieht man u. a. aus dem Umstande, daß es Machiavelli wagt, seine Florentinischen Geschichten, in denen er die antinationale Politik der Päpste seiner Zeit geißelt, dem Mediceer Clemens VII. zu widmen. Der Elefantenfuß des modernen Großstaates zertrat die feine Geistesblüte der kleinen Gemeinwesen. Karl V. sühnte die Plünderung Roms dadurch, daß er Florenz der Familie des Papstes dauernd unterwarf. Die nunmehrigen Großherzöge von Toskana schlossen einen engen Bund mit den Großmächten, von deren Gnaden ihr kleiner Staat fortbestand, und mit dem Papste; die Inquisition benutzten sie zur Ertötung des selbständigen Denkens. Als dann der Lothringer Pietro Leopoldo (später Kaiser Leopold II.) die römischen Fesseln zu sprengen versuchte, vergalt das von seinen Vorgängern zur Bigotterie erzogne Volk seine Bemühungen um das Gemeinwohl mit Kränkungen, die nicht ganz unverdient waren, weil er, gleich seinem Bruder Joseph, sich nicht auf die Zurückweisung klerikaler Übergriffe beschränkt, sondern mit rationalistischem Unverstande das Volksgemüt verletzt und erbittert hatte.

Wir sehen, es dürfte unter den heutigen religiösen und irreligiösen, kirchlichen und antikirchlichen Richtungen kaum eine geben, die jener Mikrokosmus in der Zeit von 1200 bis 1500 nicht schon im Keime

gehegt hätte. Nur das evangelische Kirchentum fehlte natürlich; das würde aber auch, wenn Luther und Calvin zweihundert Jahre früher aufgetreten wären, schwerlich Eingang gefunden haben, weil seine äußere Form dem italienischen Volksgeiste widerstrebt. Die Reibungen zwischen der Stadt und der Kirche, Konflikte, die bald aus innern bald aus äußern Gründen hervorgingen, nahmen kein Ende, aber schließlich fand sich doch immer, daß die beiden Gegner nicht von einander loskonnten.

Dreizehntes Kapitel

Ein Wort über Eickens Auffassung des Mittelalters

Ehe wir vom Mittelalter scheiden, müssen wir doch noch des großartigen Werkes des zu früh verstorbnen Heinrich von Eicken: „Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung“ wenigstens kurz gedenken. In den zwei grundlegenden Sätzen seiner Auffassung des Mittelalters stimmen wir ihm bei. Er weist nach, daß die Weltflucht in der That folgerichtig aus den Lehren des Neuen Testaments hervorgeht. Sonderbarerweise führt er den Spruch 1. Joh. 2, 15 und 16 nicht an, der die vom Bruder Martin in Goethes Götz als empörend und unnatürlich bezeichnete Verleugnung der drei Grundtriebfedern alles menschlichen Wirkens und Strebens so klar, kurz und unzweideutig ausspricht: „Wollet die Welt nicht lieben, noch was in der Welt ist. Wenn jemand die Welt liebt, so ist die Liebe des Vaters nicht in ihm. Alles, was in der Welt ist, ist Fleischeslust, Augenlust und Hoffart des Lebens.“ Aber er bringt ein reichliches Beweismaterial dafür zusammen, daß diese und ähnliche Stellen nicht etwa erst von den Mönchen des Mittelalters, sondern schon von den Kirchenvätern des zweiten, dritten und vierten Jahr-

hunderts in dem Sinne verstanden wurden, den ihr Wortlaut am nächsten legt, daß demnach die Befriedigung des Geschlechtstriebes höchstens in der Ehe als unvermeidliches beklagenswertes Übel zugelassen, aller Besitz von Privateigentum und alle Freude am schönen Schein für sündhaft erklärt wurden. Der andre Satz ist dann, daß die Weltflucht der Kirche, mit Hegel zu reden, zufolge der immanenten Dialektik des Weltprozesses in grobe Weltlichkeit umschlug, oder wie Hamerling sich ausdrücken würde, diese nach dem Gesetze der Polarität aus sich erzeugte. „Durch die Tugend der Armut — sagt Eicken — erwarb die Kirche unermeßliche Reichtümer, durch die Tugend des Gehorsams erwuchs sie zum größten und mächtigsten Staatswesen, das es jemals gegeben hat [jemals? das römische Reich war doch wohl noch größer und mächtiger], durch die Tugend der Keuschheit endlich gewann sie ein unvergleichlich bewegliches, jederzeit kampfbereites Beamtenheer. Indes das Mittelalter in Staat und Familie, in Wirtschaft, Kunst und Wissenschaft sich von der Sinnenwelt abwandte, strebte es in der Kirche mit demselben Eifer wieder zur Welt zurück; in diesem Zirkel lag die Tragik der mittelalterlichen Geschichte."

Den mit „Indes" anfangenden Satz unterschreiben wir schon nicht mehr vollständig. Er weist auf einen Punkt hin, in dem wir dem geistreichen, mit gediegnen historischen Kenntnissen ausgerüsteten Geschichtsphilosophen entschieden widersprechen müssen. Eicken hat sich von dem gewöhnlichen Fehler philosophischer, d. h. in den meisten Fällen systematischer Köpfe nicht frei gehalten. Wie Karl Marx alle Erscheinungen des menschlichen Lebens auf den Wirtschaftsbetrieb zurückführt und auch sogar jede herrschende Religion für ein Spiegelbild des gleichzeitigen wirtschaftlichen Zustandes hält, so leitet umgekehrt

Eicken alle Veränderungen und alle Lebenserscheinungen des Mittelalters einschließlich der wirtschaftlichen aus dem weltflüchtigen Katholizismus ab. Das ist so falsch wie möglich. Es ist z. B. nicht richtig, wenn er sagt: „Die asketisch-hierarchische Idee der Kirche hatte nach einander das alte römische Kaiserreich, das karolingische und schließlich das deutsche Reich zu Grunde gerichtet." Das römische Kaiserreich und das Karolingerreich hätten an ihrem eignen übermäßigen Umfange bei mangelnder Gleichartigkeit der Teile zu Grunde gehen müssen, auch wenn es überhaupt keine Kirche gegeben hätte, das deutsche Reich aber ist erst von Bonaparte zerschlagen worden. Schwach war es ja geworden, was bei seinem tausendjährigen Alter niemand groß Wunder nehmen kann; aber wenn es ein genialer Staatsmann im vorigen Jahrhundert hätte verjüngen wollen, so würde nicht die hierarchische Idee, sondern wie 1870 der französische Nachbar das zu überwindende Hindernis gebildet haben. Es ist auch unrichtig, daß die Abneigung der Kirche gegen weltliches Wissen an der Unbildung fast aller nichtstädtischen Kreise schuld gewesen sei. Sie erklärt sich sehr natürlich aus der Schwierigkeit, vor Erfindung der Buchdruckerkunst in Gegenden mit schlechten Verkehrsverhältnissen irgend welches Buchstabenwissen zu verbreiten. Dazu kam noch das Vorurteil von Kreisen, die gar nicht übermäßig kirchlich gesinnt waren. Während in den innig frommen Familien der Ottonen und Heinriche die Wissenschaften, so weit solche vorhanden waren, die eifrigste und sorglichste Pflege fanden, erklärte das spätere verweltlichte Rittertum, das nach französischem Muster seine Liebeslieder und Romanzen sang, das Schreiben für ein unritterliches Geschäft und verzichtete sogar darauf, lesen zu lernen; die Minnesänger diktirten ihre Dichtungen lieber, als daß sie

sie selbst aufschrieben. Sie waren eben von jenem junkerlichen Geiste beseelt, der auch heute noch nicht ganz ausgestorben ist.*) Es ist endlich eine ungeheuerliche Übertreibung, wenn die Naturalwirtschaft, der gebundne Grundbesitz, die Beschränktheit des Handelsverkehrs, die Gründung des Staates auf den Grundbesitz, die Verschmelzung des öffentlichen mit dem Privatrecht auf die herrschenden religiösen Vorstellungen zurückgeführt werden. Wahr ist daran nur, daß die Kirche die Naturalwirtschaft begünstigte und die Entwicklung der Geldwirtschaft durch das kanonische Zinsverbot (vergebens!) zu hemmen suchte. An sich waren alle diese Einrichtungen in dem Zustande der Völker Europas begründet, und sie haben sich unter denselben Verhältnissen ganz ähnlich bei andern Völkern, z. B. bei den Indern, den alten Griechen, den Türken entwickelt. Wo immer die Bedingungen für Zustände, die wir modern nennen, die aber auch schon vor alten Zeiten in China und im Römerreich dagewesen sind, eintraten, da fanden sich auch diese Zustände ein, und die Kirche vermochte daran nichts zu ändern. Die italienischen Städte vernichteten schon im vierzehnten Jahrhundert den Feudalismus, brachten die Geldwirtschaft zu hoher Vollkommenheit, und die florentinischen Kaufleute hatten bis nach Peking hin Niederlassungen zum Absatz ihrer Gewebe und zum

*) Ein Freiherr rühmte sich mir gegenüber einmal, daß er nie über die Sexta hinausgekommen und in ihr der letzte geblieben sei. Nur auf eine einzige Stunde sei er einmal der erste geworden, weil außer ihm niemand die Residenz des Herzogs von Nassau kannte, er war natürlich öfter mit Mama bei Hoheit in Biberich gewesen. Der Mann war ultramontaner Konvertit und ließ von der ganzen Belletristik nur die Gräfin Hahn-Hahn gelten, und auch von dieser nur ein einziges Buch, weil es mit den Worten anfängt: „Ich bin katholisch"; da weiß man doch gleich, woran man ist, sagte der Baron. Die grobe Unwissenheit, mit der er renommirte, war übrigens nur erheuchelt; er ließ es zwischendurch deutlich merken, wie fleißig er heimlich ochste.

Einkauf von Rohmaterialien, während der Zwischenhandel Venedigs alle damals bekannten Länder der Erde mit einander verband. Was aber die Verschmelzung des öffentlichen Rechtes mit dem Privatrecht anlangt, so ist diese etwas Urgermanisches. Der Germane kannte z. B. keine Kriminaljustiz, keinen öffentlichen Ankläger, sondern bei allen Verbrechen, Mord und Notzucht eingeschlossen, nur die öffentliche Festsetzung der Sühne für den Fall der Verzichtleistung auf die Privatrache. Offenbar noch unrichtiger ist es, wenn Eicken es aus dem religiös-kirchlichen System der Zeit erklären will, daß Kunsthandwerk und Industrie nur in bescheidnen Anfängen vorhanden gewesen, die Wohnungen einfach, wo nicht ärmlich eingerichtet geblieben seien. Wo sollen denn in einem Lande wie Deutschland, das um 800 noch ein reines Bauernland und stellenweise mit Urwald bewachsen war oder sonst wüst lag, und in dem es kaum ein Dutzend Städte gab, die diesen Namen verdienten, wo sollten da, mochte die Religion sein, welche sie wollte, geschwind reiche und schöne Hauseinrichtungen herkommen? Sechshundert Jahre später fehlte es daran nicht mehr, und wenn nun ein Bürger von Augsburg schöner eingerichtet war als der König von Schottland, so kam auch das wieder nicht daher, daß etwa die nordischen Könige mehr von dem Geiste der Askese beeinflußt worden wären, sondern von der Schwierigkeit, den im Süden bereits vorhandnen Reichtum bis in den hohen Norden zu verbreiten. Auch sind Kunsthandwerk und Industrie keineswegs in bescheidnen Anfängen stecken geblieben, sondern das Kunsthandwerk hat bekanntlich um 1500 seine höchste Blüte entfaltet, und der Industrie fehlte zur Blüte nichts als die Dampfmaschine, die glücklicherweise damals noch nicht erfunden war. Wäre sie bereits vorhanden gewesen, so hätte sie das Kunsthand-

werk und noch so manches andre im Keim erstickt. Die Einfachheit der Privatwohnungen wurde übrigens auch noch bei beginnendem Reichtume von jenem republikanischen Gemeinsinn eine Zeit lang gefordert, der es für unanständig hält, daß der Privatmann kostbarer eingerichtet sei als das Gemeinwesen in seinen Kirchen und Palästen. Diesen Gemeinsinn charakterisirt unter andern die venetianische Sitte, daß jeder Kaufmann aus der Ferne ein Kleinod zum Schmuck von San Marco mitbrachte, der Beschluß der Ulmer, zu ihrem Münsterbau keinen Beitrag von außerhalb anzunehmen, und die Erklärung der Domherren von Sevilla: „Wir wollen eine Kirche bauen, daß uns die Nachkommen für Narren halten sollen.“ Sie verzichteten zu Gunsten des Baufonds auf den größten Teil ihrer Einkünfte, und ihre Nachfolger thaten ein paar hundert Jahre hindurch dasselbe. (Vor einigen Jahren haben so ziemlich alle deutschen Zeitungen die unrichtige Angabe abgedruckt, daß die jetzige Kathedrale von Sevilla ursprünglich eine maurische Moschee gewesen sei.)

Alle diese Gebiete des Lebens haben sich natürlicherweise unter dem Einfluß der Kirche, aber keineswegs in knechtischer Abhängigkeit von ihr entwickelt, sondern jedes selbständig, und bald in freundschaftlicher Wechselwirkung, bald im Kampfe mit ihr. Denn es kann nicht oft genug gesagt werden, das Leben hat niemals, auch im Mittelalter nicht, auf einem einzelnen und einzigen „Prinzip“ beruht, sondern es beruht jederzeit auf einer großen Menge von Individual- und Gesellschaftskräften. Eine einzelne dieser Kräfte kann so mächtig werden, daß sie einem ganzen Zeitalter ihr Gepräge aufdrückt, wie das dem Geiste der römischen Kirche einige Jahrhunderte hindurch gelungen ist; aber die Selbständigkeit der übrigen Kräfte ist durch jenen Geist nirgends wesent-

lich geschwächt, geschweige denn gebrochen worden. Weit entfernt davon, daß wir beim Ausgange des Mittelalters Europa in byzantinisch-chinesischer Erstarrung finden sollten, finden wir es in einer gewaltigen Gährung überschäumender, zukunftsschwangerer Geister.

Vierzehntes Kapitel

Die Reformation und die Freiheit

Es fehlt in unsrer Zeit des nationalen Aufschwunges nicht an Patrioten, die das Christentum oder wenigstens die römische Kirche beschuldigen, den Charakter des edeln deutschen Volkes verschlechtert zu haben. Die eine der drei Grundeigenschaften der alten Germanen, die Tapferkeit, hat nun in den ersten sechzehn Jahrhunderten der christlichen Zeit entschieden keine Einbuße erlitten, und was die andern beiden: die Keuschheit und die Wahrhaftigkeit anlangt, so hat selbst Felix Dahn, dieser begeisterte Anwalt des unverfälschten Deutschtums, nicht umhin gekonnt, die heute umgehenden ein wenig sentimentalen Idealvorstellungen vom urgermanischen Wesen als falsch zu bezeichnen. Wir wollen nur eine Stelle aus der zweiten Hälfte des ersten Teiles seiner deutschen Geschichte anführen. „Gerade das ist das Große an dem politischen und kriegerischen Auftreten Chlodovechs, daß er den tief strömenden Zug der Zeit, das Bedürfnis, die Reife zur Zentralisirung wenigstens seiner Franken und der Germanen in Gallien erkannte, und daß er, getragen von diesem Strome der Zeit, mit aller Leidenschaft, mit Heldenmut und mit altheidnischer Kampfesfreude jenes Ziel verfolgte: freilich auch mit List und

mit zahlreichen großen, brutalen, man möchte sagen naiven Frevelthaten, in denen noch die Naivität des zugleich tückischen und derb gewaltthätigen Barbaren spürbar ist. Auf römischen Einfluß ist dieses brutale Totschlagen und arglistige Morden nicht zurückzuführen; römisches Blut in Chlodovech ist rein durch gar nichts bezeugt; als Wiedervergeltung gegen römische Frevel darf man jene Thaten auch nicht entschuldigen, denn nicht gegen Römer — gegen seine germanischen Vettern und Mitkönige hat er jene Frevel geübt; und endlich wollen wir uns doch hüten vor der sehr widergeschichtlichen, sentimentalen, durch und durch unwahren Schwärmerei für die ausnahmslose Treue und Redlichkeit der alten Germanen: im Eingang unsrer Geschichte steht jene Teutoburger That, deren von Wotan eingehauchte Arglist nur durch ihre furchtbare Großartigkeit geadelt und als äußerste Notwehr eines auf den Tod bedrohten Volkstums entschuldbar wird. Um Verrat und Gewalt zu mischen, brauchten diese mit der ganzen Arglist und zugleich mit der maßlosen wilden Kraft des Barbaren ausgerüsteten Söhne des Urwaldes nicht erst bei den Römern in die Schule zu gehen. Es ist daher wohl auch allzu patriotisch, wenn man Chlodovech um seiner Ruchlosigkeiten willen einen „französischen," nicht einen deutschen (soll heißen: germanischen) König nennen will; es fehlt wahrlich auch nicht an germanischen Fürsten mit solchen Thaten und Eigenschaften (z. B. Genserich)."

Dann ist nicht zu vergessen, daß die genannten beiden Eigenschaften zu den Tugenden einfacher Kulturzustände gehören, und daß sie selbst bei einem Volke, in dem sie die Natur so tief gegründet hat wie in dem unsern, den Versuchungen nicht stand zu halten pflegen, die aus einer höhern Kultur, aus verwickelten Verhältnissen und aus dem Zusammen-

wohnen vieler auf einem kleinen Raume entspringen. Jene Stämme, die sich auf die Wanderschaft begaben, mußten notwendigerweise schon in dem jahrelangen Lagerleben noch vor aller Berührung mit den Römern die Reinheit des Familienlebens einbüßen, die in dem einsamen Frieden eines abgeschloßnen Gehöftes zu bewahren nicht eben schwierig geworden war. Die Langobarden zeichneten sich wahrlich weder durch besondre Neigung zum Christentum noch durch Freundschaft für die römische Kirche aus; aber ihre Gesetze bezeugen deutlich einen hohen Grad jener Roheit, die, wie wir annehmen wollen, ihnen nicht ursprünglich eigen, sondern eine Folge der auf ihrer Wanderschaft eingerißnen Verwilderung war.*)

Endlich war der Begriff der Sklaverei, den wir Heutigen für ganz unverträglich mit höherer, ja mit wahrer Gesittung ansehen, bei den Germanen nicht weniger scharf ausgebildet als bei den Griechen und Römern, und derselbe Dahn, der den Einfluß des heiligen Augustin auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse des Abendlandes als höchst verderblich aufs tiefste beklagt, gesteht doch andrerseits zu, daß jenes Hemmnis echter Menschlichkeit allein durch die Kirche überwunden worden sei. „Ursprünglich — sagt er — sind die Unfreien gar nicht zum Volke gehörig;

---

*) Man vergleiche u. a. im Edictus (sic) Rothari die Bestimmungen von Nr. 186 an. Charakteristisch für die Roheit der Auffassung sind folgende zwei. 333. de equa praegnante. Si quis percusserit equa praegnante, et auortum fecirit, conponat solidum unum; et si mortua fuerit, reddat eam, simul et pecus, ut supra (wo von der vacca praegnante die Rede ist). 334. De ancilla praegnante. Si quis percusserit ancilla gravida et auortum fecirit, conponat solidos tres. Si autem ex ipsa percussura mortua fuerit, componat eam, simul et quod in utero ejus mortuum est. Selbstverständlich ist nur von der Stute und der Sklavin eines andern die Rede; die beiden Besitzstücke, Mutter und Kind, müssen bezahlt werden, von einer Sühne für den Mord ist keine Rede.

sie sind Sachen, wie die Haustiere, des Volksrechts nicht fähig — eben weil nicht zum Volke gehörig, und andres Recht giebt es, wenigstens im Anfang dieses Zeitraumes, noch nicht. Allmählich bildet sich für sie ein besondres Standesrecht, das Hoferecht; vorher schützt sie nur etwa das Kirchenverbot mit geistlichen Strafen wider gewisse äußerste Folgerungen des Grundsatzes, daß sie nur Sachen, nicht Personen sind. Sehr langsam werden im Eherechte zuerst die Rechte, dann im Strafrechte die Pflichten der Unfreien als berechtigter und verantwortlicher Rechtssubjekte, als Personen gewürdigt: die Ehe auch des Unfreien ist der Kirche ein Sakrament, nicht durch die Willkür des Herrn ohne weiteres zu zerreißen; andrerseits wird der christliche Knecht, der ein Verbrechen, eine Sünde begeht, nicht mehr wie ein unbeseeltes, verantwortungsloses Werkzeug durch den Befehl seines Herrn von jeder geistlichen und weltlichen Strafe entschuldigt."

Also von einer Verschlechterung des deutschen Charakters durch die römische Kirche kann ebensowenig die Rede sein, wie der segensreiche Einfluß des Christentums auf alle, auch die germanischen Völker geleugnet werden darf. Nur dieses ist an dem Vorwurfe wahr, daß bei der Sittenverderbnis, die zuerst im Gefolge der Völkerwanderung und wüster Kämpfe, dann als Wirkung wachsenden Reichtums und höherer Kultur eintritt, die Geistlichkeit eine hervorragende, sehr unrühmliche Rolle spielt. Aber auch hierbei ist wiederum zu bedenken, daß die Geistlichen doch Kinder ihres Volkes waren, wie denn überhaupt die mittelalterliche Kirche stofflich nichts andres war als die Christenheit, d. h. als die Gesamtheit der europäischen Völker. Gerade durch den Cölibat wurde die Geistlichkeit verhindert, sich als abgeschloßne Kaste gegen den geistigen und leiblichen Blutumlauf im

Volkskörper abzusperren. Jede Geschlechtsfolge der Welt- und Ordensgeistlichkeit kam frisch aus dem Schoße des Volkes, und die Denkungs- und Lebensart, die sie von ihrem Ursprunge mitbrachte, wird sich im allgemeinen stärker erwiesen haben als das Gepräge, das sie von ihrer Körperschaft empfing, sodaß das Volk für die Sünden seines Klerus mindestens in demselben Grade verantwortlich war, wie dieser für die Sitten und Unsitten der Laien.

Was die kirchlichen Zustände am Ausgange des Mittelalters vielen unerträglich machte, war nur ein besondrer Fall des tragischen Konflikts zwischen Ideal und Wirklichkeit, dem sich kein Genosse einer höhern Kultur zu entziehen vermag. Die eine Seite des Widerspruches, um den es sich in diesem Falle handelte, haben wir bereits im elften Kapitel beleuchtet; daß nämlich die Kirche nicht von dieser Welt ist, aber um in der Welt wirken und sie überwinden oder wenigstens einigermaßen veredeln zu können, sich in weltlichen Formen verkörpern, weltliche Macht und irdischen Reichtum erwerben und benutzen muß. Die Hierarchie ist es, an der diese Seite des Widerspruchs in die Erscheinung tritt. Aber nicht minder abstoßend wirkt er, wenn wir den Blick auf die Volksmassen werfen. Ein geläuterter christlicher Glaube und eine reine christliche Gesinnung finden sich immer nur bei wenigen Auserwählten. Noch niemals und nirgends ist es gelungen, ein nach Millionen zählendes Volk in den Zustand einer großen Gemeinde der Heiligen zu erheben. Das ganz einzige an den Zuständen des fünfzehnten Jahrhunderts war nun weniger die damalige ungeheure Größe des Widerspruchs, als der Übelstand, daß sich der Widerspruch jedem Einzelnen auf Schritt und Tritt aufdrängte. Indem die Kirche darauf ausgegangen war, das ganze Leben zu heiligen und mit religiösem Inhalt zu erfüllen, indem sie jeder

Ortschaft in einem stattlichen Gotteshause einen weithin sichtbaren, ans Jenseits mahnenden Mittelpunkt gegeben, alle Plätze, Wege und Stege mit Kreuzen und Heiligenbildern geschmückt, jeder Handlung des privaten und des öffentlichen Lebens eine sakramentale oder halbsakramentale Weihe verliehen, die Jahre, Wochen und Tage in ein Netz von Gebeten und Andachtsübungen eingesponnen hatte, war sie schließlich zu keinem andern Ergebnis gelangt, als daß der Nachdenkende durch jeden Glockenschlag vom Kirchturm, bei jedem Gange über die Straße, bei jeder Geschäftsverrichtung, bei jeder Mahlzeit daran erinnert wurde, wie er selbst und seine Umgebung den religiösen und sittlichen Anforderungen der Kirche fast mit jeder Lebensregung ins Gesicht schlugen. Dem wenigstens, der seinen Blick auf die Schattenseiten des Volkslebens gerichtet hielt, schien dieses das einzige Ergebnis der Wirksamkeit der Kirche zu sein. Den Deutschen ward durch ihre Ehrlichkeit und Gründlichkeit dieser Zustand ganz unerträglich gemacht, während es die Romanen bis auf den heutigen Tag leichter fertig bringen, sich entweder mit cynischem Spott darüber hinwegzusetzen, wohl auch trotz ausgesprochnem Unglauben und frecher Lasterhaftigkeit die kirchliche Heilsanstalt als Versicherungsanstalt gegen etwaigen jenseitigen Brandschaden vorsorglich weiter zu benutzen oder sich vor dem Widerspruch ins Kloster zu flüchten, und falls er sie auch dort noch peinigt, ihn mit dem kindlichen oder kindischen Glauben an die lösende Kraft von Weihwasser, Amuletten und Ablässen zu beschwichtigen.

Was demnach die Völker und namentlich die Völker germanischer Abstammung brauchten und herbeisehnten, das war weniger eine Erneuerung des Urchristentums, als vielmehr eine gründliche Verweltlichung des Lebens. Man wollte endlich einmal die

ewigen Mahnungen an ein Jenseits loswerden, dessen Anforderungen zu genügen unmöglich schien. Nicht allein jene unwürdigen lebendigen Mahner haßte man, die als ein verkörperter frecher Hohn auf den von ihnen gepredigten Glauben herumwandelten, die feisten und faunischen Mönchsgesichter mit ihren schmierigen Kutten, sondern auch solche stumme und doch deutlich sprechende Erinnerungszeichen wie die Kruzifixe. Unverwirrt und frohgemut wollte man seinen Geschäften, Unternehmungen und Genüssen nachgehen, nicht aller Augenblicke durch Mahn- und Strafreden, durch Warnungen, Verheißungen und Drohungen gestört werden, die aus dem Munde schlechter Priester kommend jede edle Empfindung verletzten, aufrichtig gemeint aber und von gläubigen Asketen gesprochen den ganzen natürlichen Menschen empörten, der sich gerade damals im Anblick lockender Reichtümer und Genüsse und im Lichte des wiedererstandnen klassischen Heidentums seiner Vollkraft und seiner Ansprüche bewußt wurde. Renaissance und Humanismus ohne die Zugabe von Mönchskutten, Andachtsübungen und Kirchengesetzen, das ungefähr war das Ideal eines Hutten, und was die Massen begehrten, das war, wenn auch gröberer Art, doch nicht wesentlich davon verschieden.

Luther freilich würde sich in tiefster Seele gekränkt gefühlt haben, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß er von Gott berufen sei, die Religion in den Hintergrund zu drängen, damit sich das weltliche Leben freier und widerspruchsloser als bisher entfalten könne. Ihm war es heiliger Ernst mit der Erneuerung des wahren Christentums, das auch seiner Meinung nach dieses irdische Leben beherrschen sollte. Die Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit der Aufgabe, die Massen zu einer vollkommen reinen Auffassung und würdigen Behandlung des Heiligen zu erheben,

verkannte oder übersah er allerdings nur in den ersten Zeiten seines begeisterten Kampfes gegen die verrottete Hierarchie. Schon im Jahre 1526 bekannte er in der Einleitung zu der deutschen Messe, die er für die kursächsischen Gemeinden verfaßt hatte, daß diese neue Gottesdienstordnung ihn selber nicht befriedige. „Die rechte Weise, meint er, müßte nicht so öffentlich auf dem Platze geschehen unter allerlei Volk, sondern die, so mit Ernst Christen wollten sein und das Evangelium mit Hand und Mund bekennen, müßten mit Namen sich einzeichnen und etwa in einem Hause allein sich versammeln zum Gebet, zu lesen, zu taufen, das Sakrament zu empfahen und andre christliche Werke zu üben. In dieser Ordnung könnte man die, so sich nicht christlich hielten, kennen, strafen, bessern, ausstoßen oder in den Bann thun. Hie könnte man auch ein gemein Almosen den Christen auflegen, das man williglich gäbe und austeilte unter die Armen. Hie dürfts nicht viel und groß Gesanges. Hie könnte man auch eine feine kurze Weise mit der Taufe und dem Sakrament halten und alles aufs Wort und Gebet und die Liebe richten.“ Und je länger je härter rügt er in seiner derben Weise das Verhalten des großen Haufens, der die dem deutschen Volk aufs neue geschenkten Kleinode, das Evangelium, den reinen Glauben und die christliche Freiheit weder zu würdigen noch zu gebrauchen verstehe, sondern nach Art gewisser unsaubrer Tiere nur besudle. Es gereicht ihm zum höchsten Ruhme, daß er das scheinbar Unmögliche dennoch unternahm und für diesen unverbesserlichen und unbelehrbaren großen Haufen eine feste, für alle brauchbare und wirksame Gottesdienstordnung einsetzte. Gerade damit liefert er den Beweis für die Echtheit seines Christentums; denn der gläubige Christ weiß, daß alles menschliche Wirken nur Stückwerk ist, daß es nicht auf den Erfolg, son-

dern auf den guten Willen und die Treue des Wirkenden ankommt. Er spricht daher niemals: Entweder alles oder nichts, sondern thut, was im Augenblick möglich ist, indem er den Erfolg und die Lösung der Frage, ob solchem kümmerlichen Stückwerk vor der göttlichen Idee irgend welche Daseinsberechtigung zukomme, Gott anheimstellt. Auch durch die Liebe zum Volke, das er nicht im Stich läßt, um sich hochmütig auf ein kleines Konventikel auserwählter Seelen zurückzuziehn, bewährt sich Luther als echten Christen. Daß alle Menschen Ebenbilder Gottes seien, meint Lotze, sei ein erhabner Gedanke; aber es falle schwer, daran festzuhalten, wenn man den Ebenbildern Gottes auf der Straße begegne. Eben in der Überwindung dieses Widerstrebens bewährt sich das praktische Christentum. Und endlich darf nicht übersehen werden, daß sich solchergestalt seine praktische Thätigkeit ganz und gar auf den innerhalb des heutigen Protestantismus so heftig angefochtnen Glaubenssatz von der Kirche als einer Heils- und Erziehungsanstalt stellt. Weit entfernt davon, die Belehrung und Erbauung dem freien Belieben jedes einzelnen Gemeindemitgliedes zu überlassen, mag er beides nicht einmal den Predigern zu unbeaufsichtigter Übung anvertrauen. „Mich dünkt — sagt er an derselben Stelle —, wo man die Postillen gar hätte durchs Jahr, es wäre das beste, daß man verordnete, die Postillen des Tages, ganz oder ein Stück, aus dem Buche dem Volke vorzulesen, nicht allein um der Prediger willen, die es nicht besser könnten, sondern auch um der Schwärmer und Sekten Treiben zu verhüten; wie man siehet und spüret an den Homilien in den Metten [im priesterlichen Stundengebet, das zwar jetzt nur noch als eine Privatobliegenheit der katholischen Priester fortbesteht, ursprünglich aber öffentliches Chorgebet war und an den Domkirchen noch heute ist; wenn es auch wegen

der dabei angewandten lateinischen Sprache dem Volke unverständlich bleibt]. Sonst, wo nicht geistlicher Verstand und der Geist selbst redet durch die Prediger (welchen ich nicht will hiemit Ziel setzen; der Geist lehret wohl besser reden denn alle Homilien und Postillen), so kömmts doch endlich dahin, daß ein jeglicher predigen wird, was er will, und anstatt des Evangelii und seiner Auslegung wiederum von blauen Enten gepredigt wird."

Der zuletzt angeführte Satz Luthers legt uns die Frage nahe, ob und inwiefern die Reformation eine Befreiung der Geister genannt werden dürfe. Dem eifrigen Protestanten gilt es als selbstverständlich, daß die Reformation nach der Erlösung das größte und wohlthätigste Ereignis der Weltgeschichte, für die nachfolgenden Geschlechter die Quelle aller materiellen, geistigen und sittlichen Güter und vor allem der Freiheit sei. Wem es vergönnt ist, in einem Kreise gläubiger Protestanten, unberührt und unerschüttert von den Widersprüchen und Kämpfen der Zeit und — von den Ergebnissen der historischen Forschung, sein Leben zu verbringen, dem möchten wir seinen beglückenden Glauben, von dem jener Satz ein Teil ist, nicht verkümmern. Aber die Zahl derer, die sich solcher Abgeschiedenheit erfreuen dürfen, wird namentlich in unserm von allen Zeitströmungen ergriffnen Deutschland von Jahr zu Jahr geringer, und den übrigen frommt es nicht, sich in eine Ansicht einzuleben, die sich einer erdrückenden Fülle widersprechender Thatsachen gegenüber nicht aufrecht erhalten läßt.

Buckle stellt den Satz auf: Nicht die Reformatoren haben durch eine reinere Religion die Menschheit auf eine höhere Kulturstufe erhoben, sondern weil die Menschheit eine höhere Kulturstufe erklommen hatte, darum schuf sie sich mit Hilfe der Reformatoren eine

dieser neuen Kulturstufe entsprechende reinere Religion. Berichtigen wir diesen Satz dahin, daß die Reformation gleich jedem andern Ereignis Wirkung und Ursache zugleich ist, daher nur bei geistig hoch entwickelten Völkern eintreten, aber auch nicht ohne wohlthätige Rückwirkung auf die weitere Erhebung der Geister bleiben konnte. Was aber die Freiheit anlangt, so war diese weit weniger Folge als vielmehr eine unerläßliche Vorbedingung der großen Umwälzung.

Als sich Trümpelmann in einem seiner vielen Prozesse einmal auf Luther berief, da ward ihm — wir erinnern uns nicht mehr genau, ob vom vorsitzenden Richter oder vom Staatsanwalt — die Antwort: Lebte Luther heute, und erkühnte er sich die Sprache zu führen, die er geführt hat, so würde er eben auch eingesperrt werden. So ist es. Weder Luthers Wort noch Luthers Werk wäre möglich gewesen in einem großen Polizeistaate von der Art unsrer modernen Staaten. Wir wollen nicht von seinen Kraftausdrücken sprechen, für die sich heute kein Setzer fände. Wir wollen nur an eine Stelle seiner Leichenrede auf den Kurfürsten Johann erinnern: „Mit Herzog Friedrich ist die Weisheit, mit Herzog Johannsen die Frömmigkeit gestorben, und nun hinfort wird der Adel regieren, so Weisheit und Frömmigkeit hinweg ist. Sie wissen, daß mein junger Herr, Herzog Johann Friedrich, einen eignen Sinn hat und nicht viel auf die Schreibfedern giebt, das gefällt ihnen wohl; er hat Klugheit genug, so hat er auch eignes Sinnes genug, so wird ihm der Adel Muts genug predigen. Wenn er seines Vetters Weisheit und seines Vaters Frömmigkeit halb hätte, so wollte ich ihm seinen Sinn auch halb gönnen und viel Glücks dazu wünschen." Man denke sich diesen Satz mit den entsprechenden Änderungen in der Leichenrede des betreffenden Hofpredigers auf den

Kaiser Friedrich! Ganz Berlin wäre in Ohnmacht gefallen. Der Satz erinnert an eine Predigt, die der schon vor Luthers Auftreten verstorbne Geiler von Kaisersberg bei der Inthronisation eines Straßburger Bischofs hielt, der doch auch sein Landesherr war. Du kannst dirs bequem machen, so ungefähr redete er den Fürsten an, denn du hast einen vicarius in spiritualibus und einen vicarius in temporalibus; aber was wirst du für einen vicarius in infernalibus haben? Und dann denke man an Luthers köstlichen Strauß mit dem Kurfürsten Albrecht von Mainz, einem der mächtigsten, wo nicht dem mächtigsten Reichsfürsten, denn er war zugleich Erzbischof von Magdeburg und ein brandenburgischer Prinz! Als dieser Mann, der für seine üppige Hofhaltung viel Geld brauchte, im Herbst 1521 zu Halle den Ablaßhandel wieder in Gang zu bringen suchte, da richtete Luther aus seiner „Wüstung," d. i. von der Wartburg, ein eindringliches Abmahnungsschreiben an den großmächtigen Kirchen- und Reichsfürsten. Da das nicht half, verfaßte er die Schrift „Vom neuen Abgott zu Halle." Der Druck wurde zwar in Wittenberg vom Hofe verhindert, aber Luther, noch mehr gereizt durch die von der erzbischöflichen Behörde gegen einen verheirateten Geistlichen eingeleitete Untersuchung, richtete nun ein zweites Schreiben an Albrecht, in dem er die Sprache eines Gewaltigen redet. Er habe, heißt es im Eingang, des Erzbischofs und des Hauses Brandenburg zeither verschont, weil er gedacht, jener handle aus Unverstand so. Nachdem er aber auf seine erste treue Vermahnung Spott und Undank geerntet, auf seine zweite eine harte, unartige, unchristliche und unbischöfliche Antwort erhalten, wolle er nunmehr dem Evangelio nach die dritte Warnung auf Deutsch thun (die ersten beiden Briefe waren lateinisch geschrieben), obs helfen wolle. „Es denkt vielleicht Ew., ich sei nun von dem

Plan, will nu für mir sicher sein und durch die Kaiserliche Majestät den Münch wohl dämpfen. Aber noch soll Ew. wissen, daß ich will thun, was die christliche Liebe fordert, nicht angesehen auch der Hölle Pforten, schweige denn Ungelehrte, Päpste, Kardinäle und Bischöfe. Ich wills weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Mainz solle vorgeben, er wisse nicht [wie es mit dem Ablaß steht. Mit Gottes Hilfe sei offenbar geworden, daß der Ablaß lauter Büberei und Trügerei sei]. Derselbige Gott lebet noch, da zweifle nur niemand an, kann auch die Kunst, daß er einem Kardinal von Mainz widerstehe, wenn gleich viele Kaiser ob ihm hielten. Er hat auch sonder Lust, die hohen Cedern zu brechen und die hochmütigen, verstockten Pharaones zu demütigen. Ew. denken nur nicht, daß der Luther tot sei. Er wird auf den Gott, der den Papst demütiget hat, so frei und fröhlich pochen und ein Spiel mit dem Kardinal von Mainz anfahen, des sich nicht viel versehen. Darum sei Ew. angesagt, wo nicht der Abgott wird abgethan, muß ich mir das lassen eine nötige, dringende und unvermeidliche Ursach sein, Ew. wie den Papst öffentlich anzutasten, solchem Fürnehmen fröhlich einzureden, allen vorigen Greuel des Tezels auf den Bischof von Mainz zu treiben [dieser war bekanntlich in der That der eigentlich schuldige, was Luther bisher noch nicht öffentlich gesagt hatte; darin bestand die Schonung, von der er im Eingange spricht] und aller Welt anzuzeigen den Unterschied zwischen einem Bischof und einem Wolf. Ich habe Ew. genug ermahnt. Es ist hinfort Zeit, nach St. Paulus Lehre die öffentlichen Übelthäter vor aller Welt öffentlich zu berüchtigen, zu verlachen und zu bestrafen, daß die Ärgernis werde von dem Reich Gottes getrieben. Zum andern bitte ich, Ew. wollen sich enthalten und die Priester mit Frieden lassen, die sich, um Unkeuschheit zu meiden,

in den ehelichen Stand begeben haben oder wollen, nicht sie berauben, das ihnen Gott gegeben hat, sintemal Ew. des kein Fug, Grund und Recht mag anzeigen, und mutwilliger Frevel einem Bischof nicht geziemet. Was hilft es doch euch Bischöfen, daß ihr so frech mit Gewalt fahret? Was lasset ihr euch dünken? Seid ihr eitel Giganten und Nimroten von Babylonien worden? Wisset ihr nicht, ihr armen Leute, daß Frevel und Tyrannei nicht mag lange bestehen? Wird solches nicht abgestellt, wird ein Geschrei sich aus dem Evangelio erheben und sagen, wie fein es den Bischöfen anstünde, daß sie ihre Balken zuvor aus ihren Augen rissen, und billig wäre, daß die Bischöfe zuvor ihre Huren von sich trieben, ehe sie fromme Eheweiber von ihren Ehemännern schieden. Hierauf bitte und warte ich Ew. richtige, schleunige Antwort, inwendig vierzehn Tagen. Denn nach bestimmten vierzehn Tagen wird [wofern die Antwort ausbleibt] mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen. Und ob diese Schrift würde durch eure Räte unternommen [unterschlagen], daß sie nicht zu Händen käme, will ich mich das nicht lassen aufhalten. Ratleute sollen treu sein, so soll ein Bischof seinem Hof ordnen, daß für ihn komme, was kommen soll. Gott gebe Ew. seine Gnade zu rechtem Sinn und Willen. Gegeben in meiner Wüstung. Sonntag nach dem Tage St. Katharinä Anno 1521."

Und der Kardinal-Kurfürst schickte dem gebannten Mönche nicht etwa den kurfürstlich sächsischen Staatsanwalt oder den Reichsanwalt auf den Hals, sondern er übersandte eine de- und wehmütige Abbitte, die mit den Worten beginnt: „Lieber Herr Doktor. Ich habe euren Brief empfangen und verlesen und zu Gnaden und allem Guten angenommen, versehe mich aber gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, so euch zu solchem Schreiben bewegt hat. Und will mich,

ob Gott will, dergestalt halten und erzeugen, als einem frommen geistlichen und christlichen Fürsten zustehet.“ Wenn das nicht höchste Freiheit ist, dann hat das Wort keinen Sinn! Es solls nur heutzutage einer versuchen, mit dem Bischof von Trier wegen des „heiligen Rockes“ ein solches Spiel anzufahen oder mit einem andern Mächtigen in deutschen oder welschen Landen, in einer Monarchie oder Republik ob irgend eines Übelstandes, für den dieser verantwortlich gemacht werden kann! Es ist ja wahr, Luther war mit dem Kirchen- und Reichsbann belegt worden. Aber welcher Mann, der heutigestags die kirchliche und bürgerliche Ordnung so heftig und mit so unmittelbar praktischem Erfolg angreifen wollte, dürfte in Deutschland frei und ungestraft umhergehn? Man muß sich doch vergegenwärtigen, daß das Kirchenwesen mit der Reichsverfassung schier unlöslich verflochten war, und daß der kirchliche Besitz auf breitester privatrechtlicher Grundlage ruhte. Und was die Hauptsache ist, der Bann war unwirksam und unvollstreckbar, und der Gebannte verfuhr mit den vornehmsten Reichsfürsten wie ein Schulmeister mit unartigen Büblein. Es fand sich in ganz Deutschland keine Behörde, die gewagt hätte, das Urteil zu vollziehen. Nur die Anhänger Luthers wurden an einigen wenigen Orten verfolgt.

Im Gegenteil nahm die Änderung des Kirchenwesens ihren ruhigen oder vielmehr sehr unruhigen Verlauf. Man lese nur folgenden Abschnitt aus Rankes Geschichte des Reformationszeitalters und frage sich, ob dergleichen heutzutage in irgend einer Stadt Deutschlands möglich wäre. „Auf den Ort der Predigt sah man noch nicht. Für die Bewegung der kirchlichen Opposition ist es fast symbolisch, daß in Bremen eine unter dem Interdikt stehende Kirche es sein muß, in der ein paar aus Antwerpen dem

Tode entflohene Augustiner zuerst eine Gemeinde um sich sammeln. In Goslar wird die Lehre zuerst in einer Kirche der Vorstadt, und als diese verschlossen worden, von einem Eingebornen, der in Wittenberg studirt hat, auf dem Lindenplan verkündigt; ihre Anhänger bekommen den Namen Lindenbrüder. In Worms stellt man eine tragbare Kanzel außerhalb der Kirchenmauern auf. Zu Arnstadt hält der Augustiner Kaspar Güttel von Eisleben, aufgefordert von den Einwohnern, nach alter Sitte auf dem Marktplatze sieben Predigten. Bei Danzig war es sogar eine Anhöhe vor der Stadt, wo man sich um einen von drinnen verjagten Prediger sammelte. Und hätten sich ja keine Geistlichen gefunden, so hätten Laien das Wort genommen. Unter den Augen des Doktor Eck zu Ingolstadt las ein begeisterter Webergesell die Schriften Luthers dem versammelten Haufen vor." Und bei solchen Versammlungen im Freien blieb es ja nicht. Überall, wo die Bewegung die Oberhand gewann, kam es zu einer durchgreifenden Neuordnung des Gottesdienstes, zur Absetzung oder Verjagung solcher Priester, die das Evangelium nicht annehmen wollten, zur Einziehung von Kirchengütern. Wo sich Fürsten und Magistrate an die Spitze stellten, da konnte die Änderung immerhin eine landrechtliche, wenn auch weder die reichsrechtliche noch die privatrechtliche Gesetzlichkeit für sich in Anspruch nehmen; aber wie stand es an Orten, wo sie dem Magistrate von der niedern Bürgerschaft aufgezwungen wurde?

Ganz dasselbe gilt von der Einführung des Christentums. Sie war nur möglich in einer Zeit großer Freiheit. Ohne polizeilich nachweisbare Unterhaltsmittel jahrelang in der Welt herumreisen, Versammlungen unter freiem Himmel abhalten, Gemeinden gründen, die nach staatlicher Anerkennung nichts fragten, die sehr bald zu großem Vermögen gelangten,

dieses selbständig verwalteten und ihre Mitglieder einer strengen Kirchenzucht unterwarfen, deren Wirkungen tief ins bürgerliche Leben einschnitten, das alles wäre heute, wenigstens in dem Maße, wie es damals geschah, nicht mehr möglich. Es ist wahr, über die ersten Christen brachen blutige Verfolgungen herein, wie über die Protestanten des sechzehnten Jahrhunderts in einigen Ländern; allein wie wenig vermögen die brutalen Gewaltthaten einer blind dreinfahrenden Leidenschaft im Vergleich zu den planvollen Maßregeln einer wohlgeordneten bürgerlichen Gewalt, die mit dem gleichmäßigen unwiderstehlichen Druck einer hydraulischen Presse alle ihr mißliebigen Bewegungen meist schon im Keime ersticken!

Man wird wahrscheinlich einwenden, daß eine Freiheit, die wie im römischen Reiche auf der Gleichgiltigkeit gegen alle religiösen Meinungen, oder wie im Deutschland des sechzehnten Jahrhunderts auf der Schwäche des Reichsoberhauptes und auf der Teilung der Staatsgewalt in unzählige in einander eingreifende und einander gegenseitig behindernde Zuständigkeiten beruht, gar nicht den Namen Freiheit verdiene. Der Zustand des damaligen deutschen Reiches namentlich müsse als eine durch kleine Willkürherrscher nur sehr ungenügend gezügelte Anarchie bezeichnet werden. Die wahre Freiheit sei erst durch den Protestantismus möglich geworden, der die sittliche Freiheit auf den Thron gesetzt habe. Darauf erwidern wir, daß es doch auch so manche protestantische Throne und Thrönchen gegeben hat und vielleicht noch giebt, auf denen etwas andres als die sittliche Freiheit sitzt, daß aber auch dort, wo die Sittlichkeit wirklich in der Staatsgewalt ihre Verkörperung gefunden hat, der größere Teil der Unterthanen nur durch Zwang in der Staatsordnung festgehalten wird. Man kann nun zwar der Ansicht sein, und wir selbst

teilen sie mit einem kleinen Vorbehalt, daß die erzwungne Ordnung für gewöhnlich der Anarchie vorzuziehen sei, aber es ist nicht erlaubt, den Zwang Freiheit zu nennen. Man mag also die Zustände des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts denen des sechzehnten vorziehen, aber es wäre ein unwürdiges Spiel mit Worten, wenn man behaupten wollte, es sei die größere Freiheit, was unsre Zeit vor der frühern auszeichne; es ist dies vielmehr der besser geordnete Zwang. Freiheit ist eben Freiheit; und wo neben den guten Kräften nicht auch die zweifelhaften und die offenbar bösen Spielraum haben zu wirken, da ist sie nicht vorhanden. Und da es kein unfehlbares Urteil giebt, das die guten von den bösen reinlich zu scheiden vermöchte, so läßt es sich nicht vermeiden, daß dort, wo die bösen kräftig gezügelt und unterdrückt werden, auch so manche gute verkümmern muß. Ebendeshalb sind große wohlthätige Umwälzungen nur bei einem hohen Maße von Freiheit möglich, das notwendigerweise nicht allein der Wahrheit und der Tugend, sondern auch der Thorheit und dem Laster zu statten kommt.

Aber auch in wissenschaftlicher und litterarischer Beziehung war der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts freier und vorurteilsloser als sein Ende. Es mag den frommen Christen mit Schmerz und Zorn erfüllen, daß der Hof der Renaissancepäpste heidnisch geworden war, und daß sich Gotteslästerung und Gottesleugnung ungescheut hervorwagen durften, aber das hohe Maß geistiger Freiheit, das sich darin kund giebt, kann jenem Geschlecht nicht bestritten werden. Zwar war Luther schon hervorgetreten, als Hutten in seinem Briefe an Pirkheimer den berühmten Satz schrieb: „O Jahrhundert, die Wissenschaften blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust, zu leben!“ aber an Luthers Thesen hatte der ritterliche Humanist dabei

nicht gedacht. Gerade damals trat er in den Dienst des Kurfürsten Albrecht von Mainz, des großen Ablaßschacherers. Auch wolle man bedenken, daß Kopernikus, der sein dem Papste Paul III. gewidmetes Werk über die Umwälzungen der Himmelskörper freilich erst kurz vor seinem Tode (1543) herausgab, dessen Ansichten aber doch im Kreise seiner Freunde bekannt waren, unbehelligt blieb, während fünfzig Jahre später Johannes Kepler vor dem orthodoxen Eifer der württembergischen Pastoren in den Schutz des Kaisers flüchten mußte, noch ehe in Rom Galilei verdammt wurde. Und wie wunderlich nimmt sich der Widerstand der Protestanten gegen die gregorianische Kalenderverbesserung aus! Vielleicht darf man Rabelais als den Mann bezeichnen, mit dem 1553 die im Humanistenzeitalter herrschende Freiheit des Wortes zu Grabe getragen wurde. Nicht darin sehen wir die Freiheit, daß er Zoten veröffentlichen durfte, sondern darin, daß ganz Frankreich auf den König, der in diesen Zoten verspottet wurde, mit Fingern zeigte, daß ihn seine derben Satiren auf die Geistlichkeit weder die Gunst seines Bischofs noch die Liebe seiner Gemeinde kosteten, und daß er in den Verfolgungen, die er sich zuzog, Schutz fand beim — Könige und beim Papste.

Und gar die Glaubensfreiheit! Wie elend stand es um die am Ende des großen Jahrhunderts! Die Inquisition, die sich im Lichte des Humanismus kaum mehr hervorgewagt hatte, war zu neuem Leben erwacht und wütete in dem Gebiete jeder der drei Konfessionen gegen die beiden andern. Um 1500 durfte man jede Meinung ungestraft aussprechen, wofern man nur nichts that, was den materiellen Bestand der Hierarchie zu gefährden geeignet schien. Um 1578 wurden in lutherischen Landen fromme gläubige Prediger von Amt und Brot gejagt, wenn sie sich wei-

gerten, die ihnen vorgelegte Zwangsformel zu unterschreiben, und die Pfarrersfrauen lagen dem Ehegemahl mit dem Sprüchlein im Ohr: Schreibt, lieber Herre, schreibt, daß ihr bei der Pfarre bleibt. „Mit byzantinischem Fanatismus und byzantinischer Gedankenarmut — schreibt H. von Treitschke in seinem prachtvollen Essay über die Republik der vereinigten Niederlande — hadern die Theologen über die wie zum Hohne sogenannten Konkordienformeln der Albertiner, über die dogmatischen Schrullen der ernestinischen »Betefürsten,« die Pfaffen der neuen Kirche fluchen einander hinab in die Tiefen der Hölle um der Frage willen, ob die Erbsünde auch in den Leibern der selig Verstorbnen fest hafte bis zum jüngsten Tage.“ Leider wahr! Wenn er aber im Eingange der genannten Abhandlung sagt: „Reiner, herrlicher hat nie eine Umwälzung begonnen, als unsre Kirchenreformation begann. Alles Eigenste und Höchste unsers Wesens war im Aufruhr, der Ernst deutschen Forschermutes und die Wahrhaftigkeit des deutschen Gewissens. Und wie Luthers Werk aus den Tiefen der deutschen Volksseele entsprang, so war es auch die letzte große That, welche die Söhne aller unsrer Stämme zu gemeinsamem Schaffen vereinigte. Deutschland war protestantisch“; und wenn er gleich darauf beklagt, daß die schöpferische Kraft des Luthertums schon in der Mitte des Jahrhunderts versiegt gewesen sei, daß sich die Nation unfähig erwiesen habe, einem Gegner von sehr mäßiger Stärke gegenüber die Selbständigkeit ihres Glaubens und ihres Staates zu beweisen; wenn er über den Teil, der nicht unter das Joch des Katholizismus zurückgeführt wurde, mit schmerzlicher Entrüstung das harte Urteil fällt: „Es ist nicht anders, das Luthertum jener Tage stand nicht nur politisch, sondern auch sittlich tief unter dem verjüngten Katholizismus“ — so giebt das zwar ein

Bild von packender Tragik ab, aber eben die Größe des Gegensatzes zwingt doch zu der kritischen Frage, ob ein so plötzlicher Verfall einer ganzen großen Nation wohl denkbar sei? Was Treitschke von der Reinheit und Herrlichkeit des Anfangs sagt, das gilt ganz gewiß von Luther und einigen ihm verwandten Seelen, aber es gilt nicht von der „deutschen Volksseele,“ wenn damit die Gesamtheit der Seelen der Deutschen gemeint ist. Denn die Deutschen waren zum größten Teile Bauern, Schuster, Schneider, Weber und dergleichen Leute, und die Bauern, Schuster, Schneider, Weber haben, einzeln betrachtet, damals nicht anders ausgesehen wie ihre Standesgenossen von heut, höchstens derber und ungeschlachter, aber gewiß nicht idealer. Nicht jeder Schuster war ein Hans Sachs. Wenn daher auch zu glauben ist, daß jene idealen Anschauungen und Ziele, die Luthern bewegten, auch dem gemeinen Manne nicht ganz fremd blieben, daß auch er einen klaren Verstand, ein sittliches Urteil und ein Gewissen hatte, und daß der Weckruf der Wittenbergischen Nachtigall die edlern Saiten seines Gemüts erklingen ließ, so herrschte doch natürlicherweise bei ihm vor, „was uns alle bändigt, das Gemeine,“ und weniger die christliche Freiheit in Luthers Sinne war es, was ihn begeisterte, als die Freiheit in jenem gröbern Sinne, der im Bauernkriege und bei den Wiedertäufern zu Tage trat. Es ist daher auch gar nicht zu verwundern, daß nach dem Rausche der ersten Begeisterung die Lust der Volksmassen, für ihren Glauben Opfer zu bringen und Heldenthaten zu vollbringen, für gewöhnlich nicht übermäßig groß war — in Zeiten der Verfolgung haben ja nicht bloß einzelne, sondern ganze Gemeinden die Probe des Martyriums bestanden —, und daß sie zu ihren bürgerlichen Geschäften zurückkehrend, die Ausgestaltung ihres neuen Glaubens mit demselben Gleichmut ihren

Predigern überließen, wie die Väter alles Theologische der Hierarchie überlassen hatten, sodaß sich auch in der neuen Kirche das Volk von da ab passiv verhält. Den Theologen aber lag die Gefahr, den christlichen Glauben als ein Übungsobjekt für ihre fachmännische Virtuosität zu behandeln, um so näher, als ihnen das weltliche Regieren, die Vermögensverwaltung, das Bewirtschaften großer Landgüter, das kirchliche Zeremonienwesen und die damit verbundne Kunstpflege abgenommen worden und ihre Thätigkeit auf das Wort, auf Christenlehre und Predigt eingeschränkt worden war.

Auch genügen die bis jetzt vorhandnen Quellennachweisungen noch nicht, um für den Satz, daß um 1525 ganz Deutschland protestantisch gewesen sei, den unumstößlichen Beweis zu liefern. Zwar die Behauptung der katholischen Historiker, daß nur die Fürsten und Landstände aus freien Stücken protestantisch geworden, der gemeine Mann aber von jenen zum Abfall vom alten Glauben gezwungen worden sei, ist entschieden falsch; die lebhaften Sympathien des Volkes für die Reformation und sein Haß gegen die Hierarchie sind zu vielfach bezeugt. Aber man darf nicht vergessen, daß das, was wir heute Protestantismus nennen, um 1525 so wenig vorhanden war wie eine evangelische Landeskirche mit geordneter Verfassung und vorgeschriebnem Gottesdienste. Wahrscheinlich haben die Bauern der Alpenländer zwar die Kraftworte Luthers mit Entzücken gelesen und die Gelegenheit sehr gern ergriffen, ihren faulen und liederlichen Pfaffen eins zu versetzen; auch das reichlichere Schriftwort, die Predigt vom Glauben, der da selig mache ohne die Werke, und das deutsche Kirchenlied werden ihnen gar wohl gefallen haben, aber damit war noch nicht gesagt, daß sie gesonnen gewesen seien, das alte Kirchenwesen in Bausch und

Bogen zu verurteilen und sich mit einem Gottesdienste zufrieden zu geben, wie er bald darauf in Wittenberg eingerichtet wurde, oder gar mit dem spätern Heidelberger. Die Innigkeit, mit der die süddeutschen Bauern heute noch an ihren Kirchengebräuchen hängen, läßt sich doch nicht ausschließlich aus dem von den Habsburgern und Wittelsbachern geübten Zwange erklären. Ist es nun nicht richtig, daß 1525 ganz Deutschland protestantisch gewesen sei, so erscheint die Thatsache, daß bald nach 1550 in Deutschland so wenig echt protestantischer Geist zu spüren ist, nicht mehr so unnatürlich wie in der wirkungsvollen Gegenüberstellung bei Treitschke.

Wenn sich auch jene flammenden geschriebnen Reden, mit denen Luther binnen drei Jahren die alte Kirche in Deutschland über den Haufen warf (die Thesen, der Aufruf an den Kaiser und an den christlichen Adel der deutschen Nation, die Büchlein über die Messe, über die babylonische Gefangenschaft der Kirche und über die Freiheit des Christenmenschen), durch ihren echt biblischen Geist inhaltlich durchaus von den Erzeugnissen des Humanismus unterscheiden, so sind sie doch formell, in Ansehung der darin zu Tage tretenden freien und rücksichtslos kühnen Kritik, als die höchsten Blüten des freien Geistes der Renaissance anzusehen. Indem nun aber diese Thaten Luthers vollends die letzten Fesseln sprengten, die ein von Kraft und Übermut strotzendes Geschlecht vom äußersten bisher noch zurückgehalten hatten, ward nach einem Gesetze, dem alle, auch die edelsten und berechtigtsten Revolutionen unterliegen, eine neue Bindung in andern Formen nötig. Das Große und Einzige an Luther ist nun, daß er, der die alten Fesseln gesprengt hatte, selbst die neuen schmiedete, daß er nach dem Abbruch des alten Gebäudes mit eigner Hand den Neubau aufführte, Sieyes und Napoleon

in einer Person war. Und da fortan nicht allein in den protestantischen, sondern auch in den katholischen Ländern die geistliche und die weltliche Regierungsgewalt in einer Hand vereinigt ward — denn zu ihrer Selbsterhaltung sahen sich die Päpste gezwungen, den katholischen Fürsten ein weitgehendes Aufsichtsrecht über die Landeskirchen einzuräumen —, so hat er die Entstehung des modernen Polizeistaates, der die Wiederkehr der frühern gemütlichen Anarchie fast unmöglich macht, gewaltig gefördert.

Wenn wir demnach den Satz von den befreienden Wirkungen der Reformation in jener gewöhnlichen Fassung, die den katholischen Polemikern ihre Arbeit so ungemein leicht macht, als ungeschichtlich zurückweisen, wollen wir damit keineswegs geleugnet haben, daß diese große Umwälzung wie der menschlichen Kultur im allgemeinen, so auch der Freiheit schließlich doch noch zum Heile gereicht hat. Zunächst war es schon ein großartiges Werk der Befreiung, daß wenigstens die kleinere Hälfte der Christenheit von dem Zwange zu Zeremonien und Leistungen erlöst wurde, die dem männlichen Geiste — wir kommen auf diesen Punkt zurück — durchaus widerstreben, und die zur Folge haben, daß bei den romanischen Völkern die Männer der Mehrzahl nach offne Atheisten sind, während die kirchlich gebliebne Minderzahl alle Thatkraft eingebüßt hat. Gfrörer beantwortet in einem vor seiner Konversion geschriebnen Werke die Frage, wie die Kraftlosigkeit der Habsburger zu erklären sei, mit den Worten: Die jesuitische Erziehung hat dem Adler die Krallen ausgebrochen. In den protestantischen Ländern darf und kann der Mann Christ sein, ohne die Ohrenbeichte abzulegen und ohne vor Menschen, Symbolen und Reliquien auf den Knieen zu rutschen; das ist eine ungeheure Wohlthat, eine wirkliche Befreiung.

Sodann hat sich, nicht zwar aus dem Luthertum und aus dem Calvinismus, aber aus der Spaltung doch schließlich die Glaubensfreiheit ergeben. Nachdem die Ketzerverfolgung mit vordem nie gesehenem Fanatismus zwei Jahrhunderte lang in allen Ländern des alten wie des neuen Glaubens gewütet hatte, mußte jede der drei Konfessionen erschöpft von dem wahnsinnigen Versuche der Ausrottung aller Andersdenkenden Abstand nehmen und sich zur Duldung nicht allein der beiden andern, sondern auch der Spaltungen im eignen Schoß bequemen. Die heutige Glaubensfreiheit steht und fällt, wie jede Freiheit, mit der Vielheit der sie bedrohenden, aber einander gegenseitig in Schach haltenden Mächte; gelänge die Wiedervereinigung der Kirchen, gleichviel auf welcher Grundlage, so wäre es um die Glaubensfreiheit geschehen. Wie die Dinge jetzt liegen, macht in der ganzen zivilisirten Welt — Rußland rechnen wir nicht dazu — die religiöse Spaltung die Wiederkehr von Ketzerverfolgungen im großen Stile unmöglich. Sehr schön, wenn auch nicht durchweg in Übereinstimmung mit unsrer Auffassung, sagt Agénor de Gasparin: Nous, protestants, messieurs, nous déplorons beaucoup trop nos défaites du 16 siècle; nous regrettons beaucoup trop que la Réforme n'ait pas prévalu partout comme religion nationale. Si elle avait prévalu de la sorte, si François I avait suivi l'exemple de Henri VIII, nous aurions assisté à un nouveau triomphe du principe païen sur l'Évangile, la croyance collective et obligatoire aurait supprimé une seconde fois la croyance individuelle et l'Église. Nous aurions eu, non pour un jour mais pour toujours peut-être, un cléricalisme protestant, un formalisme protestant, des persécutions protestantes; l'Europe protestante aurait remplacé l'Europe catholique comme obstacle aux grands progrès sociaux renfermés dans l'Évangile. Grâce aux défaites, nous avons connu

de meilleures destinées. Le protestantisme de la défaite, écrasé en France, poursuivi en Angleterre, réfugié en Suisse, en Prusse, en Hollande, émigré aux États-Unis, nous a conduits aux antipodes du moyen âge, à l'individualisme chrétien, à l'État laïque, à la séparation de l'Église et de l'État. (L'Égalité S. 327.)

Und in dieser Glaubensfreiheit finden die edlern und stärkern Seelen doch auch leichter den Zugang zu jener höchsten und reinsten Freiheit, die Luther eigentlich meinte. Diese Freiheit eines Christenmenschen, der kein Gesetz anerkennt außer dem in seinem Herzen, und der so kühn sein darf, weil er wirklich die Gottheit aufgenommen hat in seinen Willen, diese erhabne sittliche Freiheit, von der bei den lutherischen Pastoren nach Luthers Tode so gar nichts zu spüren ist, war freilich nicht erst durch Luther in die Welt gekommen; hatte sie doch so mancher Klosterbruder in stiller Zelle so gut gekannt wie der große Dante. Aber erst nach der Herstellung jener Glaubensfreiheit, die, wie gesagt, die Spaltung der Kirche in Konfessionen zur Voraussetzung hat, kann sich ihrer der protestantische Privatmann — der Geistliche freilich nicht — erfreuen ohne die Furcht vor Verfolgungen und gehässigen Streitigkeiten.

Wenn es sich um den Einfluß der Reformation auf die politische Befreiung der Völker handelt, so pflegt man allerdings nicht ans Luthertum, sondern an die Konfession der Reformirten und hauptsächlich an den Calvinismus zu denken. Sonderbar, Luther, dessen ganzes Wesen heitere Freiheit atmet, soll die politische Knechtschaft, und der finstere, despotische Calvin soll die politische Freiheit gebracht haben! Des Rätsels Lösung liegt darin, daß in beiden Fällen die Wirkung weniger aus der Glaubenslehre als aus den Verhältnissen der Länder und Völker hervorging, in denen sie zur Herrschaft gelangte. Können wir

demnach auch dem Calvinismus einen Ruhm nicht ungeschmälert zugestehn, den seine Verehrer für ihn beanspruchen, so sind wir doch keineswegs gewillt, seine wirklichen Verdienste zu verkleinern. Namentlich leugnen wir nicht seine großen Verdienste um Wiederherstellung einer bessern Sittenzucht und den vortrefflichen reinen, klaren und starkmütigen Geist, der in einzelnen calvinischen Familien und in ganzen Gemeinden bis auf den heutigen Tag waltet. Ja, nachdem sich die ursprüngliche Härte zum sittlichen Ernst gemildert hat, nachdem auch die Calvinisten aus dem engen Zirkel ihres Dogmas und ihres alttestamentlichen Vorstellungskreises heraus und unbefangen mit allen Richtungen der Zeit in Verbindung getreten sind, nachdem sie notgedrungen gelernt haben, sich mit Andersgläubigen zu vertragen, finden wir unter ihnen selbst so liebenswürdige Erscheinungen, wie den Grafen Agénor de Gasparin und sein oben erwähntes Buch über die Gleichheit. Als seinen echten Jünger würde Calvin diesen demokratischen Grafen kaum anerkennen, denn nicht auf den unerbittlichen ewigen Ratschluß Gottes, sondern auf den freien Willen des Menschen führt Gasparin die furchtbarste und unüberwindlichste Ungleichheit, die der Guten und Bösen zurück. Doch ist diese Abklärung in einzelnen idealen Gestalten nicht dem Calvinismus allein eigen. Wer würde nicht Lutheraner wie den edeln Spener und den Grafen Zinzendorf lieben, oder wie man sie in den norddeutschen Pastorenfamilien und in vielen adlichen und Bürgerhäusern antrifft, wer nicht Katholiken, wie sie Goethe im Kreise der Fürstin Galitzin fand? Damit wollen wir keineswegs das Sprüchlein empfohlen haben: „Christ, Jude, Türk und Hottentott, wir glauben all an einen Gott.“ Vielmehr besteht das Anziehende solcher Idealgestalten gerade in der eigentümlichen

Färbung, die sie von ihrer Konfession empfangen. Wir wollen nur sagen, daß der edle Kern jeder Konfession erst nach Abschwächung ihrer im Streit mit den andern übertrieben hervorgekehrten Eigentümlichkeiten und nur in einzelnen ihrer Vertreter ungetrübt zur Erscheinung kommt.

In dem Schlamm und dem Gewirr der politischen Parteikämpfe ist der Zustand der Ungetrübtheit von vornherein ausgeschlossen. Wir können uns die Untersuchung der politischen Wirkungen des Calvinismus bequem machen, indem wir uns an den schon erwähnten Essay Treitschkes über die Republik der vereinigten Niederlande anlehnen. Treitschke hat darin schon alles gesagt, was wir zu sagen haben, nur daß er gerade das, worauf es uns ankommt, mit seiner feurigen Beredsamkeit sich selbst und seinen Lesern auszureden sucht. Welche beiden calvinistischen Lehren es waren, die dem Freiheitskampfe der Niederländer und ihrem Streben nach Machterweiterung zu Hilfe kamen, dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen. Die eine war die alttestamentliche, daß dem Volke das Recht der Empörung gegen einen „gottlosen" König zustehe. „Die unsittliche Lehre vom leidenden Gehorsam — sagt Treitschke — sog dem Lutheraner das Mark des Willens aus den Knochen." Wie unbarmherzig hat Macaulay um dieser Lehre willen die englische Staatskirche verspottet, die dieses lutherische Element mit dem calvinischen Dogma und einer katholischen Kirchenverfassung und Liturgie zu einem wenig harmonischen, aber für den Adel des Landes sehr vorteilhaften Ganzen zu verschmelzen gewußt hat! Über die calvinistische Ansicht sagt Treitschke: „In dem gereinigten Glauben lag schon der Keim einer neuen menschlichen Staatslehre. Gott hat einen Bund geschlossen mit seinem gläubigen Volke; das Volk unterwirft sich dem Fürsten, solange er selber

diesem Bunde, dem Gesetze, treu bleibt — mit solchen Sätzen begründeten die politischen Denker der Hugenotten das Recht des Widerstandes.“ Und da jeder Einzelne den Geist Gottes zu haben glaubte, so ward jeder gemeine Mann und vollends jeder Prediger zum Propheten, der, ein andrer Samuel, dem Saul seinen Bundbruch vorhielt und den Vertrag kündigte. Daß aber diese alttestamentlichen Gläubigen einen Papisten, der ja in ihren Augen ein Götzendiener war, nicht als König anerkennen konnten, verstand sich für sie von selbst.

Wer nun meint, daß bis dahin in Europa die absolute Monarchie geherrscht und im Staate kein andres Recht als das unumschränkte Königsrecht gegolten habe, der muß allerdings die Calvinisten für die Schöpfer nicht allein der republikanischen Freiheit, sondern auch der konstitutionellen Monarchie ansehen, in der die revolutionäre und anfänglich in phantastische, dem Alten Testament entlehnte Redensarten gekleidete Staatsrechtslehre der Calvinisten, Hugenotten und Puritaner zuguterletzt ihre bleibende Verkörperung gefunden hat. Aber so liegt die Sache nicht. Vielmehr war die Lehre von der Vertragsnatur des Staates das Alte und der Absolutismus das Neue. Auch der entschiedne Protestant Wenzelburger hebt in seiner Geschichte der Niederlande sehr nachdrücklich hervor, daß man bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein in Europa kein unumschränktes Monarchenrecht gekannt, sondern es für ganz selbstverständlich gehalten habe, daß das Volk dem Fürsten von dem Augenblick an nicht mehr zu gehorchen brauche, wo dieser den bei seiner Thronbesteigung eingegangenen Vertrag nicht mehr hält. Ein solcher Vertrag wurde meistens nicht nur stillschweigend, sondern in aller Form abgeschlossen, indem der Fürst eine Wahlkapitulation zu unterschreiben oder zu ge-

loben hatte, daß er die Rechte des Volkes oder der Stände aufrecht erhalten wolle. Eben dieses war den Niederländern ja der Anlaß zum Abfall gewesen, daß ihrer Ansicht nach Philipp II. den Vertrag gebrochen hatte. Nicht die Protestantenverfolgungen, auch das weist Wenzelburger nach, sondern die Eingriffe des Königs in die Rechte, namentlich in die Steuervorrechte der Provinzen hatten das Volk zum Aufruhr getrieben; die Glaubensgerichte spielten dabei nur insofern eine Rolle, als die Einrichtung der Inquisition eben selbst ein unberechtigter Eingriff in die Selbstverwaltung der Provinzen war. Nicht sowohl um den Gegensatz zwischen Protestantismus und Katholizismus also handelte es sich in diesem großen Befreiungskampfe, als um den zwischen dem alten Ständestaat und dem neuen nach unumschränkter Gewalt strebenden Königtum. Der Protestant Jakob II., die lutherischen Fürsten Deutschlands, die skandinavischen Könige, sie standen ganz und gar auf demselben Boden und verfuhren nach denselben Grundsätzen wie Philipp II., Ferdinand II. und der Kardinal Richelieu. Das Ansehen eines Kampfes zwischen Protestantismus und Katholizismus gewann der Unabhängigkeitskrieg erst, als in seinem weitern Verlauf die nördlichen, dem Protestantismus zuneigenden Provinzen die Führung in die Hand bekamen. Dieses protestantische Gepräge hat dem neuen Staate bekanntlich seine südlichen Provinzen gekostet, die nur darum mit den Spaniern Frieden schlossen, weil sie den Protestantismus nicht annehmen mochten.

Um die Lage ganz zu durchschauen, muß man das Verhältnis der Stärke der Konfessionen kennen. Der Protestantismus oder gar erst der reine strenge Calvinismus überwog nicht einmal in den nachher sogenannten Vereinigten Staaten, in der nördlichen Hälfte der Niederlande. Treitschke umgeht die für

seinen Standpunkt heikle Frage, indem er nur sagt, daß durch die rührige Arbeit der Theologen (nach Ausbruch des Aufruhrs!) „die ungeheure Mehrzahl des Volkes von Holland und Zeeland gänzlich dem Protestantismus gewonnen worden sei.“ Aber nicht einmal für die genannten zwei Provinzen trifft der Ausdruck ungeheure Mehrheit zu; es schien nur so, weil der calvinische Teil des Volkes überall der thatkräftigere und zugleich unduldsamere war, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten an sich riß und sich die Mehrheit unterwarf. Wenzelburger berichtet darüber (Band II, S. 807 ff.), Wilhelm von Oranien habe solange auf Gleichberechtigung der beiden Kulte und auf vollständige Gewissens- und Religionsfreiheit gedrungen, als noch die gegründete Aussicht bestand, sämtliche siebzehn Provinzen zu einem unabhängigen Gemeinwesen zu vereinigen. Nachdem aber die Katholiken der Südprovinzen, erbittert durch die Mißhandlungen, denen sie sich ausgesetzt sahen, ihre Sympathien für Spanien unzweideutig kundgegeben hätten, habe er seinen Widerstand gegen die calvinistischen Forderungen aufgegeben. So sei denn im Jahre 1573 zum erstenmale die öffentliche Ausübung der katholischen Religion verboten worden. Holland und Zeeland gingen voran, die andern Provinzen folgten nach. „Johann von Nassau reformirte mit Hilfe seiner Truppen Gelderland und Overyssel, in Friesland und Groningen that später Wilhelm Ludwig dasselbe. Den Katholiken in Groningen wurden kurzweg die Kirchen weggenommen und den Protestanten übergeben, dasselbe war in Nymwegen geschehen, als sich die Stadt 1591 an Moritz übergeben hatte. Auf dem platten Lande wurden die Geistlichen eingeladen, sich von der Wahrheit der neuen Lehre zu überzeugen und dann als Prädikanten an der Spitze ihrer Gemeinden zu bleiben oder im Weige-

rungsfalle ihre Stellen niederzulegen. Aber trotz aller Gewaltmaßregeln war es doch nicht gelungen, den Katholizismus so vollständig zu vertilgen, wie es in katholischen Ländern mit dem Protestantismus geschehen war. [Der verschiedne Erfolg erklärt sich leicht genug; in dem einen Falle wurde eine neue, unbefestigte, in den Glaubensmeinungen vielfach gespaltne Minderheit von der befestigten alten, in sich einigen Mehrheit ausgerottet, im andern Falle machte die neue Minderheit den Versuch, der nur durch ein Wunder hätte gelingen können, die alte, befestigte Mehrheit auszurotten.] Zur Zeit Oldenbarnevelts bilden die Katholiken nach seiner Behauptung noch die Mehrheit, und zwar nicht nur in Gelderland, Friesland, Overyssel, Groningen und Utrecht, sondern selbst in Holland, wo in einer Konferenz von Prädikanten und Deputirten im Jahre 1587 konstatirt wurde, daß nicht der zehnte Teil der Einwohner der Provinz reformirt sei, und später, 1618, gab Oldenbarnevelt dem englischen Gesandten Carleton die Versicherung, daß die Papisten noch immer den reichsten und angesehensten Teil der Bevölkerung bildeten, und daß die Protestanten nicht den dritten Teil der Bewohner ausmachten." Daß sich eine so große Mehrheit einfach unterdrücken ließ, würde unglaublich erscheinen, wenn man nicht wüßte, in einer wie schwierigen Lage sie sich befand. Bei einer großen, von Ideen getragnen Umwälzung fallen natürlicherweise die begabtern Geister, die unruhigern und thatkräftigern Köpfe der Partei der Neuerer zu. So geriet denn, sobald die Protestanten Luft bekamen, die politische Führung überall in ihre Hände, wo sie es nur zu einer irgend beträchtlichen Zahl brachten, und noch dazu hatten sie das unschätzbare Glück, in den Oraniern Staatsmänner und Feldherren ersten Ranges zu gewinnen, die ihrer Religion angehörten.

Den Katholiken blieb unter diesen Umständen nur die Wahl, ob sie sich dem Willen der führenden Minderheit fügen oder die Sache der Unabhängigkeit im Stich lassen und sich den Spaniern unterwerfen wollten. Daß die Katholiken der sieben nördlichen Staaten, abweichend von ihren Glaubensgenossen in den wallonischen und den flandrischen Provinzen, das zweite Übel für das größere ansahen, läßt sich wohl aus der nüchternen Natur des Stammes erklären, derzufolge bei ihnen die Anhänglichkeit an den katholischen Gottesdienst weniger lebhaft sein mochte. Vielleicht auch gab der Umstand den Ausschlag, daß die materiellen Interessen des neuen Staates je länger desto mehr in Gegensatz traten nicht allein zu den Interessen Spaniens, sondern auch des unter seinen Szepter zurückkehrenden Flanderns.

Wir sind weit entfernt davon, den holländischen Calvinisten aus ihrer Rücksichtslosigkeit einen Vorwurf machen zu wollen. Einer Kirche gegenüber, die Scheiterhaufen und Folter als unentbehrliche Heilsmittel handhabte, wäre zarte Rücksicht übel angebracht gewesen. Die holländischen Calvinisten übten nur Wiedervergeltung und wehrten sich ihrer Haut; in so gewaltthätiger Zeit ist der Angriff die einzig mögliche Form der Verteidigung; und außerdem waren sie Vollstrecker eines Gottesgerichtes. Aber wenn die Duldung, die sie dem Privatgottesdienste der Katholiken gewährten, sogar von Wenzelburger als Ausfluß des freiern Geistes des Calvinismus gepriesen wird, so vergißt er doch allzuschnell, was er selbst darüber gesagt hat. Der Calvinismus an sich kennt nur die starre Unduldsamkeit; er ist so wenig gesonnen, „Amalek" und sonstiges Heidenvolk zu verschonen, wie es die grimmen Leviten des Alten Testaments waren, die er sich zum Vorbild erwählt hatte. Aber es wäre geradezu Wahnsinn gewesen,

über das Verbot des öffentlichen Gottesdienstes hinauszugehen und mitten im Kriege mit einer katholischen Macht durch Eindringen in die Häuser, durch Unterdrückung des katholischen Privatgottesdienstes und des privaten Meinungsaustausches die katholische Mehrheit zur Verzweiflung zu treiben.

Daß es eine protestantische oder wenigstens eine von Protestanten geführte Bevölkerung war, der die Verteidigung der alten Volksfreiheit gegen die neue Fürstentyrannei zufiel, und daß dieser Fürst Katholik war, erscheint zwar, wenn man nur auf die Personen sieht, als Zufall, im Zusammenhange der Weltbegebenheiten jedoch allerdings als höhere Fügung. Denn nicht allein die leidenschaftliche Schwärmerei der Calvinisten für alttestamentliche Vorbilder war es, was ihnen in diesem Kampfe die Energie des Fanatismus einflößte, sondern gerade und vor allem auch ihr Grunddogma: die Prädestination. „Die furchtbare Lehre von der Vorherbestimmung — schreibt Treitschke — unterscheidet nicht hoch und niedrig, nicht die Starken und die Schwachen im Geist. Wer auserwählt ist durch Gottes Gnade, schreitet sicher durch das Leben wie ein Gaul, dem die Augen geblendet sind, denn «welche der Herr berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht.» Dieses Glaubens voll hatten die Bürger von Haarlem und von Leyden auf ihren Wällen gefochten. Er empfing auf niederländischem Boden durch die Dordrechter Synode seine feste dogmatische Gestaltung, er bewahrte unleugbar am treusten die ursprünglichen Gedanken der Reformation — jene erhabnen Lehren des Augustin, von denen einst Luther ausging — und durchdrang hier das gesamte Volksleben so übermächtig, daß auch die Katholiken sich ihm nicht entziehen konnten, auch Jansenius und die Utrechter «altrömische» Gemeinde an augustinischen Ideen sich begeisterten.

Jener alttestamentarische Zug, der überall den strengen Calvinismus bezeichnet, war den gottseligen Domines der niederländischen Gomaristen so scharf aufgeprägt, daß sie oft von der Kanzel herab die Holländer als den neuen Stamm Juda, die Kinder Abrahams als die nächsten Glaubensverwandten der rechtgläubigen Protestanten priesen. Solche Gefühle erwidernd hielt die Judenschaft Mann für Mann zu der oranischen Partei." Diese war es nämlich, die, gestützt auf das fanatisirte gemeine Volk, die Lehre von der Vorherbestimmung in ihrer ganzen Härte aufrecht erhielt, während die Staatenpartei, die dem monarchischen Zuge der Oranier widerstrebte und die Selbständigkeit der Provinzen aufrecht erhalten wollte, aus aufgeklärten duldsamen Aristokraten bestand, die der mildern Lehre des Arminius zuneigten. Bekanntlich hat der ausgezeichnete Staatsmann Oldenbarnevelt, obwohl seine unsterblichen Verdienste um die Republik von niemand bestritten werden konnten, seine tolerante Gesinnung und seinen Kampf für die Selbständigkeit der Staaten auf dem Blutgerüste gebüßt.

Wie sehr mußte ein Völkchen, das mit der Zweifellosigkeit eines blinden Gauls — wir dürfen auch sagen eines wütenden Stiers — gerade auf sein Ziel losging, an Thatkraft jenem Philipp II. überlegen sein, den Wenzelburger ganz richtig als einen gewissenhaften, pedantischen Narren schildert, und der auch bei den dringendsten Angelegenheiten Wochen brauchte, um einen Entschluß zu fassen! Besonders, da die nimmer wankende Selbstgewißheit und Unbeugsamkeit des Willens von einem diplomatischen Verstande unterstützt wurde, der in Europa nicht seinesgleichen hatte und erst später in Richelieu einen ebenbürtigen Nebenbuhler fand. Wo jenem mit der göttlichen Allmacht sich eins wissenden Willen der

kluge Berater bei der Auswahl der Mittel fehlte, da führte auch das calvinische Gottvertrauen nicht immer zu einem guten Ende. Aus der calvinischen Lehre schöpfte Elisabeth, die Tochter Jakobs II., die Zuversicht, mit der sie ihren leichtfertigen Gemahl, den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, in seinem überkühnen Vorhaben bestärkte: Weil Gott alles dirigire, so antwortete sie ihm, und sonder Zweifel auch dieses also geschickt habe, so stelle sie ihm anheim, ob er die Krone anzunehmen ratsam befinde, auf welchen Fall sie dann bereit sei, dem göttlichen Rufe zu folgen und dabei zu leiden, was Gott verordnen werde, ja auch auf den Notfall ihre Kleinodien und was sie sonsten in der Welt habe „aufzusetzen." Das Leiden kannte sie freilich bloß vom Hörensagen; zunächst gedachte sie in Prag noch lustiger zu leben, als wie sie in Heidelberg gelebt hatte.

Man weiß, wie kläglich das stolze Bewußtsein, von Gott berufen zu sein, in diesem Falle zu Schanden wurde, wo Großes unternommen ward mit unzulänglichen und namentlich mit unzulänglichen sittlichen Kräften. Wir stimmen deshalb auch Treitschke nicht bei, wenn er die volle Schale seines Zornes ausgießt über die faulen und feigen lutherischen Fürsten, die, anstatt sich der kühnen calvinischen Aktionspartei anzuschließen, ruhig daheim geblieben wären, und von denen einige sogar das Haus Habsburg unterstützt hätten. Wir wollen auf die staatsrechtliche Seite der Sache und auf das Gewissen weiter kein Gewicht legen; erleuchteten und vorurteilslosen Männern mag es ja als eine große Dummheit erscheinen, daß es der Kurfürst von Sachsen für eine Sünde hielt, sich mit Ausländern gegen Ferdinand zu verbünden, der soeben einstimmig — sogar Friedrich von der Pfalz hatte ihm merkwürdigerweise seine Stimme gegeben — zum Kaiser erwählt worden war; das Wort

„reichstreu“ bedeutet eben verschiednen Leuten verschiednes. Aber bei der Abwägung der Streitkräfte und der moralischen Kräfte haben sich die vorsichtigen und frommen Lutheraner ganz und gar nicht dumm bewiesen. Sie haben vollkommen richtig vorausgesehen und — wie mehrere Urkunden beweisen — vorausgesagt, daß, wenn man nach der Absicht der Calvinisten geradezu auf die Vernichtung des Hauses Habsburg ausgehe, dieses Haus sich zu einem Verzweiflungskampf um seine Existenz aufraffen und alle seine bisher unbenützt liegenden Hilfsmittel zusammenraffen werde, wo es dann den Evangelischen, selbst wenn sie sich alle verbündeten, übel ergehen könne. Besonders interessant ist das Gutachten eines „vornehmen Korrespondenzrats,“ d. h. eines Rates eines der Mitglieder der calvinistischen Union, über das Bündnis mit den Generalstaaten vom Jahre 1614. (Aus der „Holländischen Bundtsverwandtnus,“ einer im Jahre 1624 gedruckten Urkundensammlung, mitgeteilt von Onno Klopp in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges.) Dieser Korrespondenzrat warnt ganz entschieden vor einem zu engen Anschluß an die Generalstaaten. Deren Hilfe und der Schrecken ihres Namens seien ja gegen die Papisten ganz gut zu gebrauchen, aber ins Reich herein dürfe man sie auf keinen Fall lassen. Denn was sie einmal in den Händen hätten, das ließen sie um keinen Preis wieder fahren, und gelänge es ihnen, sich katholischer Gebiete in Deutschland zu bemächtigen, so würden sie deren Hilfsmittel dann zur Unterjochung der Evangelischen benützen. Sodann duldeten sie überall, wo sie herrschten, keine andre Staatsverfassung als die demokratische. Damit kämen sie den Regungen der hanseatischen Bürgerschaften entgegen, die ebenfalls eine Universaldemokratie anstrebten. Und gerate die demokratische Bewegung einmal in Fluß, dann werde sich in Deutsch-

land gewiß auch das hart bedrängte Landvolk erheben. Wenn die Evangelischen in Deutschland die Sache nur recht angriffen, so würden sich mit der Zeit wohl noch Mittel finden, auch ohne Hilfe des Auslands „die Papisten auszureuten.“ Ein plötzlicher Ansturm im Bunde mit den Niederlanden aber sei höchst gefährlich. „Letzlich stehe ich gar hart an und besorg, daß wir etwa nicht die Rechnung ohne den Wirt gemacht, daß wir Korrespondirende [so nannten sich bekanntlich die Mitglieder der Union] vermeinen, die Papisten und Pfaffen zu vertilgen, und sollte solches uns selbst ebensobald widerfahren. Denn wenn wir die Ursachen sine affectu in Wahrheit erwägen wollen, müssen wir bekennen, daß das Papsttum und Pfaffentum ältere Stiftungen als unsre Kirchen haben und lange vor uns gewesen, und daß, wo sie ihre Kräfte konjungiren wollen, sie uns in allem übertreffen.“

Das Ergebnis unsrer Untersuchung ist demnach folgendes. Die niederländische Freiheit ist weiter nichts als die ständische Freiheit des Mittelalters, die mit Erfolg gegen den aufkommenden modernen Großstaat verteidigt wurde. Indem aber der Großstaat in diesem Falle ein katholischer war, und indem es Protestanten waren, die fast allein in ganz Europa die alte Freiheit zu behaupten vermochten, indem endlich ihr eigentümlicher calvinischer Glaube ihre Widerstandskraft und Angriffslust nicht wenig stärkte, hat dieser Befreiungskampf in den Augen der Beobachter das Gepräge eines Religionskrieges angenommen, und ist der Calvinismus, dessen Geburtsstätte ja übrigens ein republikanisches Gemeinwesen war, zu dem Ruhme gelangt, der Schöpfer der politischen Freiheit geworden zu sein. Um ihm völlig gerecht zu werden, wollen wir noch hervorheben, daß er mehr demokratischen Zug in die alte ständische

Freiheit brachte, indem beim kirchlichen Umsturz überall bewaffnete Haufen des gemeinen Volkes die ausschlaggebende Rolle spielten, und der Glaube oder die Einbildung unmittelbarer göttlicher Erleuchtung und Berufung gerade in den Ungebildetsten am stärksten wirkte. Natürlich dauerte das nicht gar lange; schließlich behauptete auch in Holland der Reichtum wieder sein politisches Vorrecht. Wenn die Generalstaaten schon in jener ersten und unduldsamsten Zeit des herrschenden Territorialkirchentums im bescheidnen Maße Duldung übten und Glaubensfreiheit gestatteten, so machten sie nur, wie wir gesehen haben, aus der Not eine Tugend. Wie wenig die Duldung im Wesen des Calvinismus liegt, das würde, auch wenn man Calvin und Beza nicht kennte, schon das Blut Oldenbarnevelts zur Genüge bezeugen.

Ähnlich verhält sichs mit dem beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwunge der Niederlande. Er beruhte nicht auf der Religion, sondern, wie Wenzelburger unbefangen anerkennt, auf derselben Grundlage, auf der in der katholischen Zeit die flandrischen Städte reich und mächtig geworden waren, nämlich auf der Freiheit, oder wenn man lieber will, der Anarchie. Diese entfesselte alle in den findigen Köpfen, in den ehrgeizigen und habsüchtigen Herzen der kleinen Nation vorhandnen Kräfte und gab ihr ein ungeheures Übergewicht über die plumpen Großstaaten, deren Kräfte durch das damals aufkommende Bevormundungssystem gelähmt wurden. Indem nun das bis dahin blühende Flandern durch die Rückkehr unter die spanische Herrschaft derselben Lähmung verfiel, blieb der Vorteil der wirtschaftlichen Freiheit den Nordprovinzen allein. Treitschke freilich möchte auch hier alles aus dem religiösen Gegensatze erklären. „Die ungeheure Überlegenheit protestantischer Geistesfreiheit — schreibt er — tritt uns vor die Augen, sobald wir den finstern

Druck der venetianischen Inquisition, den grundsätzlich zu sinnlicher Schlaffheit erzognen Pöbel der Lagunenstadt neben die kühne Presse, das trotzige Bürgertum des nordischen Venedig stellen.“ Um gerecht zu sein, muß man dem aufstrebenden Amsterdam doch nicht das sinkende, sondern das blühende Venedig gegenüberstellen. Das wirtschaftliche Übergewicht Hollands hat nicht viel länger als zweihundert Jahre gedauert, die Blüte des katholischen Flanderns mindestens ebenso lange, Venedig aber ist beinahe tausend Jahre lang die Königin der Meere gewesen. Als in Venedig das goldne Buch, das Verzeichnis der herrschenden Familien geschlossen und die übrige Bürgerschaft ihrer politischen Rechte beraubt wurde, hatte die Stadt schon fünfhundert Jahre lang geblüht, und die demokratische Verfassung war durch den Besitz ganzer Königreiche unmöglich geworden. Die niederländische Republik ist gar nicht so alt geworden, daß sie vor die Frage gestellt worden wäre, ob sie um der Volksfreiheit willen ihre Macht preisgeben oder sich zur Annahme einer aristokratischen oder streng monarchischen Verfassung bequemen wolle. Ihre Preßfreiheit verdankte sie, wie wiederum Wenzelburger anerkennt, der Teilung in sieben auf dem Gebiete der Verwaltung von einander unabhängige Miniaturstaaten: was in dem einen verboten wurde, das ward ein paar Meilen davon im andern gedruckt. Was aber die venetianische Inquisition anlangt, so vergißt Treitschke, daß eben damals Venedig in einen erbitterten Kampf mit dem Papste verwickelt, und daß der Freigeist Paolo Sarpi, dieser leidenschaftliche Gegner der Hierarchie, als Staatskonsultor die Seele seiner Regierung war. Der Papst hatte über Venedig nicht viel mehr Macht als über die Niederlande; es muß also doch wohl in der Natur des Volkes liegen, daß der Versuch, die Venetianer protestantisch zu

machen, fehlschlug. Im Jahre 1611 berichtete der Hugenott Asselineau an Duplessis Mornay: „Das Evangelium ist hier zwei Jahre lang so rein gepredigt worden, wie es an irgend einem Ort zu Anfang hat geschehen können; allein anstatt die Unwissenden aufzuklären, hat es sie in ihrer Unwissenheit noch mehr befestigt, weil sie sich nichts anders denken können als das Gewöhnliche. Die Mehrzahl der klarer blickenden dagegen, indem sie dem Aberglauben völlig entsagten, sind in reinen Atheismus verfallen. Der kürzeste Weg, das Evangelium hier zu pflanzen, ist ohne Zweifel der Krieg, von welcher Seite immer er komme.“

Unbeteiligt war bei der Wendung, die von da ab die katholischen Nationen in wirtschaftlicher Beziehung abwärts, die protestantischen aufwärts führte, der religiöse Gegensatz keineswegs; aber die Art des Einflusses der Religion ist für ein echt christliches Gemüt auf dieser Seite nicht minder unerfreulich wie auf jener. In den katholischen Staaten wurde die im römischen Sinne wiederhergestellte Religiosität beim Volke mit den Zwangsmitteln des absoluten Staates durchgesetzt. Die Gewohnheiten des Fastens, Beichtens, Betens und vielfacher Andachtsübungen, mit denen es die Masse früher leicht genommen hatte, wurden von jetzt ab der Jugend anerzogen, und durch fleißige Unterweisung, die großenteils in den Händen der Jesuiten lag, wurden die Gemüter in immerwährender Furcht vor der Hölle erhalten und die Blicke beständig aufs Jenseits gelenkt. Auch eine strenge Sittenzucht ward eingeführt — die Praxis, den Geist der Kritik durch Begünstigung der Liederlichkeit zu ersticken, blieb einer spätern Periode der habsburgischen und bourbonischen Staatskunst vorbehalten —; versuchte doch in Baiern die Polizei sogar die „unzüchtigen“ Kniehosen auszurotten. So

wurde das Volk bigott, ängstlich, mutlos, feig und durch die vielen das werktägliche Schaffen unterbrechenden Andachtsübungen hie und da auch faul, jedenfalls aber zum Konkurrenzkampf unfähig gemacht.

Fiel das zuletzt erwähnte Hemmnis schon überhaupt bei allen Protestanten weg, so erwies sich den Calvinisten noch ganz besonders ihr eigentümlicher Glaubenssatz förderlich für den Konkurrenzkampf. Hölle und Teufel schreckten sie nicht, schüchterten sie nicht ein, weil sie ja beides überwunden zu haben glaubten und sich mit unerschütterlicher Gewißheit für Auserwählte hielten, denen die ewige Seligkeit sicher und durch keine That oder — Schandthat zu gefährden sei. Mit einem Wort: sie verzichteten — nach Treitschkes Darstellung wenigstens — im Erwerbsleben gänzlich auf den hinderlichen Luxus eines Gewissens. Man lese bei ihm nach, mit welcher von keinem christlichen oder heidnischen Volke keiner Zeit erreichten Rücksichtslosigkeit, Skrupellosigkeit und „jesuitischen" Hinterlist sie im Handel, bei der Eroberung, Beherrschung und Ausbeutung ihrer Kolonien verfuhren; welche Gewaltthaten und Ungerechtigkeiten sie verübten, wie sie nie auch nur einen Augenblick Anstand nahmen, um eines Handelsgewinns willen sogar ihren Glauben zu verleugnen. „Der Handel muß frei sein, überall, bis in die Hölle — so lautet ein oft wiederholter kaufmännischer Kernspruch jener Tage —, wenn Mynheer Satan gute Rimessen giebt, so soll er pünktlich bedient werden." Sein Endurteil über die holländische Handelspolitik spricht Treitschke in den Worten aus: „Für uns die Freiheit, gegen andre das Monopol — das ist der wahre Sinn jener mit Freiheitsphrasen prunkenden Politik, deren Gleißnerei uns noch mehr empören würde, wenn nicht, wie die Welt lag, das Monopol der Holländer un=

leugbar der gesamten europäischen Gesittung Gewinn gebracht hätte."

Wir denken nicht daran, behaupten zu wollen, daß die Holländer jener Zeit gottlose, ruchlose und gewissenlose Leute gewesen wären. Daheim wandelten sie fein christlich und ehrbar; der Ruhm ihrer bis auf den heutigen Tag vortrefflichen, von Diakonen geleiteten Armenpflege und ihres trauten Familienlebens, dem das tägliche gemeinsame Gebet nicht fehlt, soll ihnen nicht bestritten noch verkümmert werden. Allein das Verdienst dieser Vorzüge ist doch nicht allzuhoch anzuschlagen. Es ist nicht übermäßig schwierig, die Armen im Lande zu versorgen, wenn man draußen fabelhafte Reichtümer zusammengerafft hat,*) und auch die gute bürgerliche und Familienordnung läßt sich leicht aufrecht erhalten in einem kleinen Lande, dessen jungen Leuten und unruhigen Köpfen ein zehn- oder zwanzigmal so großes Kolonialreich und das Weltmeer mit seinen Häfen zum Austoben Raum darbieten.

Übrigens hatte diese Ordnung nichts puritanisches an sich, und das Joch der Sittenzucht war nicht übermäßig schwer. Calvin dürfte zu dem Lobe, das Treitschke dem echt reformirten Geiste der Niederländer spendet, den Kopf schütteln; in den trinkenden, rauchenden, feilschenden, kartenspielenden, tanzenden, raufenden, Weiber umarmenden Bauern, Matrosen und Krämern der niederländischen Maler würde er

*) Jetzt kommt auch noch die Quellenforschung und zerstört die hergebrachte Meinung von dem holländischen Volkswohlstande: Millionäre habe es schon im siebzehnten Jahrhundert genug gegeben, aber das ganze Land habe von Bettlern gewimmelt, „die man vergeblich durch harte Strafen zu schrecken hoffte." Beiträge zur wirtschaftlichen Entwicklungsgeschichte der vereinigten Niederlande im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert von Dr. Otto Pringsheim (Band X der von Schmoller herausgegebenen Staats- und Sozialwissenschaftlichen Forschungen), S. 61.

sein Ideal eines christlichen Volkes schwerlich wiedererkannt haben. Bei der ungeheuern Menge und großen Übereinstimmung der niederländischen Genrebilder ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sie wirklich das Volksleben naturgetreu abspiegeln. Die niederländische Malerei und demnach auch das Volksleben, das sie wiederspiegelt, ist offenbar weder katholisch noch protestantisch — wo sollte denn in den betrunknen Bauern Ostades (der freilich von Geburt ein Lübecker war) das Protestantische, und in denen Teniers das Katholische stecken? — sondern niederländisch; hier wie dort dasselbe tüchtige, aber auch derbe, rohe und lustige Volk, das sich vergnügt, wie sich noch heute die Bauern, Handwerksgesellen, Fabrikarbeiter und Matrosen in katholischen und protestantischen Landen vergnügen, soweit es ihnen die Polizei gestattet. Wenn die flandrische Schule des Rubens und van Dyck durch den Katholizismus mit Italien in Verbindung bleibt und den Schönheitssinn noch pflegt, der selbst die Bauern Teniers mit einem idealistischen Hauche einigermaßen veredelt, so finden wir darin nichts schlimmes. Daß die derb realistische und gemütliche Auffassung biblischer Stoffe bei Rembrandt und seinen Schülern ihre Bilder fürs Leben wirksamer machen mochte als der idealisirende Stil, dem die Flandrer ein wenig treu blieben, wollen wir zugeben. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß die Zahl der religiösen Bilder sehr viel kleiner ist, als die der übermütigen Genrebilder, daß demnach, wie wir schließen dürfen, die Religion in diesem lustigen Kriegs- und Geschäftsleben nur eine bescheidne Rolle spielte. Sie erhob die edlern Gemüter und schützte die Massen vor dem Versinken in grobes Heidentum; das war ihre Wirkung dort wie in allen christlichen Ländern auch der andern Konfessionen. Wo, wie in dem Genf Calvins, in dem Schottland des

John Knox und in den Ländern der Habsburger, die Staatsgewalt eine äußerlich hervortretende Religiosität ganz allgemein beim ganzen Volke erzwang, da ward entweder sein Lebensmut gebrochen, oder es ward zur Heuchelei erzogen, oder wo der Druck nur kürzere Zeit dauerte, da schlug nach dessen Aufhören die Kopfhängerei sofort wieder in Ausgelassenheit um.

Fünfzehntes Kapitel

Die Teilung des christlichen Erbes

Die populären und größtenteils auch die wissenschaftlichen Darsteller konfessioneller Dinge sind bis auf den heutigen Tag der angestammten Sitte treu geblieben, die eigne Konfession weiß und die der Gegner schwarz zu malen, falls aber Widerspruch erfolgt, schneeweiß und kohlschwarz aufzutragen. Dem Philosophen steht es von vornherein fest, daß beide Parteien sowohl Recht als Unrecht haben müssen, aber er wird nicht so kindisch sein, zu glauben, daß man die Wahrheit erhalte, wenn man schwarz und weiß zu grau vermische. Ausgehend vielmehr von der Überzeugung, daß so gewaltige und langlebige Körperschaften, wie es Konfessionen sind, weder der ideellen noch der geschichtlichen Berechtigung entbehren können, wird er die Stellung beider in der Entwicklung des Menschengeschlechts anzugeben versuchen: die Kräfte und Verhältnisse, deren Erzeugnisse sie sind, die verschiednen Aufgaben, die ihnen die Vorsehung gestellt hat, die Dienste, die beide dem Menschengeschlecht auf seiner mühseligen irdischen Pilgerschaft leisten. Unter den Geschichtschreibern kenne ich nur einen, der sich dieser Aufgabe mit heiligem Ernst und philosophischem Scharfblick unter-

zogen hat: Karl Adolf Menzel, der denn auch, wie sichs gebührt, von beiden Parteien wie die Pest gemieden wird. Eine Zeit lang wurde er in katholischen Kreisen eifrig gelesen; aber nachdem die freiere Richtung des deutschen Katholizismus unterdrückt worden ist, darf er auch dort nicht mehr gekannt noch genannt werden. Der Philosoph kann und darf keinen andern Standpunkt einnehmen als Menzel. Von diesem Standpunkt aus haben wir an einem einzelnen Gegenstande, der politischen und der Gedankenfreiheit, zu zeigen versucht, wie die Vorwürfe, die die Konfessionen einander gegenseitig machen, größtenteils dadurch hinfällig werden, daß die wohlthätigen wie die verderblichen Erscheinungen, um die es sich handelt, gar nicht aus den verschiednen Glaubenslehren und Kircheneinrichtungen entsprungen, sondern die Wirkungen andrer Ursachen sind. Jetzt wollen wir zu zeigen versuchen, daß es falsch ist, die eingetretne Spaltung, wie auch viele Protestanten thun, als ein Unglück zu beklagen; gerade die Spaltung war notwendig, notwendiger als die Reformation selbst.

Eine Reformation ohne Spaltung ließe sich recht gut denken; sie würde auch wohl zu stande gekommen sein, wenn sie den Bedürfnissen der Völker entsprochen und demnach in dem Plane der Vorsehung gelegen hätte. Warum sollten sich nicht im Süden so gut wie im Norden Fürsten und Adliche in dem Gedanken zusammengefunden haben, die Kirchengüter einzuziehen und aus den Kirchenfürsten besoldete Superintendenten zu machen? Warum sollte die Priesterehe nicht ebensogut im Westen durchgesetzt werden können, wie sie es längst schon im Osten war, selbst bei den Uniten, die den Papst anerkennen und von ihm anerkannt werden? Was hätte die Italiener, die schon zwei Jahrhunderte früher den Kirchenbann

verspottet und seit tausend Jahren unzähligemale ihre Päpste verjagt, mißhandelt, verstümmelt, umgebracht hatten, was hätte sie abhalten sollen, eine Anzahl von Kirchengebräuchen als abergläubisch, heidnisch oder wenigstens unpassend zu verwerfen, wenn es ihnen so beliebt hätte? Es beliebte ihnen eben nicht, und darum geschah es nicht. Unter einem Bauernvolke, dem ein vom Tischler rot und grün angestrichner Truhendeckel besser gefällt als eine Madonna von Raphael, hatte es keine Schwierigkeiten, das alttestamentliche Gebot durchzusetzen: Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, es anzubeten. Die Romanen hingegen können und wollen ohne geschnitzte und gemalte Bilder nicht leben; sie können und wollen von einer Anbetung und Verehrung des Göttlichen nichts wissen, wenn ihnen nicht gestattet wird, sich die zu verehrenden Personen oder Gegenstände bildlich vor Augen zu stellen und an solchen bildlichen Darstellungen ihre Schöpferkraft zu versuchen. Ja sie wollen noch mehr: wie sie denn im allgemeinen schon fleischgewordne Plastik sind und beim Sprechen durch Geberde und Körperhaltung auszudrücken pflegen, was sie meinen und empfinden, so wollen sie auch die äußern und innern Ereignisse des religiösen Lebens in dramatischer Form dargestellt sehen und womöglich selbst dabei mitwirken. In welchem Grade die sinnliche Vorstellung ein unaustilgbares Lebenselement der Religion des Romanen ist, daran mag folgende Anekdote erinnern. Der Kanonikus Alonso Cano zu Granada (um 1600) war ein bedeutender Maler und fromm in der Art seiner Nation. Sprach ihn ein Bettler an, und er hatte kein Geld bei sich, so ging er in den nächsten Laden, bat um Feder und Papier, zeichnete einen Kopf, eine Figur oder ein Stück Architektur darauf und setzte den Preis samt seiner Namensunterschrift darunter.

Das gab er dem Bettler, der ohne Mühe einen Käufer fand. Auf dem Sterbebette erschreckte er seine Umgebung ein wenig durch zwei charakteristische Handlungen: er wies den Beistand seines Pfarrers zurück, weil dieser bekehrten Juden, gegen die Cano eine unüberwindliche Abneigung hegte, die Kommunion gespendet hatte; und er stieß das Kruzifix zurück, das man ihm darreichte, weil das Bild des Gekreuzigten eine schlechte Pfuscharbeit war. „Quält mich nicht mit dem Dinge da — sagte er —, sondern gebt mir ein einfaches Kreuz ohne Bild, damit ich den Heiland anbeten kann, wie er ist, und wie ich mir ihn vorstelle.“ Es ist leicht einzusehen, daß eine religiöse Liebe, die sich in sichtbaren Gestalten auszudrücken gewohnt ist, nicht mit der gleichen Vollkommenheit „in Tönen denken“ kann, während umgekehrt, wo der lebhafte Formensinn fehlt, das Gemüt seine Bewegung in Tönen ausströmen muß. So kommt es, daß die Kirchenmusik in Italien keinen religiösen Charakter trägt, sondern nur eine weltliche Zuthat zur kirchlichen Feier ist, während die deutschen, und zwar sowohl protestantische wie katholische Komponisten, den absolut vollkommnen musikalischen Ausdruck für alle religiösen Stimmungen und Empfindungen gefunden haben. Der gregorianische Gesang stammt aus einer Zeit, wo die heutige italienische Nationalität noch gar nicht vorhanden war, und Palestrina bestätigt nur als Ausnahme die Regel; wird doch von seinen Kompositionen in Deutschland weit öfter Gebrauch gemacht als in Italien.

Berücksichtigen wir nun noch die klimatischen und Ansiedlungsverhältnisse, so werden wir uns vollends überzeugen, daß der Ausdruck der religiösen Ideen im Süden ganz anders ausfallen mußte als im Norden und hier wie da gar keine andre Gestalt annehmen konnte, als die er in Wirklichkeit ange-

nommen hat. Vergleichen wir die Straßen von Neapel oder Sevilla mit der Stube des verschneiten und einsamen norwegischen Bauernhauses in der ewig langen Winternacht. Den Bewohnern des letzten bleibt gar keine andre Art der Erbauung übrig, als sich um die Lampe herum zu setzen, zuzuhören, wie der Hausvater aus der Bibel oder aus der Postille vorliest, und dann zum Schluß ein frommes Lied anzustimmen. Lesen müssen sie schon, um nicht vor Langerweile zu verzweifeln. Annähernd so verhält es sich doch auch schon in Deutschland auf dem Lande. Eine sechsundachtzigjährige arme Frau, die in ihrem elenden verfallenden Hüttchen mutterseelenallein wohnte und im Winter manchmal wochenlang keinen Menschen zu Gesicht bekam, fragte ich einmal, ob ihr die Zeit nicht lang würde. „I nee — sagte sie —; do bat ich a wing, und do sing ich a wing, und do is der holbe Taag rim.“ Die Frau war katholisch, aber man sieht, sie hätte sich allenfalls ganz ohne Gottesdienst behelfen können. Dagegen würde dem Neapolitaner die Zumutung, Gott anzubeten und den religiösen Empfindungen seines Herzens Ausdruck zu verleihen ohne Bilder, ohne die dramatischen Darstellungen des katholischen Kultus in großen prachtvollen Hallen, ohne Aufzüge und Tänze in freier Luft, ohne flatternde bunte Fahnen unter dem blauen Himmel, ohne das Glitzern von Flittergold und Glassteinen im Sonnenlicht einfach unverständlich sein. Und Lesen im geschloßnen Zimmer! Welcher Mensch mit gesunden Sinnen hielte das dort lange aus, wenn er nicht etwa lahm wäre! Eine Predigt anzuhören aber hat man nur dann Geduld, wenn sie mit zugkräftigen Geschichtlein gewürzt und durch ein unserm Geschmack nach unpassendes Beiwerk von symbolischen Handlungen und Geberden zum Schauspiel gemacht oder in eine solche Disputation aufgelöst wird, wie sie jedermann aus

Goethes Beschreibung kennt. Nun verhält es sich aber mit den gesellschaftlichen wie mit den Einzelorganismen: andre Lebensweise fordert andre innere Einrichtungen, einen andern Körperbau, andre Struktur. Das religiöse Drama erfordert, wenn es nicht unter freiem Himmel aufgeführt wird, einen Prachtbau, der gemeinsamen Lesung genügt das Familienzimmer, der Predigt ein schmuckloser Saal. Der Mann, der dem lieben Gott im Kirchenpalast die Honneurs macht, muß ein vornehmer Herr in Prunkgewändern, ein Kirchenfürst sein; im Bet- und Predigtsaal thuts schon ein bürgerlicher Mann im schlichten schwarzen Rock. Soll das Heilswerk nach seinen geschichtlichen Bestandteilen und psychologischen Wirkungen in Bild und Handlung äußerlich vorgeführt werden, so gehört dazu eine Fülle von Zeremonien; dem nordischen Bibelleser genügt die Vergegenwärtigung im Schriftwort und in der stillen Betrachtung. Die kunstvolle Kirchenverfassung und der kunstvolle Bau des Kultus erfordern zu ihrer wissenschaftlichen Rechtfertigung ein nicht minder kunstvolles Dogmengebäude; dem frommen Schriftleser genügt die Erfahrung des eignen Herzens zum Beweise dafür, daß Gottes Wort, so weit er es versteht, Wahrheit spricht; und was er davon nicht versteht, das läßt er, als ihn nicht angehend, beiseite liegen, ohne darüber zu grübeln.

Die Notwendigkeit der Spaltung war also mit der Ausprägung der Volkscharaktere gegeben. Aber da diese Notwendigkeit sogar heute nur von wenigen erkannt und zugestanden wird, so war vor vierhundert Jahren erst recht nicht daran zu denken, daß sie erkannt, und daß demgemäß eine freiwillige Trennung beschlossen worden wäre, abgesehen davon, daß Kirchen noch weniger als Staaten zu den Einrichtungen gehören, die nach einem vorbedachten Plane durch einen Gesellschaftsvertrag gegründet werden können. Viel-

mehr ergab sich die Trennung als unvorhergesehene und ganz unbeabsichtigte Wirkung einer Reformbewegung, die viel bescheidner und anspruchsloser begonnen hatte, als hundert Jahre früher die großartige und geräuschvolle Staatsaktion der Reformkonzilien. Der erste Urheber und Hauptträger jener Bewegung aber war, ohne es jemals im Leben geahnt zu haben, die Verkörperung der nach eigentümlicher Gestaltung ringenden religiösen Volksseele der Nordländer, und nicht bloßer Zufall, sondern der richtige Ausdruck des innern Zusammenhangs der Dinge war es, daß er von der Rechtfertigungslehre ausging, die zum „Materialprinzip" des Protestantismus erhoben, hundert Jahre lang wütend umstritten, dann in ihr Gegenteil verkehrt ward, und von der heute niemand mehr etwas wissen mag. „Die kirchliche Praxis — sagt H. Schmidt in der Realencyklopädie von Herzog und Plitt (Band 12, S. 572) sehr schön — und die die letztere rechtfertigende scholastische Theorie war zu einem System ausgewachsen, das ohne Frage mit dem pharisäischen eine auffallende Ähnlichkeit hatte, zartere Gewissen mit der Menge von Einzelaufgaben, von deren Erfüllung die Heilsgewißheit abhängen sollte, ebenso unerträglich belastend als den oberflächlichen in der kirchlichen Heilsgarantie ein Ruhepolster gewährend." Hier fiel also das nationale Bedürfnis der Deutschen, denen es nicht sowohl darum zu thun ist, das Höchste und Wichtigste äußerlich dargestellt zu sehen, als es im innersten Gemüte zu erfassen, mit dem allgemeinen kirchlichen Reformbedürfnis zusammen, da doch auch die Südländer über der prächtigen Schale den Kern nicht ganz vergessen sollen. Man braucht nur die herrlichen Thesen zu lesen — wie viele Protestanten kennen wohl ihren Wortlaut? —, um zu sehen, wie vollkommen es Luther gleich beim ersten Griff gelungen war, den

Kern zu erfassen; namentlich in der 1., 2., 43. und 44. These: „Da unser Meister und Herr Jesus Christus spricht, thuet Buße u. s. w., will er, daß das ganze Leben seiner Gläubigen auf Erden eine stete oder unaufhörliche Buße sein soll. Und kan noch mag solch Wort nicht vom Sakrament der Buße, d. i. von der Beicht und Genugthuung, so durch der Priester Amt geübt wird, verstanden werden. Man soll die Christen lehren, daß es des Bapsts Gemüt und Meinung nicht sei, daß Ablaß lösen irgend einem Werk der Barmherzigkeit mit ichts sollte zu vergleichen sein. Man soll die Christen lehren, daß wer dem Armen giebt oder leihet dem Dürftigen, besser thut, denn daß er Ablaß lösete."

Mit der gerechten Entrüstung über einen groben Unfug verband sich die Erinnerung an Erfahrungen des eignen innern Lebens, Luthern zu einer Umformung der kirchlichen Rechtfertigungslehre einzuladen. Es ist bekannt, daß seine Auffassung aus schweren Seelenkämpfen hervorging. „Begierig und tief — sagt Köstlin in der Encyklopädie (Band 9, S. 39) — erfaßte er den Zuspruch eines einfachen alten klösterlichen Lehrmeisters, der ihn auf den Artikel von der Sündenvergebung verwies und ihm gebot, hierauf zu hoffen. Die beste und fruchtbarste Belehrung empfing er vom Ordensvikar Johann von Staupitz, der ihm ein vertrauter und väterlicher Freund wurde." Welcher Art war diese Belehrung? Daß es Köstlin in seiner fürs Volk geschriebnen Biographie Luthers nicht sagen mochte, wird man gern entschuldigen, aber daß er es in einem wissenschaftlichen Werke verschweigt, ist unbegreiflich, weil gerade dieser Trost in Verbindung mit zahlreichen bei Köstlin ebenfalls fehlenden Aussprüchen Luthers den Schlüssel zu seiner Rechtfertigungslehre bildet. Luther selbst erzählt die Sache (Werke bei Walch XXII, S. 553

und Briefe bei De Wette V, S. 680). „Als ich ihm [Staupitzen] einst schrieb: o meine Sünde, Sünde, Sünde (was eine Zeile aus dem Meßkanon ist), erhielt ich zur Antwort: Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung aller rechten Sünden, als die Eltern morden, öffentlich lästern, Gott verachten, die Ehe brechen u. s. w., das sind rechte Sünden. Du mußt ein Register haben, darin solche Sünden stehen, wenn Christus dir helfen soll, nicht mit solchem Humpelwerk und Puppensünden umgehen.“ Diese Worte hat sich Luther zum Leitstern erkoren. Demnach war ihm von da ab Moses mit seinem ewigen „Du sollst nicht!“ im Buche und im Gewissen „aller Henker Meister“, und der gerade Gegensatz zu dem freundlichen und tröstlichen Evangelium von der Sündenvergebung, ein Wegbereiter für Christus aber nur insofern, als er die Menschen so lange zur Verzweiflung treibt, bis sie bei Christus den Trost der Sündenvergebung suchen.

Man sieht, Luther mit seiner Rechtfertigungslehre und die Jesuiten mit ihrer Moralkasuistik verfolgen ganz denselben Zweck. Beide wollen dem Menschen aus der Verzweiflung heraushelfen, in die ihn seine Unfähigkeit, dem heiligen Gesetze Gottes zu genügen, gestürzt hat. Die Jesuiten versuchen es mit einer kaufmännischen Buchführung, indem sie bei jeder einzelnen Sünde genau zu ermitteln suchen, wieviel davon auf die Rechnung von allerlei Umständen kommt, für die der Sünder nichts kann, und wieviel dieser an guten Absichten aufzuweisen hat, die noch einen Teil des auf seine Rechnung zu setzenden Schuldkontos tilgen, sodaß von diesem nur noch eine Kleinigkeit übrig bleibt, die durch einige Wochen Fegefeuer zu tilgen wäre, wenn nicht zahlreiche Ablässe auch dieser Pein überhöben. Ist der Beichtvater geschickt

und gefällig, so versteht er wohl auch noch ein Guthaben für den reuigen Büßer herauszurechnen. Luther dagegen meint es etwa folgendermaßen: „Du hast mich, lieber Gott, so gemacht, wie ich bin, und falls Adam an meiner Beschaffenheit schuld ist, so hast du eben diesen gemacht, wie er war. Ein Hundsfott, der mehr thut, als er kann, und was ich kann, das bleibt eben ein gutes Teil hinter dem zurück, was du in der Schrift forderst. Meine Sache ist es nicht, den Widerspruch aufzuheben zwischen deinem Wort und deinem Werk, sondern das ist deine Sache. Du hast es denn auch, wie wir zu unsrer Freude im Evangelium lesen, durch Christus wirklich gethan. Ich verstehe dein Thun nicht, aber ich vertraue dir. Nimm mich also hin, wie ich bin, wie du mich geschaffen hast, wie du mich zuerst durch Adam, dann durch Christum hast werden lassen. Mache nun mit mir, was du willst, was dabei herauskommen wird, kann nur gut sein." Diese Worte finden sich nirgends bei Luther, aber wir hoffen mit ihnen seine Meinung getroffen zu haben.*) Man erkennt in dieser Ansicht

*) Man vergleiche außer vielen andern Stellen die im elften Bande der Ausgabe seiner Werke von Walch S. 12: „Fragst du aber, wie muß man es denn anfangen, fromm zu werden, oder was muß man thun, daß Gott in uns anfange? Antwort: Ey hörst du nicht, daß kein thun, kein anfangen in dir ist, fromm zu werden, so wenig als auch zunehmen und vollenden in dir ist. Gottes allein ist, anfangen, fördern und vollenden. Alles, was du anfängst, ist Sünde und bleibt Sünde, es gleisse, wie hübsch es wolle, du kannst nichts denn sündigen, thu, wie du willst." Gerade die am meisten charakteristischen Aussprüche Luthers, die hierher gehören würden, sind zu derb für die zarten Ohren des heutigen Geschlechts, so namentlich einige, die sich an folgenden Stellen finden: Ausgabe von Walch V, 822. VIII, 88. und 878. XI, 349, XIII, 1480. Jenaer Ausgabe II, 478. Op. lat. Jen. III. 853 b. Ep. a Joh. Aurifabro coll. I, 4 und 545 b. Ich entnehme diese Zitate Döllingers Werken über die Reformation und Möhlers Symbolik. Zwar stehen diese beiden Werke nicht eben im besten Geruche bei den Protestanten, aber falsche oder ungenaue Angaben sind ihnen noch niemals vorgeworfen worden. Auch habe ich

schon deutlich die Brücke, die zu der heutigen philosophischen führt, die den Begriff der Sünde durch den der naturnotwendigen Unvollkommenheit verdrängt hat. Zu untersuchen, ob und wie weit dabei noch die persönliche Verantwortung bestehen könne, ist hier nicht der Ort. Aber jedenfalls entspricht die offenherzige, kühne Auffassung Luthers dem deutschen Volkscharakter und den berechtigten Ansprüchen des männlichen Geistes besser als die klug ausgediftelte Schachermethode der Jesuiten, die den Schwung des Geistes lähmt und alle Unbefangenheit raubt, indem sie dazu anleitet, das Gute wie das Böse mit kalter, vorsichtiger Berechnung zu thun. Auch ist die lutherische Ansicht, gesunden Naturen wenigstens, bei weitem nicht so gefährlich, wie sie furchtsamen, mütterlich besorgten Tugendhütern erscheint. Der gute

---

genug in Luthers Werken gelesen, um mir von seiner Denkungsart einen annähernd richtigen Begriff machen zu können. Nicht Fälschungen macht Baur in seiner Gegenschrift („Die Gegensätze des Katholizismus und Protestantismus," Tübingen, 1834) Möhlern zum Vorwurf, sondern nur, daß er seine Darstellung der protestantischen Kirchenlehre auf die Herzensergießungen der Reformatoren gründet, während sie ganz allein auf die symbolischen Schriften der evangelischen Kirche gegründet werden müßte. Uns ist es hier nicht um die Darstellung des protestantischen Lehrbegriffs, sondern gerade um die persönliche Meinung Luthers zu thun. Baur eignet sich, a. a. O. S. 14, den Ausspruch Winers an: „Überhaupt ruht die evangelische Kirche gar nicht auf der Persönlichkeit der Reformatoren, sondern auf der erkannten und festgehaltnen biblischen Wahrheit;" darüber freilich, was biblische Wahrheit sei, wird bis auf den heutigen Tag ergebnislos gestritten. Wenn ich übrigens einige Zitate aus Döllinger benutze, um Luthers Meinung über einen bestimmten Punkt kennen zu lernen, so bin ich doch weit entfernt davon, das Bild Luthers, das Döllingers ganze Zitatenfülle ergiebt, für ein Porträt zu halten. Ich habe genug in Luthers Schriften gelesen, um zu wissen, wie einseitig und parteiisch Döllinger in seinem großen Werke verfahren ist. Freilich machen sichs die protestantischen Geschichtschreiber ebenso bequem; unterschlagen Döllinger und Janßen den einen halben Luther, so unterschlagen sie den andern halben. Ich kenne nur zwei Historiker, die bei der Darstellung Luthers ehrlich verfahren sind: K. A. Menzel und Hase.

Mensch, der sich in seinem dunkeln Drange des rechten Weges wohl bewußt ist, wird sich, wenn er nur nicht von guten Vorbildern verlassen lebt, aus allen Irrgängen immer wieder in den rechten Weg hineinfinden und bei edler Gesinnung schließlich ein tüchtiger, nützlich wirkender Mensch werden, falls nicht, was allerdings infolge unsrer heutigen Strafpraxis häufig geschieht, gleich die erste jugendliche Unbesonnenheit dazu benutzt wird, ihn in den Pfuhl des professionellen Verbrechertums, dieser schlimmsten Errungenschaft der modernen Kultur, hineinzustoßen, aus dem es keinen Rückweg giebt.

Aber was der unbefangne Sinn einer gesunden, starken und kühnen Menschennatur gut zu machen begonnen hatte, das verdarb die Theologie. Wider Erwarten und Willen zum Kirchenstifter geworden, durfte sich Luther nicht darauf beschränken, durch das Beispiel seiner eignen Seelenerfahrung den gesunden Menschenverstand und das edle Gemüt seiner Landsleute auf sich selbst zu stellen; er mußte eine Ansicht, die für starke, unabhängige und gesunde Geister die beste, für schwache, der Leitung bedürftige, jedem äußern Anstoß nachgebende wenig brauchbar und unter Umständen sehr gefährlich ist, in Formeln gießen, in Lehrbüchern breittreten, für Katechismen zurechtmachen, gegen Angreifer verteidigen. Die Fassung der neuen Rechtfertigungslehre, die die alte paulinische sein sollte — wer versteht die? —, fiel so unglücklich wie möglich aus, und in der Hitze des Streites wurde an dem Vorhange gezerrt, der die tiefsten göttlichen Geheimnisse verbirgt, und hinter dem für uns, so lange wir im sterblichen Fleische wandeln, das Grausen und der Wahnsinn lauern. In dem Streite wider Erasmus, der die Willensfreiheit verteidigte, fiel das schreckliche Wort, hinter dem geoffenbarten Gotteswillen, der die Bekehrung und

das Leben des Sünders fordere, stecke ein andrer, verborgner, der von Ewigkeit beschlossen habe, einen Teil der Menschen böse werden und der ewigen Verdammnis verfallen zu lassen, und diese Nachtseite der tröstlichen Rechtfertigungslehre war es dann, die Calvin mit Vorliebe ausbildete.

Konstantin Rößler hat 1876, durch den Kulturkampf veranlaßt, ein Buch herausgegeben,*) dessen Auffassung kirchenpolitischer Fragen zwar von den Ereignissen überholt und dessen unmittelbarer Zweck nicht erreicht worden ist, dem aber ein reicher Schatz tiefsinniger Betrachtungen und treffender Bemerkungen bleibenden Wert verleiht. Darin beklagt er (S. 237), daß der heutige Gebildete — vom Volke ist gar keine Rede —, ganz verloren in die Außenwelt, das Verständnis für solche Dinge völlig verloren habe, und fährt dann fort: „Wie steht es aber mit der Theologie? Wie viel [evangelische] Theologen verstehen wohl den Unterschied des Protestantismus und des Katholizismus in seiner Wurzel? Wie viel Theologen sind wohl imstande, die Bedeutung der Lehre vom rechtfertigenden Glauben anzugeben, so anzugeben, daß sie die kirchlich typischen Ausdrücke in die entsprechende geistige Sprache einer andern Vorstellungswelt übersetzen?“ Darauf könnte man zunächst erwidern, und Katholiken würden nicht ermangeln es zu thun, daß eine Lehre, die nicht einmal von den Theologen der eignen Kirche verstanden wird, keinen Pfifferling wert sei, und daß es nicht der Mühe lohne, sie zu studiren oder darüber zu streiten. Man könnte ferner einwenden, daß sich die Kirche das Übersetzen ihrer typischen Ausdrücke in die geistige Sprache einer andern Vorstellungswelt entschieden verbitten müsse.

---

*) Das Deusche Reich und die kirchliche Frage. Leipzig, Fr. W. Grunow.

Christus und Paulus haben so oft und so entschieden wie möglich erklärt, daß das Evangelium nicht für die Schriftgelehrten und Weltweisen, sondern für die Armen und Einfältigen bestimmt sei, und wenn die Kirche von dieser Richtschnur (die streng innezuhalten freilich dem Apostel Paulus selber nicht immer gelungen ist) abweichen wollte, so wäre sie nicht mehr die Kirche Christi und Pauli. Ihre Lehre solle daher nicht ein Typus, eine hergebrachte oder vereinbarte Redeweise sein, in die der Gelehrte etwas andres hineinzulegen berechtigt wäre, als was der Ungelehrte darunter versteht, sondern sie wolle schlicht und wörtlich verstanden sein. Aber sehen wir nach, wie es sich mit dem beklagten Mangel an Verständnis verhält.

Die protestantische Rechtfertigungslehre an sich ist ganz leicht verständlich, und namentlich der ganz klare Heidelberger Katechismus läßt nicht den geringsten Zweifel übrig, wie sie gemeint sei. Frage 60 lautet: „Wie bist du gerecht für Gott? Antwort: Allein durch den wahren Glauben an Jesum Christum, also, daß, ob mich schon mein Gewissen anklagt, daß ich wider alle Gebote Gottes schwerlich gesündigt und derselben keins nie gehalten habe, auch noch immerdar zu allem Bösen geneigt bin, doch Gott ohne all mein Verdienst, aus lauter Gnaden, mir die vollkommene Genugthuung, Gerechtigkeit und Heiligkeit Christi schenkt und zurechnet, als hätte ich nie keine Sünde begangen noch gehabt, und selbst allen den Gehorsam vollbracht, den Christus für mich hat geleistet, wenn ich allein solche Wohlthaten mit gläubigem Herzen annehme." Nachdem dann noch auseinandergesetzt worden ist, daß wirklich nur der Glaube gerecht mache, unsre guten Werke aber weder die Gerechtigkeit noch ein Stück davon ausmachen, noch uns irgend welches Verdienst erwerben können, lautet die Frage 64: „Macht aber diese Lehre nicht sorglose und verruchte

Leute? Antwort: Nein, denn es ist unmöglich, daß die, so Christo durch den wahren Glauben sind eingepflanzt, nicht Frucht der Dankbarkeit sollen bringen."

Diese Antwort auf Frage 64 wurde nun durch die tägliche Erfahrung aufs schlagendste widerlegt. Die Rechtfertigungslehre machte in der That überall „sorglose und verruchte Leute." Zwar dürfte es auch den Katholiken schwer werden, durch den Augenschein die Wahrheit ihrer Rechtfertigungslehre zu erweisen, wonach mit dem Glauben zugleich auch die Liebe eingegossen und der Mensch nicht bloß für gerecht erklärt und von Gott angesehen, sondern wirklich gerecht gemacht wird, sodaß sich seine Gottes- und Nächstenliebe in guten Werken bethätigt, zumal wenn man auf die vielen sieht, die nicht bloß einmal in der Taufe, sondern vom dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre ab im Bußsakrament alljährlich mindestens einmal „gerechtfertigt" werden. Allein die daran geknüpfte Lehre, daß bei dem zu den Jahren der Unterscheidung gelangten Menschen die Rechtfertigung nicht ohne alles Zuthun des Menschen zu stande komme, und daß die Mitwirkung mit der Gnade, wie sie beim Rechtfertigungswerke nötig sei, so auch nachher erfordert werde, um das errungne Heil zu sichern und die erworbne Gerechtigkeit und Heiligkeit von Stufe zu Stufe zu vervollkommnen, fordert doch zu sittlichen Anstrengungen auf, die dort, wo die Seelsorge richtig gehandhabt wird, auch nirgends ganz ausbleiben. Es braucht nicht weitläufig erklärt zu werden, daß die protestantische Rechtfertigungslehre keinen derartigen Antrieb enthält, sondern das gerade Gegenteil. Sie mußte umso verhängnisvoller wirken, als Luther nicht müde wurde, die Unfreiheit des Willens und die Unwiderstehlichkeit der Naturtriebe zu predigen, und blinde Eiferer wie Amsdorf zu der tollen Behauptung fortschritten, gute Werke schadeten dem

Seelenheile des Menschen. Die Zeugnisse protestantischer Zeitgenossen, die Döllinger in seinen drei dicken Bänden zusammengetragen hat, ergeben wirklich ein recht düsteres Bild. Wahrscheinlich sind die Klagen Luthers und seiner Freunde über die eingerißne Sittenverderbnis sehr übertrieben; die grausame Enttäuschung, die sie erlitten, mochte sie zum schwarzsehenden Unmut verleiten. Luther war fest überzeugt gewesen, daß sich die Frucht der guten Werke von selbst einstellen müsse, sobald die Wurzel des Glaubens ins Herz gesenkt sei; er war höchlich erstaunt darüber, daß die Leute durch das Evangelium nicht besser, sondern schlimmer zu werden schienen, und er hat niemals begreifen können, woher das komme. Den auf der Hand liegenden Grund übersehend, suchte er die Ursache bald im Teufel bald in einem unerforschlichen Ratschluß Gottes. Er klagte, das Papsttum mit seinen Einrichtungen sei für den großen Haufen geeigneter gewesen als das Evangelium; zum mindesten, meinte er, müßte der Bann wieder aufgerichtet werden. So kam er denn dahin, die weltlichen Obrigkeiten anzurufen, daß sie die in die Brüche gegangne christliche Zucht wieder herstellten, und in dem Maße, als diese dem Rufe folgten, was bei manchen nicht vor Ablauf des siebzehnten Jahrhunderts geschah, ist es denn auch besser geworden, und zwar zum Teil besser als in den katholischen Ländern; und so ward denn leider offenbar, daß der Büttel eine stärkere sittliche Macht sei, als der „allein rechtfertigende“ Glaube.

Diese beschämende Thatsache wollen die evangelischen Theologen um keinen Preis eingestehen, und um sie und noch so manches andre Unbequeme zu verbergen, haben sich manche von ihnen eine Sprache angewöhnt, die das gerade Gegenteil von der offnen, ehrlichen, kühnen, stets unzweideutigen Sprache Luthers ist und nicht selten an den Gallimathias erinnert, den

Rabelais die Pariser Advokaten im Glockenprozeß reden läßt. Da darf man sich dann freilich nicht wundern, daß die Rechtfertigungslehre, so vorgetragen, „Metaphysik" ist, in dem Sinne, den der französische Spötter dem Worte beilegt, und daß sie niemand versteht. Als kleine Probe geben wir aus der oben schon angeführten Abhandlung über die Rechtfertigung (Realencyklopädie Band 12, S. 575) einen Satz, der noch lange nicht zu den schlimmsten gehört. „Als die größte Schwierigkeit freilich empfand die lutherische Dogmatik doch immer die Aufgabe, die von dem subjektiven ethischen Faktor unabhängige Heilsgewißheit festzuhalten, ohne doch die Bedingtheit der Teilnahme an der Reichsvollendung durch die sittliche Erneuerung zu kompromittiren." Das heißt auf Deutsch: Wie man die Menschen dahin bringen könne, ihre eigne sittliche Kraft anzustrengen, nachdem man ihnen den Satz eingeprägt hat, daß sie ohne ihr Zuthun durch Gottes Gnade allein selig werden und daß ihnen ihr eignes Thun rein gar nichts nütze, das haben die lutherischen Theologen bis heute noch nicht herausgekriegt. Ein andres, was unbedingt verschleiert werden soll, ist dieses, daß positiv gläubige Theologen und Pastoren, wenn sie der Sache auf den Grund gehen, dort gewöhnlich die altkirchliche Rechtfertigungslehre finden, wie denn sogar Hengstenberg „trotz seiner orthodoxen Tendenz unleugbar in das tridentinische Fahrwasser zurücklenkte" (Schmidt a. a. O.). Und in der That, wer überhaupt an die Erlösung im paulinischen Sinne glaubt und zugleich der Meinung ist, das Geheimnis der göttlichen Gnadenwirkung könne entschleiert und die Heilswirkung auf dem Wege der Seelenanatomie für das Auge des Beobachters bloßgelegt werden, dem wird jene Beschreibung des Zusammenwirkens von Gnade und Menschenwillen, von Glaube, Hoffnung und Liebe,

die das tridentinische Konzil und der Römische Katechismus geben, besser als jede andre gefallen und vollständig genügen. Im Sinne dieser Erklärungen haben sich denn auch die Theologen beider Parteien in den Religionsgesprächen, und zwar schon gleich bei jenem ersten, das zu Augsburg nach Verlesung der Konfession und der Konfutation veranstaltet wurde, sehr leicht zusammengefunden, wie auch die Träger und Pfleger späterer Unionsbestrebungen. Aber diese theoretischen Einigungen blieben ohne alle Wirkung. Die Rechtfertigungslehre hatte den von der Vorsehung gewollten Erfolg gehabt; überall war sie begierig aufgegriffen und leicht verstanden worden. Fast ebenso viel wie das Wettern gegen Papst, Pfaffen und Menschensatzungen und das Wort von der Freiheit hatte sie dazu beigetragen, Luthern und seinem Werk die Herzen im Fluge zu erobern. Den Volksmassen, die den leichtern Weg zum Himmel kennen gelernt hatten, fiel es nicht ein, auf den schwerern zurückzukehren und dazu auch noch das Joch tausendfältiger kirchlicher Satzungen wieder auf sich zu nehmen. Auch hatte die Vernichtung der kirchlichen Jurisdiktion die Machtvollkommenheit der protestantischen Fürsten so bedeutend vermehrt, daß diese von Wiederherstellung des alten Kirchentums nichts wissen mochten. In Augsburg waren es Luther und der kursächsische Kanzler Brück, die beizeiten den Riegel vorschoben; dieser im richtig verstandnen Interesse der Fürsten, jener, ohne auf den gelehrten Disput einzugehen, mit richtigem Instinkt aus der Volksseele heraus Einspruch erhebend. „Ich höre — schrieb Luther an Spalatin —, ihr habt ein wunderbarlich Werk angefangen, den Papst und Luthern zu vertragen; aber der Papst will nicht, und Luther bittet dafür. Seht nur zu, daß ihr eure Mühe und Arbeit nicht umsonst verspielet. Wo ihr aber, wider ihrer beiden Willen, die Sache ver-

richtet, so will ich bald eurem Exempel nachfolgen und Christum mit Belial auch vertragen.“ Nicht an der Rechtfertigungslehre, sondern an den Fragen der Priesterehe und des Laienkelches scheiterten die Verhandlungen zuguterletzt. Sehr gut sagt K. A. Menzel bei dieser Gelegenheit: „Mehrere Geschichtschreiber haben geglaubt, wenn die Theologen diese Meinungsverschiedenheiten zu heben willens oder vermögens gewesen wären, würde das große Werk der Aussöhnung vollbracht gewesen und eine Partei der andern in die Arme gesunken sein. Aber es galt hier nicht einzelne Vorstellungen, sondern diese letzten Streitpunkte bildeten nur den verkürzten Ausdruck eines innern großen Gegensatzes, der seit Jahrhunderten die herrschende Kirche bedroht, der in Luthers Lehren seinen Körper gefunden hatte und nun, nachdem er in diesem länger als ein Jahrzehnt hindurch ein kräftiges Leben behauptet hatte, auch äußerlich durch die Verkettung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse aufrecht erhalten ward.“ Als dann die Rechtfertigungslehre ihre Bedeutung verloren hatte, vom Volke vergessen war und nur noch im Katechismus und in den gelehrten Büchern der Theologen ein schattenhaftes Dasein führte, war es neben dem Interesse der Fürsten und dem scharf ausgeprägten Unterschiede der kirchlichen Lebensformen der Haß der Protestanten gegen den Papst, was alle Vermittlungsbestrebungen wohlmeinender Theoretiker vereitelte. Luther hatte bei der Abreise aus Schmalkalden den dortigen Freunden zugerufen: Gott erfülle euch mit Haß gegen den Papst! Dieser sein Segenswunsch ist in Erfüllung gegangen. Weit dauerhafter als die sola fides hat sich dieses Erbstück Luthers erwiesen; es ist auch jenen Protestanten geblieben, die im übrigen „seines Geistes keinen Hauch“ verspüren, die nicht einmal seine Worte kennen und entweder gar keine

Rechtfertigung brauchen oder nur die durch Liebe und gute Werke gelten lassen.

Was ist nun bei dieser Erbteilung jedem zugefallen? Die Katholiken behaupten, sie hätten das Ganze behalten. Ist das richtig? Allerdings haben sie neben der Bibel und den Sakramenten auch eine Menge nützlicher Einrichtungen behalten, die sich im Laufe der Zeit gebildet haben (keineswegs alle, denn von Konzilien im altkirchlichen Sinne, von der altkirchlichen Bußanstalt, den davon wieder ganz verschiednen halbkirchlichen Sendgerichten der Karolingerzeit und so manchem andern ist keine Spur mehr vorhanden), außerdem ihr scholastisches Lehrgebäude, ihre gewaltige Hierarchie, in manchen Ländern einen Teil ihres weltlichen Reichtums und den ganzen im Laufe der Jahrhunderte angesammelten Wust teils sinnvoller teils abgeschmackter und abergläubischer Gebräuche, d. h. also neben dem Christlichen viel Zweifelhaftes und entschieden Unchristliches. Aber ein Stück, ein sehr wichtiges und wesentliches Stück hat die katholische Kirche verloren: den protestantischen Geist. Nicht den Geist überhaupt, denn wie könnte eine solche Weltmacht vierhundert Jahre lang leben ohne Geist! Auch nicht den christlichen Geist, denn Glaube, Hoffnung und Liebe beseelen viele ihre Glieder, aber den protestantischen Geist, den Geist der freien Prüfung und unerschrocknen Kritik, der sich in den Urteilen Christi über das jüdische Gesetz, in seinen Strafpredigten gegen die Schriftgelehrten und Pharisäer, gegen die Mächtigen seines Volkes äußert, sowie in der Geringschätzung äußerlicher Ordnungen, überkommener Gebräuche und menschlicher Satzungen, die wir bei Paulus finden, und in dem Rat, den dieser Mann des Geistes allen ohne Unterschied giebt: Prüfet alles, was gut ist behaltet! Denn das ist ja wohl der Sinn, den heutzutage jedermann den zu-

fällig entstandnen Worten Protestant und Protestantismus beilegt. Um zu sehen, welchen Begriff die protestantische Theologie damit verbinde, befragte ich die „Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche“ von Herzog und Plitt, erhielt aber leider keine Antwort, denn dieses achtzehnbändige Werk enthält so wenig einen Artikel „Protestant“ oder „Protestantismus“ wie einen Artikel „Reformation.“ So bleibe ich denn auf meine eigne einfältige Weisheit angewiesen. Und die sagt mir, daß der Protestantismus in der Kirche dasselbe sei, was im Staate die Opposition, der umwälzende, Stockung und Versteinerung verhütende, reinigende, aber auch zersetzende und auflösende Widerspruchsgeist. Aus diesem seinem Wesen folgt nun, daß ihn zwar keine Kirche entbehren kann, daß er aber das gerade Gegenteil des kirchlichen, des einigenden, erbauenden und bindenden Geistes ist, weshalb man von jedem Protestanten sagen kann: soweit er Protestant ist, sei er nicht Glied der oder irgend einer evangelischen Kirche, und soweit er Glied einer Kirche ist, sei er kein Protestant. Luther selbst war dem Papste gegenüber Protestant, in seiner eignen neuen Kirche aber ein unfehlbarer Papst, der keinen Widerspruch duldete. Seine Protestanten wiederum waren die „Schwarmgeister,“ denen er nicht das geringste Zugeständnis machte, und deren „heiligen Geist,“ auf den sie sich beriefen, er „über die Schnauze hieb.“ Dieser Geist nun also, der in den neuen Kirchen das Übergewicht bekam, weil es Luthers kleinen Nachfolgern zwar nicht am guten Willen gebrach, den Papst zu spielen, aber an der Kraft, ist der katholischen Kirche abhanden gekommen. Bis auf Luther hatte sie ihn besessen. Niemals hatte es ihr bis dahin an Priestern, Mönchen, Nonnen, Königen, Gelehrten, Dichtern gefehlt, die unerschrocken und offen des Rügeamts walteten. Verbrannt wurden

doch nur solche „Häretiker,“ die ganz unmittelbar entweder den Grundlagen der Hierarchie oder gar den Grundlehren des Christentums zu Leibe gingen; dagegen dachte niemand daran, einen Bernard von Clairvaux, eine Hildegard, einen Dante für Ketzer zu erklären. Bei der großen Umwälzung des sechzehnten Jahrhunderts aber fuhr der Oppositionsgeist aus dem alten Gebäude heraus und richtete sich daneben ein neues oder vielmehr eine Menge neuer, leicht beweglicher und wandelbarer Hütten ein; das alte Gemäuer aber ward von denen, die drin blieben, streng in seinem eignen Stile vollends ausgebaut und gegen jede Neuerung verwahrt. Erst seit dem Tridentinischen Konzil ist die katholische Kirche engherzig, unbeweglich und unveränderlich geworden, was sie früher nicht war. Und damit nicht nur für die Zukunft jeder Widerspruch gegen die kirchlichen Obern abgeschnitten, sondern auch jede Kritik der Obern früherer Zeiten unmöglich gemacht und so den gefährlichen Folgerungen, die aus deren Worten und Thaten gezogen werden könnten, vorgebeugt werde, hat sich in unsern Tagen der Papst für unfehlbar erklären lassen und hat den in Frankreich, Deutschland und Italien neuerdings erwachten kritischen Geist der Katholiken, so gut dieser es auch mit der Kirche meinen mochte, schonungslos totgetreten. Nach dieser vollständigen Austreibung des kritischen Geistes würden nun sogar Glaube, Hoffnung und Liebe den katholischen Kirchenleib nicht länger am Leben zu erhalten vermögen, wenn ihm nicht der ausgetriebne Protestantismus den Dienst erwiese, ihn unaufhörlich zu bekämpfen, solchergestalt zur Handhabung des geistigen Schwertes, zur Abstellung gar zu arger Mißbräuche und zu sittlichen Anstrengungen zu zwingen, sodaß also die Opposition von innen durch die von außen ersetzt wird. Gleichzeitig erweist die weltliche Macht

allerorten den Katholiken den Gefallen, ihnen reichlich Gelegenheit zu bieten, daß sie den auch der einzelnen Persönlichkeit für ihre Kraftentwicklung und Charakterbildung unentbehrlichen Oppositionsgeist, der der Kirche gegenüber „kusch" machen muß, auf den Staat loslassen können.

Die beiden neuen Konfessionen haben also zuvörderst den protestantischen Geist geerbt, und zwar in solcher Fülle, daß dadurch der Kirchengeist zuguterletzt in eine arge Bedrängnis geraten ist, aus der er sich bis heute nicht hat herausfinden können. Sodann dürfen sie beide das Verdienst beanspruchen, der Gemeinde wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben, wodurch einerseits einer Forderung des germanischen Geistes genügt, andrerseits die apostolische Kirchenverfassung wenigstens einigermaßen wiederhergestellt wird. Nicht daß der katholischen Kirche das Gemeindeleben ganz abhanden gekommen wäre; in der französischen Revolution wie im preußischen Kulturkampf, wo sich viele Gemeinden jahrelang ohne geistliche Leitung zu helfen gewußt und vortrefflich behauptet haben, hat es sogar eine höchst achtungswerte Kraft geoffenbart. Aber für gewöhnlich tritt es doch allzusehr hinter der Herdenform zurück, und wenn auch das Bild von Hirt und Herde in der Poesie recht rührend wirkt, so hat doch seine Umsetzung in die Praxis für den gebildeten Mann von gereiftem Charakter wenig anmutendes. Endlich ist es beiden neuen Konfessionen besser als der alten Kirche gelungen, nach Überwindung der anarchischen Übergangszustände eine christliche Ordnung und Sittenzucht herzustellen, freilich nicht durch die Kraft des rechtfertigenden Glaubens, sondern durch weniger ideale Mittel, und beiden auf verschiednen Wegen.

Die lutherischen Kirchen haben ihr eigentümliches Gepräge von Luther empfangen, nicht von Luther dem

Kirchenstürmer, sondern von Luther dem Kirchengründer. Die Gemütsreligion ist es, die er, seinem eignen und des deutschen Volkes Charakter entsprechend, den Seinen gesichert hat. Daher ist nicht, wie bei den Romanen, die bildende Kunst, sondern die Musik das Element, worin die Religion des Lutheraners ihren Ausdruck sucht. Der Gemeinde im Kirchenliede das Mittel zur würdigsten und wirksamsten gemeinschaftlichen Äußerung ihrer religiösen Empfindung gegeben zu haben, ist vielleicht unter Luthers Verdiensten um die kirchliche Neuschöpfung das größte. Den Kunstgesang und die Instrumentalmusik aus der Kirche grundsätzlich auszuschließen, ist Luthers Meinung gewiß nicht gewesen. Beides blieb anfänglich nur darum weg, weil nichts passendes davon vorhanden, die Ein- und Durchführung des Volksgesanges auch vorläufig das unendlich wichtigere war. Die Musik, und gerade auch die Kirchenmusik, bildet daher ein wichtiges Bindeglied zwischen den deutschen Protestanten und den deutschen Katholiken; Händel und Bach werden von diesen so gut anerkannt, wie das österreichische Dreigestirn von jenen, in den Werken von allen fünfen vernimmt das deutsche Gemüt die Äußerungen seiner geheimsten, tiefsten und heiligsten Regungen. Nicht allein in Konzerten und Gesangvereinen, sondern auch auf protestantischen und katholischen Kirchenchören treffen sich zuweilen gläubige Anhänger beider Konfessionen, und die Harmonie ihrer Stimmen offenbart die tiefere Harmonie ihrer Herzen. Die bedeutendsten Orgelkompositionen sind gemeinsames Gut beider. Die Katholiken haben sich eine Anzahl lutherischer Choräle angeeignet, andre umgebildet und auch neue dazu geschaffen; in manchen Gemeinden konnte man bis vor wenigen Jahren sehr schönen Volksgesang hören, wenigstens bei Nebenandachten und beim Predigtliede, hie und da sogar auch bei der Messe. Außerdem

fehlte es ihnen im Anfange unsers Jahrhunderts nicht an talentvollen Komponisten, die den großen Meistern der Polyphonie nacheiferten. Namentlich Schlesien zeichnete sich aus, und vielleicht ist es nicht zu kühn, wenn den Breslauer Domkapellmeister Schnabel, dessen schönste Sachen nicht einmal im Druck erschienen sind, seine Verehrer den schlesischen Beethoven nennen. Nach dem Urteile von Kennern hatte der Breslauer Dom einige Jahrzehnte hindurch die beste Kirchenmusik der Welt. Augenblicklich begeht der dortige Fürstbischof eine ungeheure Dummheit. Wie überhaupt die deutschen Katholiken von jeher so einfältig gewesen sind, die Gesetze der römischen Klerisei mit großer Gewissenhaftigkeit auszuführen, an deren Beachtung in Rom selbst kein Mensch denkt, so schaffen die deutschen Bischöfe jetzt, päpstlichen Befehlen gehorsam, mit Hilfe des Cäcilienvereins ihre gute Kirchenmusik und ihren schönen Volksgesang ab, während die Italiener bei ihrem erbärmlichen und unwürdigen Gedudel bleiben. Der Gregorianische Gesang, der von jetzt ab allein herrschen soll, bringt zwar bei sparsamer Anwendung tiefe Wirkung hervor, steht aber in seiner Strenge und Steifheit dem Volke zu fern, als daß er dessen musikalisches tägliches Brot werden könnte. Seine allgemeine Durchführung wird die Freude am Gottesdienst merklich schwächen. Hie und da kommt es zu einer kleinen Rebellion. Auf einem oberschlesischen Dorfe hat es sich ereignet, daß bei einem Requiem die Cäcilianer und die Anhänger der alten Musik ein jedes für sich musizirten, wobei natürlich die letztern siegten und die Feinde zum Schweigen brachten, denn Viola, Baß und Geigen, wie viel mehr die vox humana, die müssen alle schweigen vor dem Trompetenschall.

Also das wäre ein Feld, wo die deutschen Protestanten und Katholiken, dem Romanismus wie dem Puritanismus zum Trotz, einander gar leicht finden

würden. Auch von Kirchenschmuck, von Anwendung der lateinischen Sprache und von Zeremonien war Luther kein grundsätzlicher Feind. Er bekämpfte das Übermaß, war allem äußerlichen Wesen abgeneigt, sofern es die rechte Gesinnung und reinen Glauben gefährdet, und für seine Person als richtiger formenblinder sächsischer Bauer für die Reize der bildenden Künste unempfänglich; war er doch bei seinem Aufenthalt in Rom an den Herrlichkeiten des Altertums und der Renaissance wie blind vorbeigegangen und hatte nur alle Heiligtümer andächtig besucht. Aber zu den Bilderstürmern gehörte er nicht; begann doch die eigentliche neue Kirchengründung mit einem hitzigen Kampfe gegen solche. Luther hat seine Ansicht über diese Dinge mit der ihm eignen Offenherzigkeit und humorvollen Deutlichkeit ausgesprochen. In der Einleitung zur deutschen Messe bekennt er, daß er die lateinische Sprache nicht ganz aus dem Gottesdienste verbannen möchte. „Denn — schreibt er — es ist mir alles um die Jugend zu thun. Wenn ichs vermöchte, und die griechische und hebräische Sprache wären uns so gemein als die lateinische und hätten so viel feiner Musika und Gesangs, als die lateinische hat, so sollte man einen Sonntag um den andern in allen vier Sprachen, deutsch, lateinisch, griechisch und hebräisch Messe halten, singen und lesen.“ Es war ihm nämlich darum zu thun, den Gebrauch der Sprachen, in denen die Bibel verfaßt ist, in Übung zu erhalten. Und nach Einführung der Reformation in Brandenburg schrieb er dem Propst Buchholzer, der sich darüber beklagt hatte, daß in der neuen Kirchenordnung so viele Zeremonien beibehalten worden seien: „Was das betrifft, daß Ihr Euch beschweret, die Chorkappe oder Chorrock [den die heutigen Katholiken Vespermantel nennen] in der Prozession, in den Bet- und Kreuzwochen und am Tage Marci zu tragen und den Um-

gang mit einem reinen Responsorio um den Kirchhof des Sonntags und auf das Osterfest mit dem Salve festa dies (ohne Umtragen des Sakraments) zu halten, darauf ist dies mein Rat: wenn Euch Euer Herr, Markgraf und Kurfürst will lassen das Evangelium Christi lauter, klar und rein predigen ohne menschlichen Zusatz, und die beiden Sakramente der Taufe und des Leibes und Blutes Jesu Christi nach seiner Einsetzung reichen und geben wollen, und fallen lassen die Anrufung der Heiligen, daß sie nicht Nothelfer, Mittler und Fürbitter sein, und die Sakramente in der Prozession nicht umtragen, und lassen fallen die täglichen Messen der Toten, und nicht lassen weihen Wasser, Salz und Kraut, und nur singen lassen reine Responsorien und Gesänge, lateinisch und deutsch, im circuitu oder Prozession, so gehet in Gottes Namen mit herum, und traget ein silbern oder golden Kreuz, und Chorkappe oder Chorrock von Sammet, Seiden oder Leinwand, und hat Euer Herr, der Kurfürst, an einer Chorkappe und Chorrock nicht genug, die ihr anziehet, so ziehet deren drei an, wie Aaron, der Hohepriester, drei Röcke über einander anzog, die herrlich und schön waren, daher man die Kirchenkleider im Papsttum Ornate genannt hat. Haben auch Ihre kurfürstlichen Gnaden nicht genug an einem circuitu oder Prozession, daß ihr umhergeht, klingt und singt, so gehet siebenmal mit herum wie Josua mit den Kindern Israel um Jericho gingen, machten ein Feldgeschrei, bliesen mit Posaunen. Und hat Euer Herr, der Markgraf, ja Lust dazu, mögen Ihre kurfürstlichen Gnaden vorher springen und tanzen, mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen, wie David vor der Lade des Herrn that, bin damit sehr wohl zufrieden, denn solche Stücke geben und nehmen dem Evangelio gar nichts; doch daß nur nicht eine Not zur Seligkeit, und das Gewissen damit zu verbinden, daraus gemacht werde. Und könnt ichs mit

dem Papst und Papisten so weit bringen, wie wollt ich Gott danken und fröhlich sein."

Religion ist nicht denkbar ohne Mystik, oder vielmehr die echte Religion ist Mystik, und die echte Mystik ist Religion. Auf zweierlei Weise aber sucht sich der religiös erregte Mensch, der Mystiker, des Göttlichen zu vergewissern, durch die äußerliche Darstellung in Sinnbildern und durch die innerliche Empfindung. Der Natur Luthers entsprach die zweite Art der Mystik, und wie die gleichgestimmten, dem kirchlichen Symbolwesen abgeneigten deutschen Mystiker seine Lehrmeister gewesen waren, so blieb er auch selbst ein solcher Mystiker sein Leben lang. Gott und Teufel waren ihm keine Verstandesbegriffe, Christus war ihm keine bloß historische Gestalt, sondern alle drei waren ihm leibhaftig gegenwärtig, er unterhielt sich und zankte wohl auch mit ihnen, und sein rechtfertigender Glaube war nichts andres, als die lebhafte Empfindung seiner wirklichen durch Christus vermittelten Lebensgemeinschaft mit Gott, in nichts verschieden von den entsprechenden Empfindungen eines Franz von Assisi oder Ignatius von Loyola, als in der Theorie, die sein Theologenverstand dazu ausklügelte, und in dem Fehlen der Visionen. Einem so gestimmten Gemüt konnte es nicht einfallen, auf die Kirchenlehre von der wirklichen Gegenwart Christi im Abendmahl zu verzichten, sie ist in der Augsburgischen Konfession kräftig und unzweideutig ausgedrückt; nur die Verwandlungslehre (Transsubstantiation), diese Ausgeburt scholastischer Diftelei, ließ man, wie sichs gehörte, fallen. Es war daher weder theologische Verschrobenheit noch Eigensinn, wenn Luther in Marburg die dargebotne Bruderhand Zwinglis mit den Worten zurückstieß: „Ihr habt einen andern Geist," sondern es war der Ausdruck seiner tiefsten Empfindung; in diesem wie in jedem andern Augenblicke seines Lebens vollkommen wahr, konnte er nicht anders.

Das Gemeindeprinzip, das Luther in seiner ersten Zeit verkündigt hatte, hat er zwar nicht zurückgenommen, aber nachdem er sich von seiner Undurchführbarkeit überzeugt hatte, durch Einrichtungen beschränkt, die den Keim einer neuen Hierarchie enthalten. Mit Hilfe des weltlichen Armes rief er sie ins Leben. Nachdem er sich mit seinem berühmten Rundschreiben wegen der Schulen an die Stadtobrigkeiten gewandt hatte, schrieb er an seinen Kurfürsten, da seit dem Abgange des päpstlichen Bannes und geistlichen Zwanges an vielen Orten die Leute schlechterdings nichts mehr für die Kirche geben wollten, der Undank gegen das göttliche Wort allgemein sei, und keine Furcht Gottes noch Zucht mehr herrsche, so liege es dem Kurfürsten als oberstem Haupte ob, sich dieser Dinge anzunehmen. Der Kurfürst habe Macht, die Städte und Dörfer zu Beiträgen zur Unterhaltung der Kirchen und Schulen und Besoldung der Pfarrer und Lehrer zu zwingen, so gut wie zum Bau von Brücken, Wegen und Stegen. „Wenn ichs mit gutem Gewissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keinen Pfarrer noch Prediger hätten, und [auch fürderhin] lebten wie die Säue, als sie [jetzt] thun. Da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr, weil des Papstes Bann ist abgegangen, und thut jedermann, was er nur will. Weil aber uns allen, sonderlich der Obrigkeit, geboten ist, für allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich geboren wird und daher wächst, zu ziehen und zu Gottes Furcht und Zucht zu halten, muß man Schulen und Pfarrherrn und Prediger haben. Mögen die Alten ja nicht, mögen sie zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumet und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Obrigkeit." Die Wirkung dieser Mahnung war die Visitation der kursächsischen Lande, die Dotation der Pfarreien und Schulen und die Einsetzung der „Superattendenten." Alle Geistlichen wurden auf die vor=

geschriebne Kirchenordnung verpflichtet, die Widerstrebenden — es waren ihrer nicht viele — ihres Amtes entsetzt; die den „Sektirern“ angedrohte Landesverweisung brauchte nicht angewandt zu werden, da Volk und Adel in ganz Kursachsen mit der neuen Religionsform einverstanden waren. Es ist klar, daß die durch Übernahme der Kirchenhoheit verstärkte Staatsgewalt auf dem Gebiete der Sittenpolizei mehr ausrichten mußte, als früher die beiden einander vielfach durchbrechenden und aus Eifersucht grundsätzlich schwächenden Gewalten ausgerichtet hatten, wenn nämlich jene sich der Sache ernstlich annahmen, was allerdings erst nach dem dreißigjährigen Kriege, wo die eingerißne heillose Verwilderung den Staat um seiner Selbsterhaltung willen dazu zwang, allgemein geschah.

Die Reformirten haben sich bei der Erbteilung das rationalistische und das inquisitorische Element erwählt. Stähelin (s. den Artikel „Zwingli“ in der Encyklopädie) ist unmutig darüber, daß „nüchterne Verständigkeit bis zum Überdruß als der spezifische Grundzug von Zwinglis Geistesart ausgegeben werde.“ Es ist nun aber einmal der, der beim Vergleich mit Luther, Calvin und dem alten Kirchenwesen am meisten auffällt. Ein klarer, allem Mystischen, Abergläubischen und Überschwänglichen abholder Kopf, ein schlichter, rechtschaffner, aber seinen Vorteil verständig wahrnehmender Sinn, ein guter Patriot, Freund einer guten bürgerlichen und Familienordnung, so steht Zwingli vor unsern Augen, ein trefflicher Vertreter des Schweizervolkes, wie es aller Welt bekannt ist. Freilich hat das Evangelium, dem er diente, seinen Charakter geläutert und ihm höhern Schwung verliehen; aber hätte er es gar nicht gekannt, sondern nur die Alten, die er liebte und eifrig las, er würde nicht wesentlich anders gewesen sein und gelebt haben, er würde auch dann mäßig und ehrbar gelebt, seinen Mitbürgern gute Rat-

schläge gegeben, gegen abergläubischen Unfug und die verwildernde Reisläuferei geeifert haben. Weniger mit dem Gemüt — am wenigsten mit der Phantasie — als mit dem Verstande suchte er die göttlichen Dinge zu erfassen. Wie nun der mit Begriffsbestimmungen, mit den Sätzen der Identität und des Widerspruchs hantirende Verstand ehedem schon die Götterwelt der Griechen aufgelöst hatte und auch den mittelalterlichen Kirchenglauben aufgelöst haben würde, wenn die Untersuchungen der Scholastiker ins Volk gedrungen wären, so mußte dieser Erfolg jetzt eintreten, wenn die scholastische Zergliederung der Glaubenslehren in der Muttersprache vorgenommen wurde. Luther hatte das sofort gemerkt und daher „die Vernunft, des Teufels Hure, zu erwürgen geboten." (Hase sagt in seiner herrlichen, Luthers Wesen in einer Reihe von Gegensätzen entwickelnden Charakteristik des großen Reformators, Kirchengeschichte S. 413: „er hat mit seiner Glaubensfülle von Christus sich selbst über die heilige Schrift gestellt und doch die Vernunft u. s. w. zu erwürgen geboten." Das „und doch" ist hier falsch; nicht Gegensatz oder Widerspruch, sondern das Verhältnis von Grund und Folge waltet hier ob; eben die Glaubensfülle verbittet sich den Einspruch der Vernunft, womit selbstverständlich das gemeint ist, was wir Heutigen den Verstand zu nennen pflegen; dieser bleibt nun einmal der Todfeind des Glaubens.)

Bei Zwingli beschränkte sich vorläufig die zerstörende Wirkung des Verstandes auf die Wegräumung des eucharistischen Mysteriums. Daß Brot nicht Fleisch sein, und daß sich Christus, der zur Rechten des Vaters sitzt, nicht auf dem Altar einer Kirche oder gar auf den Altären von tausend Kirchen befinden könne, das gilt einem solchen hellen Kopfe als ausgemachte Sache; darum konnte ihm ja das „ist" der Einsetzungsworte gar nichts andres als „bedeutet"

bedeuten. Ganz in der Weise der spätern Rationalisten sagt er, die Worte Christi seien so zu verstehen, wie wenn ein Familienvater, der auf die Reise geht, seiner Gattin beim Abschiede einen Ring mit seinem Bilde überreichte und dabei spräche: Hier hast du deinen Gatten, an dem ergötze dich während meiner Abwesenheit. Man kann nicht wissen, was er zur Verbrennung Servets gesagt haben würde, wenn er sie erlebt hätte, aber es ist klar, daß seine Methode auch die Geheimnisse der Trinität, der Menschwerdung Gottes, der Erbsünde und Erlösung zerstören mußte, sobald sie darauf angewendet wurde, und daß sie vom Christentum nichts übrig lassen konnte, als den guten weisen Lehrer von Nazareth und etliche Sittenvorschriften, die man bei Buddha, Confutsius, Sokrates und den Stoikern ebenso gut findet. Zwar läßt sich zwischen Zwingli und den Rationalisten des vorigen Jahrhunderts kein sichtbarer Zusammenhang nachweisen, aber ihr geistiger Vater bleibt er doch. Damit soll kein Tadel gegen ihn ausgesprochen werden. Der Rationalismus ist notwendig, um den Glauben vor Ausartung in Aberglauben und Fanatismus zu bewahren. Wo er, seines Amtes waltend, den Glauben vernichtet, da ist nicht er daran schuld, sondern die Glaubensschwäche der Gläubigen.

Im sechzehnten Jahrhundert lag diese Gefahr noch sehr fern, und gerade in der reformirten Kirche wurde von Calvin, der an Stelle des früh verstorbnen Zwingli das Haupt der Reformirten wurde, und der auch in der Abendmahlslehre das mystische Element einigermaßen wiederherstellte, der einstweilen nur grundsätzlich anerkannte Rationalismus durch den Inquisitionsfanatismus unschädlich gemacht. Calvin hatte sich ganz in die schrecklichen Geheimnisse der erbsündlichen Verderbnis, des göttlichen Zornes und der Gnadenwahl versenkt. Von hier aus fand er

den Weg, die gefährlichen Folgen der Lehre vom rechtfertigenden Glauben, die Luthern in die tötlichste Verlegenheit versetzten, zu überwinden. Allerdings hatte schon der praktische Zwingli diesen Weg betreten. Ich weiß mich im Besitz des rechten Glaubens, also muß ich erwählt sein — mit diesen Worten drückt Stähelin die Meinung des Züricher Reformators aus; die desselben Glaubens leben, bilden die Kirche. Der Staat aber ist von Gott als Organ der Kirche eingesetzt, damit er die dem christlichen Geiste entsprechende Lebensform erzwinge. Und so gebot denn im Jahre 1530 ein Sittenmandat der Regierung von Zürich „aufs allerernsteste" jedermann „zum wenigsten" den sonntäglichen Besuch des Gottesdienstes, und zwar unter der Androhung, daß die Widerhandelnden, „bis sie sich zum christlichen Gehorsam ergeben," von ihrer Zunft oder Gemeinde ausgeschlossen, ihnen der Genuß der bürgerlichen Nutzungen entzogen und in der Stadt die Ausübung ihres Gewerbes oder Berufs untersagt werden solle. Ferner wurde die Zahl der Wirtshäuser beschränkt, jede Art von Spiel verboten und was sonst zu einem streng christlichen Leben gehört, angeordnet. Bei Calvin vollends bildet die Freiheit des Christenmenschen, von der Luther ausgegangen war, nnd die auch noch in dem Gegensatze des tröstlichen Evangeliums gegen das harte Gesetz eine so große Rolle spielt, nicht einmal den Ausgangspunkt des Lehrsystems. Calvin geht vielmehr, wie Herzog in der Encyklopädie darlegt, von der Roheit, Trägheit und Schwäche des Menschen aus, infolge deren der Mensch der Abhängigkeit von Erziehern bedürfe. Die von Gott eingesetzte Erzieherin des Menschengeschlechts sei die Kirche. Außerhalb dieser Kirche gebe es kein Heil; ihre Mitglieder seien eben die zur Seligkeit prädestinirten und daher gerechtfertigten, während

die draußen stehenden nach Gottes Ratschluß der Verdammnis verfallen seien. Die Kirche hat ein von Gott eingesetztes Lehramt, dem die Gläubigen Gehorsam zu leisten verbunden sind. Dieses Lehramt wird durch die aus Geistlichen und Ältesten zusammengesetzte Synode repräsentirt. Die Synode bürgt für die richtige Auslegung der heiligen Schrift (erhält also die Reinheit des Glaubens aufrecht), giebt Gesetze und handhabt die Kirchenzucht; Übertreter zeigt sie dem Staate zur Bestrafung an. Mit welcher unnachsichtigen Härte Calvin diese Grundsätze durchgeführt und jeden Versuch des Widerstandes durch Gewaltmaßregeln gebrochen hat, ist bekannt. Er handelte dabei stets in der aufrichtigen Überzeugnng, daß ihm Gott dieses schwere Amt, gegen dessen Übernahme er sich lange gesträubt, auferlegt habe, und daß er sich durch Ungehorsam gegen den göttlichen Ruf die Verdammnis zuziehen, oder — um uns seiner Dogmatik gemäß auszudrücken — beweisen würde, daß er zu den Reprobirten gehöre. Da haben wir also die Theokratie, wie sie Rom angestrebt hatte, nur anders organisirt und in einem winzigen Umkreise und mit jenem ganzen System der Überwachung des Privatlebens und der Gedankenäußerungen samt dem Denunziantentum, wie es sich in der Inquisition verkörpert hatte, und wie es dann später die Jesuiten wenigstens innerhalb ihrer Genossenschaft durchführten, wo sie es nicht darüber hinaus durchzusetzen vermochten. Denn die Inquisition beschränkte sich nicht auf den Glauben, sondern überwachte auch die Sitten. So verbot z. B. ein Dekret der spanischen Inquisition die Anfertigung und Ausstellung unanständiger Gemälde und Skulpturen bei Strafe der Exkommunikation, einer Geldbuße von 1500 Dukaten und einjähriger Verbannung. Auch setzte das „heilige Offizium" Inspektoren ein, deren Amt es war, die

Straßen, Kirchen und sonstigen öffentlichen Gebäude in dieser Beziehung zu überwachen. Das war nun allerdings in den Gemeinden Zwinglis und Calvins nicht nötig, da hier überhaupt keine bildlichen Darstellungen geduldet wurden. Aber auf zweimalige Darbringung der Messe setzte Knox in Schottland die Todesstrafe. Hiermit, sagt Döllinger, trat eine geistliche Tyrannei ein, die mit solcher Härte, mit so schonungslosem Eingreifen in das Privat- und Familienleben nur noch in Nordamerika [anfänglich] geübt worden ist. Die Presbyterien dehnten ihre Gewalt so weit aus, handhabten die furchtbare Waffe der Exkommunikation, die fast einer völligen Ächtung und Ausstoßung aus dem gesellschaftlichen Verbande gleichkam, mit solchem Erfolge, daß kein Mensch ein Gefühl der Sicherheit haben, daß fast jede Handlung des Lebens vor das presbyteriale Forum gezogen werden konnte. Im Kampfe gegen den „Götzendienst" der Bilder, der Gebräuche, der Messe gelangte dann das Puritanertum folgerichtig zur gänzlichen Vernichtung des Kultus, denn die Predigt in ihr Recht wieder eingesetzt zu haben ist zwar gewiß ein unbestreitbares Verdienst aller drei Reformatoren, aber was die ganze Welt bis dahin unter einem Kultus verstanden hatte, das ist sie doch für sich allein entschieden nicht; die Kirche ward Sonntagsschule.

Nur in einem armen, kalten und nebligen Lande wie Schottland konnte das Puritanertum auf länger als ein Jahrhundert die Alleinherrschaft behaupten. Wenn man Buckle glauben darf, der übrigens schottische Schriftsteller in Menge als Zeugen anführt, kannte man in dem Schottland des siebzehnten Jahrhunderts kein schlimmeres Verbrechen als eine Äußerung der Freude, es galt als Sünde, am Sonntage Schiffbrüchige zu retten, es war nicht weniger verboten, andern eine Freude zu machen, als selbst fröhlich zu

sein, alle zartern Regungen, nicht allein die geschlechtliche Liebe, sondern auch das Mitleid und die Mutterliebe waren verpönt; ohne Erbarmen zeigte der gottesfürchtige Schotte den unerbittlichen Predigern auch seinen nächsten Verwandten zur Bestrafung an, wenn dieser ein Ketzer oder sonst ein Sünder war. Man kann sich des Vergleichs mit Spanien nicht erwehren, wo der Inquisitionsgeist nicht den milden Gefilden Andalusiens und Valencias, sondern der kastilischen Hochebne mit ihrem Höllenklima (trockne Glühhitze wechselt mit eisigen Winden) entsprossen ist, oder, wie neuere Forscher meinen, dem dunkeln Erdteile und dem daher stammenden Semitenblute. Während aber die Spanier selbst in Kastilien außer den Autodafes immerhin noch in ihren reichgeschmückten Kirchen und dem Prunk der Kirchenfeste, in Dichtkunst und Musik genug Aufheiterndes fanden, blieb den Schotten nach harter Wochenarbeit als einzige Erholung eine siebenstündige Reihe von Predigten, in denen sie weinend, seufzend und bebend die Schilderung der furchtbaren Strafgerichte Gottes vernahmen. Wie der Rechtfertigungsglaube, wenn auch in calvinischer Beleuchtung vorgetragen, ein ganzes Volk hundert Jahre lang in solche Höllenfurcht versetzen konnte, würde man gar nicht verstehen ohne die Annahme, daß die Natur des Landes und die dadurch begründete freudlose Lebensweise eine tiefe Traurigkeit erzeuge, der ehedem nur die wilde Lust der Freiheit, wie sie die Bergschotten bis zur Zerstörung ihrer Clanverfassung genossen, einigermaßen das Gleichgewicht zu halten vermocht hatte.

Wie sehr dieser Bußgeist das materielle Gedeihen Schottlands gefördert hat, ist bekannt. Weil kein Fünklein geistiger Kraft im Genußleben, in sündhaften Zerstreuungen oder im eiteln Tand der schönen Künste verpufft werden durfte, fuhr die ganze Energie

des stahlharten, thatkräftigen Volkes, nachdem sie sich eine Zeit lang in der Bekämpfung und Verfolgung Andersgläubiger entladen hatte, in die Industrie und den Handel. Auch der wissenschaftlichen Forschung kamen der anerzogne tiefe Ernst und die Gewohnheit der Gedankenkonzentration zu statten; eine Reihe glänzender Namen schmückt die Geschichte der wissenschaftlichen Litteratur Schottlands. Das ist es vorzugsweise, was uns Heutige mit dem Puritanertum einigermaßen aussöhnt.

Was Luthern mißlungen war, die Durchsetzung der Gemeindeverfassung, gelang den Reformirten aus dem einfachen Grunde, weil sie von Haus aus Bürger republikanischer Gemeinwesen waren. Je nach den Umständen nahm diese Gemeindeverfassung einen mehr aristokratischen oder demokratischen, theokratischen oder weltlichen Charakter an. Wenn sie sich auch in dem monarchischen Frankreich behauptete, so hatte sie es dem Umstande zu danken, daß die Reformirten in der Minderheit blieben und lange Zeit hindurch einen der Staatsregierung feindlichen Bund von Städterepubliken bildeten. In Schottland und England waren es Revolution und Empörung, was vorübergehend eine republikanische Kirchenverfassung ermöglichte, die im Hauptlande bald wieder als Dissentertum hinter die Staatskirche zurücktreten mußte und sich auch in Schottland nicht in ihrer ursprünglichen Form behauptet hat. Auch in der Blütezeit des Puritanismus, sagt Döllinger, konnten sich die Presbyterien als Sittengerichte nur in kleinen Städten und in Dörfern halten, „wo jeder die Verhältnisse der übrigen kennt, wo jeder mit seinen Nachbarn, mit vielen andern in verwandtschaftlicher Verbindung steht, jeder seine Motive der Feindschaft, der Parteilichkeit hat.“ In dem monarchischen Deutschland, in der Pfalz, blieb das calvinische Kirchenwesen der

Willkür des Landesherrn so gut untergeben, wie das lutherische. Dagegen zeigten die an Selbstregierung gewöhnten Städte, und zwar nicht bloß die freien Reichsstädte, sondern auch fürstliche Städte wie Breslau, eine natürliche Hinneigung zur calvinischen Glaubens- und Kirchenform, nachdem sie schon, früher als die Fürsten, den Ermahnungen Luthers zu einer bessern Ordnung ihres Schul- und Armenwesens nachgekommen waren. Als solcher sauerteigartiger Zusatz hat der Calvinismus überall sehr gut gewirkt. Aber wo er zur Herrschaft kam, machte er das Fegefeuer dieses irdischen Jammerthals vollends zur Hölle. Niebuhr, den Döllinger zitirt, nennt die calvinistische Religion plump tyrannisch und sagt, sie habe „allenthalben, in England, in Holland, in Genf ihre Blutgerüste eben so gut aufgerichtet wie die Inquisition, ohne ein einziges von den Verdiensten der katholischen zu haben." Auch die wirtschaftlichen guten Wirkungen äußerte der Calvinismus, in Schottland wenigstens, erst nachdem seine Alleinherrschaft gebrochen war. Nach der Schilderung des schottischen Patrioten Fletcher bestand am Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein Fünftel des Volkes aus herumwandernden Bettlern, von denen viele Hungers starben, und die Hälfte des Grundbesitzes befand sich in den Händen einer trägen, nichtsnutzigen und gewaltthätigen Menschenklasse; Fletcher wußte kein andres Heilmittel gegen die Verwilderung vorzuschlagen, als die Einführung der Sklaverei. (Döllinger, Kirche und Kirchen, S. 261.)

Sechzehntes Kapitel

Ist eine Wiedervereinigung der Konfessionen zu erstreben?

Die Spaltung der Konfessionen war also notwendig, und darum war es ein Glück, daß die rasch sich befestigende Verschiedenheit der Glaubensmeinungen, Einrichtungen, Lebensgewohnheiten und blinder Haß alle Unionsbestrebungen der Verständigen und Gemäßigten vereitelten. Würden solche Bestrebungen heute mehr Aussicht auf Erfolg haben?

Wer den Gegensatz für einen rein theologischen ansieht, dem könnte es so scheinen. Durfte schon die Augsburgische Konfession von Ranke als ein „Produkt des lebendigen Geistes der lateinischen Kirche" bezeichnet werden (Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation III, 243), und gilt dasselbe auch von Luthers Katechismus, so ist vollends in der heutigen protestantischen Theologie von der sola fides höchstens noch zu dem Zwecke die Rede, sie wegzuerklären. Wir wollen gar nicht von den Rationalisten sprechen, die die allerplatteste Werkgerechtigkeit predigen, auch die Orthodoxen stellen die Heiligung und die Liebe in den Vordergrund. Nicht minder die philosophischen und politischen Protestanten. „Die Religion ist die Schöpfung des heiligen Willens durch das Vermögen

der Freiheit mit dem Organ des Glaubens," sagt Konstantin Rößler (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage S. 320). So viel Worte, so viel Widersprüche gegen Luther. Dagegen entspricht der Satz genau der Meinung des Tridentinums, wie sich der Verfasser überzeugen wird, wenn er das Decretum de justificatione einmal durchliest. So wenig wird da die Seligkeit von einzelnen Werken abhängig gemacht, daß sie vielmehr als natürliche Folge aus der Gesinnung des aus Gnaden um Christi willen, aber nicht ohne eigne Mitwirkung wiedergebornen und innerlich erneuerten Menschen hervorgeht, und in jener Gesinnung sind Glaube, Hoffnung und Liebe zur untrennbaren Einheit verschmolzen. Ein Streit über den Vorzug des Glaubens oder der Liebe würde heute nur noch kindisches Schulgezänk sein, denn daß keines ohne das andre möglich sei, darin sind beide Konfessionen einig. Nur über die Notwendigkeit der priesterlichen Vermittlung würde noch ernstlich zu streiten sein. Für unbedingt notwendig erklärt sie auch der katholische Katechismus nicht. Nach dem Breslauer Diözesankatechismus (34. Frage vom Bußsakrament) wird der Sünder schon vor der priesterlichen Lossprechung gerechtfertigt, wenn seine Reue nicht aus Furcht vor der Hölle, sondern aus reiner Liebe zu Gott hervorgeht, mit andern Worten, wenn das, was böse in ihm war, vom heiligen Feuer der Gottesliebe verzehrt worden ist; wo Gott schon ein reines Herz geschaffen hat, da bleibt dem Priester nichts mehr zu thun übrig. Daß trotzdem jeder die Lossprechung nachsuchen soll, teils weil keiner hienieden gewiß sei, ob er der Liebe wert sei oder des Zornes, teils aus Gehorsam gegen die Kirche, und daß bei den Sündern, die es zur vollkommnen Liebesreue, also zu einer vollkommnen Reinigung des Herzens nicht bringen, das, was ihnen zur Rechtfertigung fehlt, durch die

priesterliche Lossprechung gewissermaßen ergänzt werde, das giebt allerdings kein Protestant zu, während es sich die Katholiken nicht mögen nehmen lassen. Sie sind mit ihrer Kirche der Ansicht, daß die Zumutung, sich unbedingt und ohne kirchliche Beglaubigung für gerechtfertigt zu halten, entweder, wo es gelingt, sie zu erfüllen, zu frevlem Hochmut führe, oder wo es bei dem gar zu deutlichen Bewußtsein der eignen Unvollkommenheit nicht gelingt, in Verzweiflung stürze. Im Protestantismus wird diese Schwierigkeit heutzutage selten empfunden, weil sich bei dem vorherrschenden Weltsinn nur wenige mit ihrem Seelenzustande beschäftigen. Hier also haben wir es allerdings noch mit einer ernstlichen Meinungsverschiedenheit zu thun. Dabei dürfte es sich aber mehr um die Frage nach der Notwendigkeit einer priesterlichen Vermittlung handeln, als um die andre, ob ein Zustand unvollkommner Reue und Liebe, gewissermaßen eine halbe Rechtfertigung möglich sei. Denn die Weigerung der Protestanten, Stufen im Rechtfertigungsprozesse anzuerkennen, hängt doch im Grunde genommen mit der Prädestinationslehre zusammen, die nur von Rechtfertigung und Verdammnis, aber von keinem mittleren weiß. Diese Lehre ist aber von den heutigen Protestanten so vollständig verlassen worden, daß ein Geistlicher, der von der Hölle predigen wollte, seine Kirche wohl leer predigen würde. Wer unter den Protestanten noch an die persönliche Unsterblichkeit glaubt, der glaubt nur an den Himmel und an das Fegefeuer. Denn was ist jener Zustand allmählicher Läuterung, den man für die Sünder drüben erwartet, anders als das katholische Purgatorium, wie es Dante beschrieben hat, und ohne die abergläubische und geschmacklose Ausschmückung, mit der es das Volk und rohe gewinnsüchtige Pfaffen ausgestattet haben? Die Mystik hat bekanntlich das Fege-

feuer und den Himmel unter dem Namen der via purgativa und unitiva ins Diesseits aufgenommen (mancher Philosoph würde lieber sagen: Fegefeuer und Himmel seien die ins Jenseits projizirten Erfahrungen der nach Vollkommenheit ringenden frommen Seelen), und wie vertraut den Religiösen unter den Protestanten diese Auffassung ist, das bezeugt die Verbreitung des Thomas a Kempis.

Nicht anders als mit dem „Materialprinzip" der Reformation steht es mit ihrem „Formalprinzip." Keine zehn Jahre hat die Bibel als alleinige und unmittelbare Glaubensquelle gegolten. Nirgends in der Welt werden die Kinder der Protestanten an die Schrift gewiesen, sich dort ihre christliche Erkenntnis zu holen, sondern eine für ihren Gebrauch zurechtgeschnittene biblische Geschichte und ein Katechismus werden ihnen eingebläut. Zum Bibellesen, das später folgt, bringen sie ihren fertigen Glauben schon mit, und sie dürfen nur durch die Brille lesen, die das Presbyterium oder das hochpreisliche königliche Provinzial-Schulkollegium oder sonst ein Kirchengewaltiger ihnen aufsetzt. Als Erwachsene dürfen sie ja dann später den empfangnen Katechismusglauben an der Schrift prüfen, wenn sie Lust, Zeit und Verstand dazu haben. Aber finden sie etwas andres in der Schrift, als was von der Behörde zu glauben vorgeschrieben ist, und sie behalten es nicht für sich, sondern suchen es zu verbreiten, so werden sie eben gemaßregelt oder gar exkommunizirt. So handelt es sich also schon seit viertehalbhundert Jahren gar nicht um die Frage, ob ein kirchliches Lehramt den Sinn des Schriftworts zu bestimmen habe oder nicht, sondern nur darum, wo dieses Lehramt zu finden sei, ob in Byzanz, St. Petersburg, Rom, Amsterdam, Canterbury oder Berlin. Je nachdem nun bei einem Menschen das Bedürfnis der Glaubensgewißheit oder der Freiheitstrieb mäch-

tiger ist, wird er das Lehramt der katholischen Kirche oder die durch Zwiespalt, Vielköpfigkeit und Unsicherheit ohnmächtigen protestantischen Lehrämter vorziehn. Der Gegensatz liegt also nicht in verschiednen Grundsätzen der Kirchen, sondern nur in den verschiednen Gemütsverfassungen der Christen. Auch die kirchliche Tradition ist durch die Verwerfung der Wiedertäuferei von den Protestanten als entscheidende Instanz anerkannt worden. Denn es steht doch nun einmal fest, daß die Kindertaufe nicht allein der schriftmäßigen Begründung entbehrt, sondern dem Neuen Testament geradezu zu widersprechen scheint; nicht einmal aus der Praxis der ersten christlichen Jahrhunderte läßt sie sich rechtfertigen.

Haben sich demnach die Kirchen in der Theorie einander so weit genähert, daß gebildete Katholiken und Evangelische, wenn sie nicht durch Parteisucht verblendet sind, einander gern die Hände reichen und bekennen werden: Wir wissen uns in den Hauptstücken einig, so entbehrt doch diese Harmonie der höchsten geistigen Spitzen jeder praktischen Bedeutung für die Unionsfrage. In den Volksmassen wie in den Kirchenkörperschaften prägen sich die Unterschiede weit deutlicher aus als das Gemeinsame. Was nützt die vortreffliche und erhabne tridentinische Rechtfertigungslehre? Fragt man katholische Schulkinder: Was muß der Mensch thun, um Verzeihung seiner Sünden zu erlangen? so wird man gewöhnlich zur Antwort bekommen: Er muß beichten; sei es, daß die Kinder und auch die meisten Erwachsenen das leicht faßliche äußerliche Werk besser behalten als die Beschreibung eines innern Seelenvorganges, sei es, daß die Geistlichen aus Bequemlichkeit oder mehr vom hierarchischen als vom christlichen Geiste geleitet jenes leichter faßliche eifriger einprägen als das schwierigere und wichtigere. Und so haben sich denn die seit der

Spaltung noch vermehrten Äußerlichkeiten der römischen Kirche zu einem Heilsmechanismus gefügt und befestigt, der sich mit dem festen hierarchischen Gefüge zu einer in doppeltem Sinne unübersteiglichen Schranke verflochten hat. Der Katholik findet in jenen Äußerlichkeiten, von denen keine der geistigen Bedeutung ganz entbehrt, nicht allein tröstliche Heilssicherheit und wertvolle Stützen der sittlichen Kraft, sondern auch Trost in irdischen Leiden und mancherlei Genuß; ja nicht wenige bauen sich aus diesen kirchlichen Elementen eine innere Welt auf, in der sie sich mehr heimisch fühlen als in der äußern, die sie umgiebt, und würden sie gezwungen, sie zu verlassen, so wäre das für sie die Vertreibung aus dem Paradiese und möglicherweise der Sturz in völlige Gottlosigkeit. Der Protestant dagegen sieht in alledem teils Krücken und Gängelbänder, die ihm des Mannes unwürdig erscheinen, teils lästige und unerträgliche Freiheitsbeschränkungen, teils kindische Spielereien, und seine Abneigung gegen alles Katholische wächst, so oft er dergleichen sieht oder davon hört.

Sollen wir diesen Zustand beklagen? Ich meine nicht! Sind doch die Gründe, die einstens die Trennung forderten, anstatt zu schwindeu, nur stärker geworden, schreitet doch mit der Kultur auch die „Differenzirung" fort, wie man das heutzutage gern nennt, und richtet das Gegenteil, die Nivellirung, die freilich daneben auch von der Kultur gefördert wird, nur Unheil an. Fürst Bismarck hat einmal gesagt, die Romanen hätten etwas Weibliches, während die Germanen durchaus männlich seien. Das gilt auch vom Katholizismus und Protestantismus. Schon die Äußerlichkeiten des Katholizismus, wie bunte Priestergewänder, Ministrantenröckchen und Kirchenschmuck, schlagen ins weibliche Fach, aber auch beim Innerlichen trifft die Charakteristik zu. Es ist kein Zufall,

daß sich die Norddeutschen bei der Teilung des christlichen Tugendschatzes, der freilich im Grunde genommen unteilbar ist, den Glauben erwählt haben samt Wahrhaftigkeit, Treue und Gerechtigkeit, denn das sind männliche Tugenden, während der Katholizismus die Liebe preist samt den weiblichen Tugenden: Barmherzigkeit, Sanftmut, Demut, Gehorsam, Keuschheit. Daraus folgt natürlich nicht, daß es den beiden Kirchen auch gelingen müßte, ihre sämtlichen Angehörigen zu Mustern ihrer eigentümlichen Tugenden zu erziehen. Überhaupt kann ja bei der Charakteristik ganzer Völkergruppen von einer reinlichen, scharfen Scheidung keine Rede sein; nur bei einem Blick aufs Ganze, nicht bei einer Musterung der einzelnen Personen oder Völker wird man das Charakteristische gewahr. Die Spanier z. B. machen zwar den Eindruck des Weiblichen durch ihre Lust an buntem Flitterstaat und durch die Anmut ihrer Bewegungen, deren sich auch die Männer befleißigen; aber in Fällen, wo sie, einzeln oder als Volk, angegriffen werden, zeigen nicht allein ihre Männer, sondern auch ihre Weiber durch Ehrgefühl, Stolz und Tapferkeit einen durchaus männlichen Charakter.

Allerlei Einseitigkeiten und Mängel, wie sie jede Arbeitsteilung mit sich bringt, muß man eben auch in diesem Falle hinnehmen. Bei den Romanen kommen die sehr männlichen Männer zu kurz. Sie helfen sich mit völliger Lossagung von der Kirche. Unter den Protestanten dagegen suchen die weiblichen Seelen beiderlei Geschlechts bald in pietistischer Lämmleinpoesie, bald in ritualistischen Spielereien Trost. Daß der Katholizismus auch für die Kinder geeigneter ist, liegt auf der Hand. Für Kinder giebts keinen andern als Anschauungsunterricht. Diesen ermöglicht der katholische Kultus auch für die Religion. Alles, was sich auf ihn bezieht, lernen die Kinder mit Feuereifer, durch ihn

werden sie in das Verständnis des Christentums eingeführt. Was darin keinen Anknüpfungspunkt findet, bleibt bei den minder begabten totes Lippenwerk. Und was die Hauptsache ist, die Kinder schauen den Kultus auch, und sie schauen ihn nicht bloß, sie dürfen handelnd daran teilnehmen. Wo die Schule noch eng mit der Kirche verbunden ist, hat fast jedes der Schulkinder, namentlich jeder der Knaben, in und an der Kirche so mancherlei zu thun. Die einen musiziren, die andern ministriren, wieder andre ziehen den Glockenstrang. Bald giebts Feuer anzumachen, Kohlenbecken und Rauchfässer zu schwingen, wobei es weder an physikalischen und gymnastischen Versuchen noch an Gelegenheit zu Feuerlöschübungen fehlt, bald wird einmal der Bälgetreter abgelöst. Für die hohen Feste winden die Mädchen Kränze, während die Knaben beim Aufmachen helfen. Zu Anfang und Ende der Advents- und der Fastenzeit, namentlich aber in der Karwoche, wo das Antlitz der ganzen Kirche verändert wird, giebt es soviel zu räumen und zu bauen, daß in kleinen Dorfschulen „das Ganze" aufgeboten werden muß.

Zum Ministrantenamt drängen sich fast alle Jungen. Ist es doch weit kurzweiliger, am Altar thätig zu sein, als still in der Bank zu sitzen. Dazu das Paradiren in Prozessionen und die oftmalige Erlösung von der Schulbank! Wie strahlt das Gesicht des Jungen, wenn er aus der Klasse herausgerufen wird, um den Pfarrer auf einem Krankengange oder wohl gar auf einer Fahrt über Land zu begleiten, und wie neidisch blicken ihm die übrigen nach! Doch sind es nicht ausschließlich Gründe kindlicher und kindischer Selbstsucht, die den Jungen das Kirchenwesen lieb machen. Die anhaltende Beschäftigung damit fördert doch auch das Verständnis für den Sinn der verschiednen Handlungen, mancher ernste und heilsame Gedanke stellt sich ein in der Kirche, bei Beerdigungen, bei Krankenbesuchen,

und wenn Epidemien herrschen, dann drängen sich die Knaben zu Versehgängen, um ihre Todesverachtung und Nächstenliebe zu beweisen. Heute, wo wir in der Gesundheits- und sonstigen Polizei so viel weiter fortgeschritten sind, würde es allerdings nicht mehr gestattet werden, daß sich Ministranten, wie ich es 1866 gesehen habe, täglich stundenlang zwischen Sterbenden und Choleraleichen aufhielten. Gestorben ist damals keiner davon; bleibt doch Furchtlosigkeit jederzeit das beste Mittel gegen den Tod. Schauen und schaffen — das ist die Seligkeit des Kindes. Beim katholischen Religionsunterricht giebt der Kultus den Schülern zu beidem Gelegenheit. Dem Protestantismus fehlt beides, und daher wird er es niemals dahin bringen, daß seine Jugend mit wahrer Begeisterung ins kirchliche Leben hineinwüchse. Mit Lehren und Predigen läßt sich das nicht erreichen, nur der Sang und Klang bietet einigen Ersatz, wenn die Musika fleißig gepflegt wird. Abneigung gegen den Katholizismus und Stolz auf den protestantischen Namen einzupflanzen, das freilich ist Kleinigkeit, aber Anhänglichkeit an das eigne Kirchenwesen läßt sich nur schwer erzeugen, wenn dieses sich in nichts verkörpert, als in einem schwarzen Manne, der in einem öden, nur etwa mit den häßlichen Porträts der Familie des Kirchenpatrons geschmückten Raume eine zweistündige Predigt hält. Und selbst das schönste Kirchenlied nützt nichts an Orten, wo die Gemeinde den nicht eben löblichen Brauch angenommen hat, erst beim letzten Verse des Predigtliedes in die Kirche zu gehen. Indes auch dieser Mangel muß mit in Kauf genommen werden. Ein Herbart würde auch um der Jugend willen dem Katholizismus kein Zugeständnis machen. Er meint u. a., der Knabe dürfe nicht, wie ein Mädchen, mit gefalteten Händen zum Gebet hinknieen; damit ist im Namen des männlichen deutschen Geistes über alles

katholische Wesen das Verwerfungsurteil gesprochen. Sind wir Norddeutschen nun entschlossen, auf die Vorteile des katholischen Kultus zu verzichten, weil er am Ende verweichlicht, und wollen wir unsre Knaben lehren, den Pulverdampf, den Geruch des Pferdestalls und die reine Waldluft dem Weihrauchdufte der Kirchen vorzuziehn (in der Idee wenigstens, da in der Praxis Hunderttausende von deutschen Knaben nichts als Kohlensäure, Alkohol und Tabaksqualm zu riechen bekommen), so wäre es doch andrerseits recht thöricht, wenn wir den Romanen unsern Geschmack und unser Kirchenwesen aufdrängen wollten. Was hätte die Menschheit, was hätten wir selbst davon, wenn es uns gelänge, alle noch einigermaßen kindlichen Völker greisenhaft verständig, kalt, steif und gesetzt zu machen? Ungefähr dasselbe, wie wenn alle Weiber gelehrt und alle Knaben schon im Knabenalter Männer würden, was freilich bei vielen schon teilweise der Fall ist, indem sie mit männlichem Ernst die Künste des Biertrinkens, Rauchens und Skatspiels betreiben, mit männlicher Überhebung nach Anleitung irgend eines Witzblattes über Kirche und Staat urteilen und spotten und unter dem Drucke männlicher Zukunftssorgen das kindliche Lachen und Spielen verlernen.

Auch mit dem Gegensatze von arm und reich fällt der konfessionelle einigermaßen zusammen. Buckle hat die wunderliche Behauptung aufgestellt, daß der Katholizismus die Religion der Reichen, der Protestantismus die der armen Leute sei, weil ja der katholische Gottesdienst viel Geld koste. Im Mittelalter, wo die kirchliche Opposition vorzugsweise gegen den Reichtum und die Üppigkeit der Prälaten gerichtet war, haben allerdings einige Sekten, wie die Armen von Lyon, die Sache des notleidenden Volkes gegen die schwelgende kirchliche Aristokratie vertreten. Aber die Albigenser waren mächtige Adliche und wohlhabende Stadtbürger,

und die orthodoxen Bettelorden machten jene Opposition unschädlich, die sich auf die evangelische Armut berief. Diese wird in der katholischen Kirche bis auf den heutigen Tag grundsätzlich empfohlen, während der Protestantismus mit ihr nichts anzufangen weiß. Die katholischen Nationen sind denn auch heute, mit Ausnahme Frankreichs, arm, und die protestantischen reich. Der kostspielige Kultus aber ist gerade für die Armen eine Wohlthat, nicht für die Reichen. Die Reichen brauchen kein kostbares und schönes Gotteshaus, denn sie leben beständig in einer ästhetisch untadelhaften Umgebung und vereinigen um sich in ihren Stadtpalästen und Landhäusern, in ihren Hotels, Bädern und Sommerfrischen alles Herrliche und Schöne, was Natur, Industrie und Kunst darbieten. Für sie mag es sogar Bedürfnis sein, Sonntags zum Gebet einen möglichst nüchternen Raum aufzusuchen, weil in der Woche, in ihrer gewöhnlichen Umgebung, die stets bis zur Sättigung angenehm beschäftigten Sinne den Geist gar nicht zu sich selbst kommen lassen. Dagegen ist das katholische Gotteshaus das Haus des Armen. Hier findet er, was er daheim entbehren muß: weite Räume, edle Formen, würdige, zuweilen prachtvolle Ausstattung, künstlerischen Schmuck. Es ist im vollsten Sinne des Wortes *sein* Haus, denn er darf es betreten, so oft er will, darin weilen, so lange er will, und sich darin den Platz aussuchen, der ihm beliebt. Er weiß es, daß niemand ein Recht hat, ihn daraus zu vertreiben. Darum hängt er mit leidenschaftlicher Liebe an seiner Kirche, wir meinen diesmal an dem steinernen Gebäude seiner Pfarre, und verteidigt es, wenn mans ihm nehmen will, gegen jedermann, auch gegen die Staatsgewalt. Volkswirtschaftlich betrachtet, ist das Judaswort: Wozu diese Verschwendung? die Äußerung eines sehr kurzsichtigen Verstandes. Wenn beim Verkauf von Kirchenschätzen für

die Armen überhaupt etwas übrig bleibt, so ist es immer nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Dagegen gewährt die Erbauung, Instandhaltung und fortgesetzte Ausschmückung monumentaler Kirchen unzähligen Armen Verdienst, der fertige Bau vielen Geschlechtsfolgen unschätzbare geistige Wohlthaten, und die Zerstreuung der Kunstwerke über das ganze Land, wobei jedes Dorf seinen Teil erhält, wirkt ganz anders erziehend, als ihr Zusammendrängen in Großstädten und das Aufstapeln in Museen. In wie manchem Hirtenjungen wird durch das Altarbild seiner Dorfkirche das Malergenie geweckt, wie manche arme Dorfgemeinde wird durch ihre Kirche zu einem Völkchen von Bildschnitzern erzogen! Nur wenn solche Volkspaläste, wie man sie in England zu bauen anfängt, allgemein würden, könnte man vielleicht die kirchliche Architektur und Kunst, abgesehn von ihrer religiösen Bedeutung, für überflüssig erklären.

Also die Kostspieligkeit des Kultus spricht nicht gegen, sondern für die Ansicht, daß der Katholizismus die Religion der Armen sei. Und auch diese Eigenschaft empfiehlt ihn vorzugsweise den Südländern. Renan hat die richtige Bemerkung gemacht, daß in einem glücklichen Klima die Armen nicht bloß im christlichen Sinne, sondern ganz allgemein glücklich zu preisen seien (wofern das Land weder übervölkert ist, noch von nordeuropäischen Unternehmern beglückt wird, die sich mit ihrem Kapital hinbegeben, „um seine Hilfskräfte zu entwickeln," muß man hinzufügen). Der Arme entbehrt im Süden keinen wirklichen Lebensgenuß, sondern bleibt nur von den Sorgen des Erwerbes und Besitzes verschont. Kein Wunder, daß hier die Bergpredigt, die den Reichtum verachten lehrt und zur heitern Sorglosigkeit einladet, Verständnis und Beifall fand und bis auf den heutigen Tag findet. Der klassische Virtuose dieser evangelischen Armut ist

Franz von Assisi. Nicht Selbstquälerei war seine Askese, sondern ein Wegwerfen aller Dinge, die dem am Übermaß innern Glückes fast erstickenden Manne nur eine Last und Fessel gewesen wären. Was sollten irdische Schätze diesem himmlischen Thoren, der bei jedem Sonnenaufgang und beim Anblick jeder Quelle, jeder Wiese, jedes Baumes in Verzückung geriet ob der Schönheit der Welt und der Güte des Schöpfers, der sich stundenlang mit seinen „Brüdern und Schwestern," den Tieren des Feldes und den Vögeln des Himmels, aufs angenehmste unterhalten konnte, und der — das traute ihm der Volksglaube zu — sogar den Bruder Wolf durch gütliches Zureden zur Vernunft brachte, daß er hinfüro die Lämmlein ungefressen ließ und den Bauern aus der Hand fraß? Im Norden dagegen haben die Armen oft unerträgliche Leiden zu erdulden, und im Winter, wo sie sich der Erwärmung wegen massenhaft in engen Löchern zusammendrängen müssen, wird ihnen ihr düsterer, schmutziger Aufenthaltsort gar leicht zum Höllenpfuhl aller Laster. Besser als die Bergpredigt scheinen daher für den Norden etliche Ermahnungen Pauli zu passen, der mit der gottvertrauenden Sorglosigkeit und dem andächtigen Schauen nach dem Himmel in manchen Gemeinden trotz ihrer südlichen Lage unangenehme Erfahrungen gemacht hatte, und der daher lehrte, die Gläubigen sollten hübsch still sitzen und arbeiten, und wer nicht arbeite, der solle auch nicht essen. So haben sich denn die protestantischen Nationen mit ganzer Macht auf diese paulinische Seite des Christentums geworfen und sind dabei sehr reich geworden — als Nationen wenigstens, denn die Bettelarmut ihrer Armen auszurotten ist ihnen noch nicht gelungen.

Also laßt uns ein jeder bei seiner Konfession bleiben, und behalte jedes Volk sein kirchliches Gewand, das nicht Willkür zugeschnitten, sondern das sich der

Leibesgestalt und den Bedürfnissen der Träger im Laufe der Jahrhunderte angepaßt hat! Daß Goethe, wenn er über den Gegenstand nachgedacht hätte, zu derselben Ansicht gekommen wäre, wird jeder für wahrscheinlich halten, der ihn kennt. Daß aber beides wirklich der Fall ist, habe ich zu meiner Freude erst vor kurzem erfahren. In jenem Briefe eines Pastors an einen Amtsbruder, der sich im „Jungen Goethe" findet, kommt er darauf zu sprechen. (Unter dem Titel der Schrift steht zwar „aus dem Französischen," aber sie ist ganz Goethe und sieht nicht im mindesten französisch aus.) „Luther — heißt es darin — arbeitete sich durch verjährte Vorurteile durch und schied das Göttliche vom Menschlichen, soviel ein Mensch scheiden kann, und was noch mehr war, er gab dem Herzen seine Freiheit wieder und machte es der Liebe fähig; aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich Gottes erworben, davon er einen andern herunterwarf; man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung; hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres begründet wären; laßt sie, leidet sie und segnet sie. Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich, aber laßt sie thun, was sie wollen; verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist. Lieber Bruder, es wird täglich lichter in der römischen Kirche [bekanntlich ist der Rationalismus auch in sie ziemlich tief eingedrungen; ein katholischer Pfarrer jener Zeit predigte einmal zu Weihnachten über den Nutzen der Stallfütterung], obs aber Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist. Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin [wohl mehr Zwingli] machte die Empfindung zu Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich, und daß sie politisch geworden ist,

lag in den Umständen. Ich bin so fern, eine Vereinigung zu wünschen, daß ich sie vielmehr äußerst gefährlich halte, jeder Teil, der sich ein Haar vergäbe, hätte Unrecht. Wenn mans beim Lichte besieht, so hat jeder seine eigne Religion, und Gott muß mit unserm armseligen Dienste zufrieden sein, aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente, wie sich gehört."

Die Theologen und die Philosophen stimmen darin überein, daß Gott, oder das Absolute, oder wie sie es sonst nennen mögen, seine Vollkommenheiten nicht in einem einzelnen Geschöpf ausdrücken könne, und sie daher in einer unendlichen Menge verschiedner Geschöpfe und Bildungen neben und nach einander zur Erscheinung bringen müsse. Das gilt auch von dem Inhalte des Christentums, den wir als das Heiligtum der Welt, als den Geist Gottes im engern Sinne verehren. Was hätte es also für einen Sinn, die im Laufe der Zeiten hervorgetretene Mannichfaltigkeit in die Einfachheit zurückpressen, die entwickelte Baumkrone auf die Form des Keimblattes zurückführen oder Kirchen, Staaten und Völker in einen gleichförmigen Brei kneten zu wollen, wie es die Sozialdemokraten, als folgerichtige Jünger der korporationsfeindlichen Liberalen, mit den Ständen und lächerlicherweise sogar mit den beiden Geschlechtern vorhaben? Von Christus sagt Paulus zwar, daß die Fülle der Gottheit leibhaftig in ihm wohne, aber sichtbar ist sie auch in ihm nicht geworden, sondern auch er ist, als Mensch, ein Mensch von bestimmtem Charakter und bestimmter Eigenart, deutlich unterschieden von allen andern Menschen, sodaß sich die Prediger und Katecheten beider Konfessionen vergebens damit abquälen, ein „Vorbild" aller Menschen aus ihm zu machen. Als ob der Mann, der nicht hatte, wohin er sein Haupt legte, der im Lande herumzog, von Almosen lebend

und am Ende als Aufwiegler ans Kreuz geschlagen ward, der ehelos blieb, und der einmal auf die Meldung: „Siehe, deine Mutter und deine Brüder stehen draußen und suchen dich," mit einer Handbewegung nach seinen Jüngern hin antwortete: „Siehe da meine Mutter und meine Brüder," als ob dieser Mann jemals das Vorbild werden könnte für einen ehrenfesten Bürger und Hausbesitzer zu Basel oder Leipzig, der sich bemüht, ein guter Gatte und Familienvater zu sein, und der keinen größern Frevel kennt, als Widerstand gegen die Staatsgewalt! Als ob die Könige und Kaiser, die Präsidenten der Freistaaten, die Generale und die Polizeihauptleute einen Mann als Vorbild brauchen könnten, der seinen Getreuen das Schwert in die Scheide zu stecken gebietet und dem ihn bedräuenden Kriegsknechte das Ohr wieder anheilt, das ihm der unevangelisch hitzige Jünger abgehauen hatte! Gerade die Katholiken und die orthodoxen Protestanten müßten es höchst ungereimt finden, zur Nachfolge dessen aufzufordern, der ihrem Glauben nach als Erlöser des Menschengeschlechts und als Gottmensch einzig und unvergleichbar ist. Will man aber von einer Nachfolge Christi sprechen, so ist sie doch nur den Armen und Elenden, den unschuldig Leidenden und Verfolgten einigermaßen möglich. Nur wer mit Paulus und Thomas a Kempis alle irdischen Güter für Gassenkot achtet, kann im vollen Ernste und ohne Lüge Christi Nachfolger sein, der Reiche und Mächtige nur in seelischen Zuständen, die mit seinem äußern Glanze im Widerspruch stehen.

Wenn sich aber auch der Inhalt des Christentums nur in getrennten Konfessionen vollständig ausprägen kann, so wäre es doch ganz verfehlt, die Trennung bis zur Absperrung treiben zu wollen. Wie die Menschheit im allgemeinen, so ist auch die Christenheit ein lebendiges Ganze, und ihre Teile sind nicht Schubfächer, sondern Glieder. Nur in Verbindung mit dem

Ganzen und in lebendiger Wechselwirkung mit den übrigen vermag jedes seine Aufgabe zu erfüllen. Schon zur Zeit der noch ungeteilten abendländischen Kirche erkannte man diese Gliederung nach verschiednen Aufgaben. So sagte man z. B., Italien habe das sacerdotium, Deutschland das imperium, Frankreich das studium (die Sorbonne). Aber auch die kirchlichen Orden und die weltlichen Stände erscheinen als Glieder der Christenheit, und zwar so, daß nicht, wie an einem gewöhnlichen Leibe, die Thätigkeit des Geistes immer an das Haupt gebunden ist, sondern bald von einem Kaiser, bald von einem Mönchsorden, bald vom Episkopat eines Landes, bald von einem einzelnen Manne geht die erweckende, belebende, reinigende Thätigkeit aus, der Papst erscheint nicht selten als Zerstörer der Kirche, und so wenig Eintracht herrscht meistens unter den Gliedern, daß die Verbindung aller zu einem Leibe äußerlich oft gar nicht mehr sichtbar ist oder höchstens durch die eine Person eines Papstes dargestellt wird, dem niemand mehr gehorchen will. Aber bei allen wütenden Kämpfen auch der neuern Zeit bleibt die Zusammengehörigkeit, die Abhängigkeit jedes einzelnen Gliedes vom Ganzen bestehen, und das Wüten der Kirchen gegen einander ist oft nur eine unerfreuliche Form des Güteraustausches und des wohlthätigen Ausgleichs elektrischer Spannungen.

Und Stürme brausen um die Wette
Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer
Und bilden wütend eine Kette
Der tiefsten Wirkung rings umher.

Laßt also nur, sagen wir mit Luther, die Geister auch in Zukunft auf einander platzen! Eben darin besteht das Leben, nicht darin, daß alle einträchtig beisammensitzen und einander angähnen.

Siebzehntes Kapitel

Wie die Konfessionen einander brauchen

In welchen Beziehungen bedarf nun jede Konfession ganz besonders zu ihrer Ergänzung der andern beiden? Daß die katholische Kirche nach gänzlicher Austreibung des Widerspruchsgeistes nicht am Leben bleiben könnte, sondern zur Mumie vertrocknen müßte, wenn dieser Geist nicht fortführe, sie von außen, vom protestantischen Lager aus zur Handhabung der Waffen des Geistes zu zwingen, ist schon gesagt worden. Dem wissenschaftlichen Fortschritt gegenüber hat sich die Hierarchie nach dem Tridentinum benommen wie eine Henne, der die ausgebrüteten Enten fortschwimmen. Sie hat nicht aufgehört, über die gottlose Wissenschaft zu jammern, und soweit ihre Macht reichte, ihre eignen Küchlein durch Absperrung vom Zeitgeist, durch einen Index der verbotenen Bücher, durch Verfolgung der Forscher vor dem Verderben zu bewahren. Doch hat sie beizeiten eingesehen, daß der Fortschritt in den Naturwissenschaften wenigstens ihr nicht viel anhaben könne, und hat sich sogar früher als die lutherische Orthodoxie damit ausgesöhnt; ja die Jesuiten haben ihn zu ihrer eignen und der Kirche Verherrlichung verwendet. Nur gegen Geschichte und Philosophie ist sie

noch lange mißtrauisch geblieben, bis protestantische Geschichtschreiber das von den katholischen Josephinern mit Schmach bedeckte Papsttum wieder zu Ehren gebracht, und die Hurter, Gfrörer und Janssen herausgefunden haben, daß die Geschichte sogar ein sehr dankbares Feld sei. Janssens Lehrer, der Protestant Friedrich Böhmer, hatte die ängstliche Vorsicht, mit der die Schätze des vatikanischen Archivs gehütet würden (der jetzige Papst verfährt liberaler), thöricht gescholten, da das, was man dort finde, dem Papsttum im ganzen mehr zur Ehre als zur Schande gereiche; und das ist richtig, wofern man nur die Päpste und sonstigen Kleriker als Menschen betrachtet, die wie andre Menschen in die den jeweiligen Umständen entsprechenden Sünden und Thorheiten fallen müssen. Den Heiligenschein freilich, mit dem der kindliche Glaube der Fernstehenden den „heiligen Vater" schmückt, zerstört die Geschichte. Die größten Wohlthäter der katholischen Kirche aber sind die protestantischen Staaten England und Preußen geworden. Die englischen Konvertiten, namentlich Newman und Manning, haben dem Katholizismus eine Geistesfülle zugeführt, die er aus sich selber zu erzeugen unfähig gewesen wäre, und Preußen hat ihm durch den Zwang zur Gymnasial- und Universitätsbildung einen Klerus geschenkt, wie er in keinem katholischen Lande zu finden ist. In der frischen Zugluft des freien philosophischen Geistes sind die Seelen der katholischen Theologen nicht gestorben, sondern zu tüchtigen Kämpfern erstarkt, während die nach tridentinischer Vorschrift in Knaben- und Priesterseminarien gedrillten Geistlichen der katholischen Länder dem Zeitgeiste gegenüber rein gar nichts vermögen. Fürst Bismarck hat denn auch bei der Revision der Maigesetze gelegentlich einmal die Frage aufgeworfen, ob es wohl eine besonders kluge Politik gewesen sei, mit solchem Eifer der katholischen Geistlichkeit die Waffen aufzu-

drängen — zum Kampfe gegen den Staat? Schließlich hat Preußen noch der römischen Kirche den unschätzbaren Dienst erwiesen, ihr über die Verlegenheiten und die Gefahr der Spaltung hinwegzuhelfen, in die sie das vatikanische Konzil gestürzt hatte. Die Ansicht, daß die Macht Roms auf einem System von Fälschungen beruhe, ist zwar auch von einigen berühmten Historikern geteilt worden, sie zeugt aber doch von einem merkwürdigen Mangel an historischem Sinne. Wie können Menschen, deren weiseste kaum das politische Wetter des nächsten Tages mit Gewißheit vorauszusehen vermögen, planmäßig und absichtlich auf die Gestalt einer um anderthalbtausend Jahre entfernten Zukunft einwirken, von der sie eine Völkerwanderung, der Untergang alter und die Bildung neuer Völker, die Entdeckung einer neuen Welt und die Umwälzung der alten durch die moderne Technik trennen! Noch dazu waren die Päpste und Geistlichen der Zeit, in der die wichtigsten Fälschungen verübt wurden, rohe und unwissende Menschen; eben die Roheit und Unwissenheit der Zeit machte das Fälschen im großen Maßstabe möglich. Sollte aber noch jemand verkennen, daß nicht Menschenwitz, sondern eine höhere Fügung die Geschicke der Völker leitet und die großen Erscheinungen des kirchlichen Lebens ebensowohl wie des politischen und wirtschaftlichen hervorbringt, so müßte die zuletzt erwähnte Wendung allein schon hinreichen, ihn eines bessern zu belehren: wie konnte Pius IX. voraussehen, daß die übeln Folgen seiner Dummheit durch die noch größere Dummheit des Kulturkampfes abgewendet werden würden? So muß sich die römische Kirche beständig die Dienste des protestantischen Geistes gefallen lassen. In wirtschaftlicher Beziehung sodann muß eine Kirche, die die Tugenden der Barmherzigkeit, der Liebe zu den Armen, der Genügsamkeit, des sorglosen Gottvertrauens und der weltflüchtigen Himmelssehnsucht in

den Vordergrund stellt, für die ihr anhängenden Völker verhängnisvoll werden, sobald sie zur ausschließlichen Herrschaft gelangt. Das geschah in den romanischen Ländern erst nach der Kirchenspaltung — denn vorher hatte der bis auf den Stuhl Petri hinauf kräftig entgegenwirkende Weltgeist dem kirchlichen Geiste das Gleichgewicht gehalten —, und darum sehen wir die katholischen Staaten rasch verarmen und in wirtschaftliche Abhängigkeit von den protestantischen geraten, bis sich der gefangne Weltgeist von der kirchlichen Bevormundung wieder befreit und aufs neue in den Wettstreit mit den fürs irdische Leben schaffenden und erwerbenden Nationen eintritt. Und dabei gewinnt doch zuletzt auch wieder der kirchliche Geist. Denn nicht allgemeine sittliche Erhebung, sondern weit verbreitete Verlotterung und Verlumpung pflegt das Ende vom Liede zu sein, wo die irdischen Interessen um des Himmelreichs willen gering geachtet werden, und der Stütze einer strammen Polizei, die dort gewöhnlich fehlt, wo bequeme, nachlässige und gutmütige Geistliche herrschen, kann die Moral des Durchschnittsmenschen nicht entbehren. In den spanischen Kolonien führte manchmal der Erzbischof die Regierung, wenn der Statthalterposten erledigt war. Ein neuer Generalkapitän von Guatemala nun fragte den Erzbischof, als dieser ihm den Kommandostab überreichte: „Wie stehts denn hier?" Der Erzbischof antwortete: „Ausgezeichnet; wir haben hier weder Verwaltung, noch Justiz, noch Moral, und kein Mensch vermißt etwas." Endlich wird die römische Hierarchie zum Heil ihrer Kirche von den teils protestantischen teils gottlosen Regierungen am Wiedererwerb weltlicher Macht gehindert, und mit Rücksicht auf die protestantische Kritik sieht sie sich genötigt, allzu schlimme Auswüchse des Aberglaubens ab und zu ein wenig zu beschneiden.

Die Dienste, die der Protestantismus den Katholiken leistet, werden ihm von diesen reichlich vergolten. Zunächst hat die protestantische Welt der römischen Kirche dafür zu danken, daß ihr überhaupt der Christenglaube bis heute erhalten geblieben ist, denn er ist dort beständig in Gefahr, an der Schwindsucht zu sterben. Es wurde bereits darauf hingewiesen, wie schwer es der evangelischen Kirche fällt, die Jugend mit einem kräftigen, den Stürmen des Lebens standhaltenden kirchlichen Geiste zu erfüllen. Die katholische Kirche hat eben mehr Mittel. Man mag über diese Mittel spotten oder sich darüber ärgern, aber man muß gestehen, daß sie wirken, und das bleibt doch die Hauptsache. Die Menschennatur ist nun einmal sinnlich geartet, und die Zumutung, ohne sinnliche Hilfsmittel für Begebenheiten, die vor achtzehnhundert Jahren geschehen sind, lebendige Teilnahme empfinden, zu Christus, dem Manne von Nazareth und dem Gottessohn zur Rechten des Vaters, ein persönliches Verhältnis gewinnen und an eine wunderbare Wiedergeburt der Seele glauben zu sollen, von der die wenigsten etwas spüren, diese Zumutung ist für den Durchschnittsmenschen zu stark, wenn nicht ein sinnreicher Kultus jene fernliegenden Gegenstände durch Vermittlung der Phantasie seinem Gemüte nahe bringt und leibliche Wunder, die vor seinen Augen geschehen, ihm das geistige Wunder, für das er kaum ein Verständnis hat, einigermaßen glaublich machen, wie ja auch Christus den Gichtbrüchigen heilte, um die Zuschauenden zu überzeugen, daß er die Macht habe, Sünden zu vergeben. Nicht die lutherische, sondern die reformirte Kirche hat mit unerbittlicher Folgerichtigkeit dem Geschäfte der Reinigung des Glaubens obgelegen, aber ihre Methode ist in der Laienwelt des ganzen Protestantismus zur Herrschaft gelangt, und man weiß jetzt, wohin sie führt: auf der Flucht vor dem volks-

tümlichen polytheistischen Heidentum der katholischen Kirche ist man in das philosophische Heidentum des Atheismus gestürzt. „Um den Gegenstand seines Götzendienstes mehr und mehr vernunftgemäß zu machen — sagt Proudhon in einer seiner theologischen Betrachtungen —, säubert ihn der Gläubige nach und nach von allem, was zur Wirklichkeit gehört; und nachdem er Wunder der Logik und des genialen Denkens vollbracht hat, behält er als Attribute des höchsten Wesens — die des Nichts in der Hand. Auf dem Grunde jeder Theodicee [wir würden lieber sagen, jeder kritischen Untersuchung des Gottesbegriffs] lauert das Nichts." Konstantin Rößler klagt (a. a. O. S. 237) bitter darüber, daß sich selbst die wissenschaftlich Gebildeten der Mehrzahl nach unter der Prädestination nichts andres vorzustellen vermöchten als das türkische Fatum. Ich gestehe offen, daß ich zu dieser Mehrzahl gehöre. Freilich zeichnet sich die calvinische Auffassung durch zwei sehr wichtige Stücke vor der muhammedanischen aus: sie fordert strenge Sittlichkeit von den Auserwählten und malt ihnen keinen sinnlichen Himmel aus. Aber die praktische Folge dieser zwei Vorzüge besteht doch nur darin, daß der Calvinismus die Massen kaum einhundert Jahre lang zu fesseln und zu begeistern vermochte, was der Muhammedanismus bereits zwölfhundert Jahre lang über weit größere Massen vermocht hat. Die Ähnlichkeit zwischen Calvinismus und Muhammedanismus geht übrigens weit über die Prädestinationslehre hinaus; zwischen beiden besteht eine durchgreifende innere Verwandtschaft, die vor dreihundert Jahren in der Hinneigung der Calvinisten zu Bündnissen mit den Türken einen sehr drastischen Ausdruck gefunden hat und von den Lutheranern wohl erkannt worden ist. Im Jahre 1622 ließ der kursächsische Hofprediger Hoë zu Leipzig eine Flugschrift drucken unter dem Titel: „Augenscheinliche

Prob, wie die Calvinisten in neunundneunzig Punkten mit den Arianern und Türken übereinstimmen," und schon fünfzig Jahre vorher waren mehrere kurpfälzische Geistliche durch folgerichtige Anwendung der reformirten kritischen Methode zu der Ansicht gelangt, daß die Religion der Türken besser und richtiger sei als die christliche mit ihren drei göttlichen Personen. Einer davon, Adam Neuser, ging nach längern Verhandlungen mit dem Sultan Selim II. nach Konstantinopel und trat zum Muhammedanismus über. Und in der That, wer vermöchte vor den überraschenden Ähnlichkeiten: der Prädestination, dem bildlosen Kultus, dem Fanatismus, mit dem die Puritaner alle „Götzendiener" ausrotten, so weit sie können, die Augen zu verschließen? Zwingli und Calvin haben zwar für ihre Person die Dreieinigkeit noch festgehalten, aber durch ihre Methode jenen strengen Theismus in der Christenheit eingeführt, dessen Träger bis dahin die Juden und Muhammedaner gewesen waren. Wie lebhaft sich die Juden und die orthodoxen Calvinisten in den Niederlanden ihrer gegenseitigen Verwandtschaft bewußt waren, ist schon erwähnt worden. Eine reformirte Dame sagte mir einmal: „Ich weiß nicht, was die Pastoren hier [in einer lutherischen Gegend] immer mit ihrem Christus wollen; der Gegenstand unsrer Religion ist doch nicht Christus, sondern Gott!" Und von einem russischen Juden hörte ich die Äußerung: „Unsre Religion ist die Religion der Zukunft, denn alle gebildeten Christen, die nicht Atheisten sind, sind wie wir strenge Theisten." Der reine Theismus läßt sich aber leider bei hochgebildeten Völkern nicht lange lebendig erhalten. Philosophisch betrachtet, ist das Dreifaltigkeitsdogma ein Versuch, einen von der Welt unabhängigen persönlichen Gott vorstellbar zu machen. Eine einsam lebende göttliche Person kann sich niemand vorstellen, weil wir kein andres geistiges Leben kennen, als das in der

Wechselwirkung mehrerer Personen verlaufende. So war es denn kein Wunder, daß die denkenden Protestanten im großen und ganzen auf die Wege Spinozas gerieten, dessen Gott weiter nichts ist als die starre Naturnotwendigkeit, und von dessen System die meisten der spätern Systeme der modernen Philosophie nur Variationen sind.

Der Nichtphilosoph braucht, um seinen Glauben an Gott lebendig zu erhalten, wenigstens irgend eine Verkörperung, in der ihm Gott menschlich näher tritt. Die Person des Gottmenschen befriedigt dieses Bedürfnis vollkommener, als die indischen Fabeln und der griechische Olymp es vermocht haben, und die katholische Kirche hat dafür gesorgt, daß die Person Christi ihren Gläubigen nahe bleibt. Die frömmern darunter halten täglich in der Messe, wo sie ihn mit Fleisch und Blut, mit Gottheit und Menschheit gegenwärtig glauben, herzliche Zwiesprache mit ihm, und das Kirchenjahr hindurch begleiten sie ihn auf seinem Lebenswege von Bethlehem bis zurück zum Throne des Vaters, von wannen er ausgegangen ist. Dabei thut der „sinnberückende Prunk," an den die Protestanten immer zunächst denken, um den es aber in armen Dorfkirchen oft recht jämmerlich bestellt ist, durchaus nicht das meiste. Rößler führt zum Beweise dafür, daß in der protestantischen Welt der religiöse Sinn noch nicht ausgestorben sei, mit Recht das zunehmende Interesse für Kirchenmusik an und schildert dabei die Empfindungen, die Sebastian Bachs H moll-Messe erregt. Nun, diese Empfindungen sind den Katholiken etwas alltägliches. Die Empfindungsleiter, deren Sprossen Rößler beschreibt, ist das Schema, nach dem alle katholischen Kirchenkomponisten ihre Messen schreiben, und so unendlich tief auch die meisten von ihnen unter Bach stehen mögen, so ungeschickt und roh der Ausdruck der Empfindung in ihren Kompositionen sein mag, die Em-

pfindung ist dieselbe, und auch durch die unvollkommenste Hülle bricht sie noch durch; ist sie doch durch den Text der Messe vorgeschrieben. Nur daß die katholische Messe noch zwei Teile hat, die der evangelischen fehlen: das Benedictus und das Agnus. Aber sie sind nicht überflüssig. Bei der lutherischen Messe bleibt die Seele in der Himmelshöhe schweben, in die sie das Sanctus erhoben hat, und sie mag nun zusehen, wie sie sich von da wieder zur Erde hinabfindet. Die katholische Messe erweist dem Hörer den Dienst, ihn leise und sanft hinabzuführen. Im Benedictus begrüßt sie den vom Himmel auf die Erde herabgestiegnen Heiland, und im Agnus Dei, quis tollis peccata mundi, miserere nobis, dona nobis pacem, erinnert sie den Gläubigen daran, daß er auch nach vollbrachter Erlösung ein sündhafter und elender, der Verzeihung wie vielfacher Hilfe bedürftiger Mensch bleibt und vor der Hand schon froh sein muß, wenn ihm statt der Wonnen der Seligen nur ein leidlicher Friede auf Erden zu teil wird. So führt sie ihn, bereichert um die Stärkungen der vergangnen erhebenden Stunde, auf die Empfindungsstufe des Kyrie zurück, von der aus der Weg in die Welt zurück leicht zu finden ist. Rößler erklärt es für notwendig, für die christlichen Dogmen einen bessern Ausdruck zu finden, als ihn Luther in der Übersetzung des apostolischen Glaubensbekenntnisses darbiete, einen Ausdruck, der sie für Verstand und Gemüt faßlicher mache, ohne ihren Inhalt preiszugeben. Nun, das Unbegreifliche begreiflich zu machen, vermag freilich auch die römische Kirche nicht, geheimnisvoll bleiben nun einmal diese Geheimnisse, aber sie klassisch auszudrücken, das ist ihr in ihren liturgischen Gebeten gelungen. Man prüfe das, was bei der Mischung von Wein und Wasser gesprochen wird: „Gott, der du die Würde der Menschennatur wunderbar geschaffen (condidisti) und noch wunderbarer wiederhergestellt hast,

laß uns durch dieses Wassers und Weines Geheimnis der Gottheit dessen teilhaft werden, der sich herabgelassen hat, unsre Menschheit anzunehmen.“ Von der größten Bedeutung aber ist es, daß diese Gebete, die das Verhältnis zwischen Gott, Christus und den Menschen so klar, so sicher und ohne Schwanken angeben, nicht etwa als ein toter, verschloßner Schatz daliegen, sondern tagtäglich von allen Priestern — wenn auch von den meisten gedankenlos — und wenigstens allsonntäglich auch von sehr vielen Laien gelesen werden, sodaß das Bewußtsein dieser Verhältnisse stets lebendig bleibt. Nebenbei bemerkt, wird in der Messe immer nur Gott Vater durch Christus, Christus selbst nur an zwei Stellen, im Gloria und bei der Kommunion, angerufen. Gebete zu Maria und den Heiligen kommen in der Messe überhaupt nicht vor, nur das Andenken der Heiligen wie das der übrigen Verstorbnen und das Bewußtsein der Gemeinschaft mit ihnen wird wachgerufen. Kann das Messelesen für bestimmte Zwecke und der darauf beruhende Meßgelderschacher auf keinen Fall gebilligt oder auch nur entschuldigt werden, so ist die Messe an sich unter allen Formen, in denen Christus seine Verheißung erfüllt, bei den Seinigen bleiben zu wollen bis ans Ende der Welt, die wirksamste, und ginge sie verloren, so würde man es nirgends rascher spüren, als in der evangelischen Kirche. Überhaupt giebt es kaum einen christlichen Gedanken, der nicht in der katholischen Liturgie seinen angemeßnen Ausdruck fände. Die Gebete, Lesungen und Gesänge bei der Weihe des Feuers, der Osterkerze und des Taufwassers am Ostersonnabend, wobei alle Geschöpfe und Weltbegebenheiten auf den Mittelpunkt der Welt und der Weltgeschichte, den gestorbnen und auferstandnen Christus, bezogen werden, enthalten eine großartige Natursymbolik und eine populäre Geschichtsphilosophie. Ein Teil davon, der Hymnus Exultet jam angelica

turba coelorum, ist in Gedankenfülle, poetischem Ausdruck und „schöner Musica“ vielleicht die größte liturgische Schöpfung der christlichen Kirche. Darin kommt denn auch jenes Geheimnis zur Geltung, durch dessen einseitige Hervorhebung einst die Kirchenspaltung bewerkstelligt wurde, und durch dessen zeitgemäße Fassung jeder Geschlechtsfolge eine Brücke über die Abgründe des Pessimismus, der Verzweiflung und naturalistischer Ruchlosigkeit zu schlagen stets eine der höchsten Aufgaben der Philosophie bleiben wird; es geschieht in den Worten: o felix culpa, quae talem ac tantum meruit habere redemtorem, o certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est.

So bedenkliche Auswüchse auch die Fürbitte für die Verstorbnen hervorgetrieben hat, den Nutzen stiftet sie samt der Heiligenverehrung, daß mit ihrer Hilfe ein solider, wenn man will grobsinnlicher Unsterblichkeitsglaube ebenso lebendig bleibt, wie durch die vorerwähnten Mittel der Glaube an Christus. Der fromme Katholik steht in einem lebhaften Verkehr mit den Mitgliedern der leidenden und der triumphirenden Kirche und wundert sich nicht im mindesten, wenn ihm in einem Traumgesicht oder sonstwie Kunde zugeht von den Wünschen einer armen Seele oder von dem ganz besonders hohen Grade der Seligkeit, den sich der oder jener Heilige durch seine Abtötungen errungen habe. Und auch diese Abtötungen tragen sehr wesentlich dazu bei, im katholischen Volke den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit zu erhalten. Die Protestanten fassen die Mönchsgelübde immer nur von der ethischen Seite auf, als Wirkungen eines falschen sittlichen Ideals. Darüber läßt sich ja streiten, wenn auch gegen Matthäus 19, 12 und 21 schwer aufzukommen sein möchte. Aber die Sache hat noch eine andre Seite, die vollständig übersehen zu werden pflegt. Wer wirklich an den Himmel glaubt, der wird auch bereit sein, um der ewigen Herr=

lichkeit willen die Freuden dieser kurzen Zeit zu opfern. Wenn nun niemand dieses Opfer bringt, wie soll die Masse an die Wirklichkeit des Himmels glauben? Daß sich eine Mutter für ihr Kind, ein Patriot fürs Vaterland opfert, das kommt ja oft genug nicht bloß bei Protestanten, sondern auch bei Heiden vor, das thun auch solche, die an kein jenseitiges Leben glauben. Aber wo kein solcher Zweck bewegt, wo keine natürliche Liebe drängt, wo es sich lediglich darum handelt, das Jenseits mit dem Diesseits zu erkaufen, da gehört ein Glaube dazu, dem das Unsichtbare so gewiß ist wie das Sichtbare und Greifbare. Leben nun allerorten Männer und Frauen, die diesen Glauben durch die That beweisen, so festigen sie durch ihr Beispiel auch den Glauben der Massen, und von dieser Glaubensgewißheit der katholischen Massen zehrt dann wieder das protestantische Volk mit. Auch die sittlichen Wirkungen der Askese sind nicht zu unterschätzen. Der Katholik bedarf, um Entbehrungen geduldig ertragen zu können, weder der stoischen Unempfindlichkeit noch der pessimistischen Lüge — einer Lüge, die ohnehin von niemand geglaubt wird —, daß die irdischen Genüsse nur Illusionen seien: er kann die Schmerzen und die Wollüste des Daseins unabgeschwächt empfinden und vollauf würdigen und dennoch die erstern eine Zeit lang ertragen und die andern, falls die Pflicht oder der Zwang äußerer Umstände es ihm auferlegen, eine Zeit lang ohne Murren und ohne Verzweiflung entbehren, im Hinblick auf die zahlreichen Männer und Frauen, die um des Himmelreiches willen solche Entbehrung freiwillig und zeitlebens auf sich nehmen.

„Wohlgeborne, gesunde Kinder," läßt Goethe einen Aufseher in der pädagogischen Provinz sagen, „bringen viel mit; die Natur hat jedem alles gegeben, was er für Zeit und Dauer nötig hätte; dieses zu entwickeln ist unsre Pflicht, öfters entwickelt sichs besser von selbst.

Aber eins bringt niemand mit auf die Welt, und doch ist es das, worauf alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei — Ehrfurcht." Wie die Ehrfurcht bei den Katholiken gepflegt wird, zu sehr nach unserm Geschmack, sieht man in jeder katholischen Kirche, bei jedem ihrer Gottesdienste. Die Reformirten hingegen scheinen mit Absicht auf die Zerstörung der Ehrfurcht ausgegangen zu sein. Friedrich der Große wohnte einmal in der Sandkirche zu Breslau einem Hochamte bei, das der Kardinal Sinzendorf feierte, und ließ dann die Bemerkung fallen, die Katholiken behandelten Gott als den Höchsten, die Lutheraner behandelten ihn als ihresgleichen, die Reformirten als ihren Untergebnen. Gewissermaßen welthistorisch ist dieses ehrfurchtslose Wesen der reformirten Religion — ehrfurchtslose Religion, welcher Widerspruch! — bei der Abendmahlsfeier des Winterkönigs in Prag am Weihnachtsfeste 1619 in die Erscheinung getreten. Nachdem die Schloßkirche von Bildern gründlich gereinigt und das große Kruzifix des Triumphbogens, das die Arbeiter sanft herablassen wollten, auf Befehl der Leiter dieser Arbeit hinabgestürzt und zerschmettert worden war, wurde im Chor ein Tisch mit zwölf Sesseln aufgestellt. Am ersten Feiertag setzten sich Friedrich und seine Leute um diesen Tisch. „Der König — schreibt ein Augenzeuge in seinem gedruckten Bericht — hat ihm selber den Kuchen brochen, den andern hat man es in Schnitten auf Schalen gereicht, davon jeder ein Schnittel genommen, gessen und ein Trunk dazu gethan. Es sind viele hundert Personen aus der Gemeinde kommen, diesem ungewöhnlichen Spektakul beizuwohnen, und haben sich sehr darüber entsetzt, daß sie von solchem Abendmahl ihr Lebenlang nichts gehört, und daß es sie zum höchsten gereut, daß sie solchen König für ihr Haupt angenommen haben, daß unmöglich sei, einen Segen Gottes dabei zu verhoffen." Nicht bloß

die Katholiken waren empört. Ein pfälzischer Berichterstatter schreibt: „Über welche Abschaffung [des katholischen Gottesdienstes] zwar die armen blinden Papisten seufzen und doch schweigen, die lutherischen Clamanten aber fast gar rasend werden und öffentlich dawider murren, dergestalt, daß auch ihr jetziger Fahnenträger Hoë es nicht wohl ärger machen könnte." Die Anerkennung einer höhern Macht, vor der sich jeder innerlich beugen soll, ist im Volke nicht leicht aufrecht zu erhalten, wenn niemand mehr gesehen wird, der sich vor den Symbolen dieser Macht äußerlich beugt. Erst nach Abschüttelung solcher „Vorurteile" erlangt der kritische Geist die Kühnheit, mit derselben kaltblütigen Gleichgiltigkeit bald in den Eingeweiden des lebenden Organismus zu wühlen, den der religiöse Mensch als ein Geheimnis des Schöpfers mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet, bald in den Geheimnissen des Kirchenglaubens. Daß gerade in reformirten Gemeinden das vierte Gebot sehr streng beobachtet wird, gehört zu jenen zahlreichen liebenswürdigen Inkonsequenzen, ohne die die menschliche Gesellschaft gar nicht bestehen könnte. Kleine Republiken zwar können ohne Ehrfurcht wohl auskommen; die Bürger beobachten da die Gesetze aus Klugheit, und das dienende arme Volk wird durch Polizei und Hunger gebändigt. Anders in großen Staaten. Hier hat man denn allmählich einen patriotischen Kultus mit Fahnen, Kokarden, Adlern und Bildnissen geschaffen, der den kirchlichen einigermaßen ersetzt, nach dem Vorbilde der Verehrung, die im kaiserlichen Rom den Kaisern, ihren Bildnissen und Feldzeichen erwiesen wurde, und gegen die sich die damaligen Protestanten, die Christen, so hartnäckig gesträubt haben. In monarchischen Staaten sind es vor allem die Personen des Herrschers und seiner Angehörigen, denen dieser Kult erwiesen wird. Denn so sehr uns heutigen Preußen auch der Kult von Herzen

geht, weil er verehrungswürdigen Personen dargebracht wird, dürfen wir es uns doch nicht verhehlen, daß er auch dann gefordert und erzwungen werden würde, wenn diese Personen ganz und gar nicht verehrungswürdig wären, daß er ihnen also nicht als Personen, sondern als Symbolen der Staatsordnung dargebracht wird. Ganz deutlich tritt das hervor, wenn z. B., wie es kürzlich geschehen ist, ein Mann wegen Beleidigung des jüngsten Prinzen verurteilt wird. Ein halbjähriges Kind ist noch keine Person, kann daher nicht beleidigt werden; es handelt sich also hier nicht um die Beleidigung einer Person, sondern um die Beschimpfung eines Symbols. Aber die Ehrfurcht, die dem König als dem Gesalbten des Herrn erwiesen wird, wurzelt tiefer, als die der Staatsanwalt erzwingt, und selbst tiefer als die, die aus der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Staatsordnung und aus der Liebe zum Vaterlande entspringt, denn darüber, ob die gerade bestehende Staatsordnung die beste sei, ob der Monarch dem Vaterlande mehr nütze oder mehr schade, und wo die Grenzen des Vaterlandes liegen, gehen die Meinungen gewöhnlich weit aus einander. Deshalb schätzen auch viele protestantische Monarchen den Katholizismus als einen Pfleger der Ehrfurcht vor der Autorität sehr hoch.

Der ehrfurchtslosen Kälte verwandt sind Hochmut und Härte. Durch beide hat sich der Calvinismus von Anfang an ausgezeichnet, beide ergeben sich auch ganz natürlicherweise aus dem Bewußtsein, daß man von Gott erwählt sei. Wenn der fromme Sir John Hawkins (unter der Königin Elisabeth; die Hakluyt-Gesellschaft hat 1878 die Hawkinses' Voyages mit einer Einleitung von Markham herausgegeben) die Vorteile des Sklavenhandels herausstreicht und seine Heldenthaten auf Sklavenjagden mit naiver Freude erzählt ohne Gewissensbedenken, ob sich seine Grausamkeiten

mit der Frömmigkeit vertrügen, und ob „Jesus" ein passender Name für ein Sklavenschiff sei, so ist darauf noch kein großes Gewicht zu legen, denn im sechzehnten Jahrhundert scheint allen Völkern, vorzugsweise ja auch den katholischen Spaniern, die christliche Lehre abhanden gekommen zu sein, daß sich die Liebe über die eigne Konfession hinaus zu erstrecken hat. Aber die grausame Behandlung der eignen Volks- und Glaubensgenossen in England und Schottland, die bis in unser Jahrhundert herein reicht, bildet einen unwiderleglichen Beweis für die eingetretene Verhärtung, an der das neue Kirchenwesen doch einigermaßen schuld gewesen sein muß. Döllinger geht zwar entschieden zu weit, wenn er in seinem Buche „Kirche und Kirchen" die Reformation allein für die von allen englischen Historikern und Volkswirtschaftslehrern, auch von Adam Smith bezeugte Verschlechterung der Lage der ärmern Klassen verantwortlich macht, denn die Grundursache dieser Verschlechterung, die Vertreibung der kleinen Pächter zu dem Zweck, allen Acker in Schafweide zu verwandeln, hatte schon vor Einführung der Reformation zu wirken begonnen. Allein so viel ist richtig, daß erst die Säkularisation der Klostergüter, auf denen bis dahin eine zahlreiche Pächterbevölkerung ihre Nahrung gefunden hatte, sozusagen Schwung in diesen Umwandlungsprozeß brachte, und die seit 1545 erlaßnen Armengesetze, die die brotlos gewordnen Pächterfamilien durch Peitschen, Fesseln, Brandmarken und Köpfen in die Knechtschaft der von da an emporkommenden industriellen Unternehmer trieben, wären doch wohl in einem katholischen Lande nicht möglich gewesen. „So schuf man erst — schreibt Döllinger — eine hilflose Bettlerbevölkerung — denn England war damals noch kein Industrieland —, und dann behandelte man sie ärger als das Lastvieh." Wie es den Leuten dann später, nachdem England das industriellste Land

der Welt geworden war, bis in unser Jahrhundert herein ergangen ist, das bekunden die Berichte der Parlamentskommissionen, deren merkwürdigste man in Brentanos Geschichte der englischen Gewerkvereine, im „Kapital" von Marx und in dem bekannten Buche von Schulze-Gävernitz nachlesen kann. Schriften, die für ein weiteres Publikum bestimmt sind, pflegen über diese Seite des englischen Lebens flüchtig hinwegzuschlüpfen, aber das wenige, was sie verraten, sagt dem aufmerksamen Leser genug. „So sehr ich den außerordentlichen Reiz der Verfeinerung und Anmut der englischen Lebensweise zu würdigen weiß — sagt John Lothrop Motley (vgl. Grenzboten 1891, erstes Vierteljahr, S. 149) —, fühle ich doch zu scharf, welch einen enormen Preis das englische Volk dafür zahlt, damit diese reiche Aristokratie so fett werden konnte, als daß ich jemals in Gefahr käme, mein Urteil bestechen zu lassen." Sidney Whitman spricht von dem unaussprechlichen Elende der Armen in seinem Vaterlande und nennt das Leben des englischen Arbeiters sonnenleer. Auf dem Konzil der Kongregationalisten zu London am 16. Juli 1891 erklärte der Arbeiterführer Ben Tillett, der selbst dieser Kirchengemeinschaft angehört, den Totschlag für Barmherzigkeit im Vergleich zu der Aushungerung und Unterdrückung von Arbeitern und Arbeiterinnen (Christliche Welt Nr. 41). Und die Idee des Philanthropen Coits, der den Mittelstand durch „Nachbarsgilden" zu wechselseitiger Hilfeleistung und edler Geselligkeit erziehen will, ist der Wahrnehmung entsprungen, daß das Leben dieser „respektabeln" Leute „absolut freudlos sei; sie haben schlechterdings kein Vergnügen; denn geistige Genüsse kennen sie nicht, und die bestialischen der untersten Klasse verschmähen sie." (Saturday Review vom 3. Oktober 1891.)

Die puritanische Sonntagsfeier, die Abschaffung der Feste und der kirchlichen Gebräuche hat dem Volke

seine gemütlichen und ästhetischen Genüsse und Erholungen geraubt und die sinnlichen durch den Zwang, sich vor der Öffentlichkeit zu verkriechen, bestialischer gemacht, und der puritanische Hochmut, der jeden Armen als ein Subjekt von zweifelhafter Sittlichkeit von der „respektabeln" Gesellschaft ausschließt, hat eine Kluft zwischen den Klassen geschaffen, die eine Teilnahme der Armen an den veredelnden Vergnügungen der bessern Stände unmöglich macht. Es ist richtig, daß die protestantischen Staaten durch zweckmäßige Armenpflege, Unterdrückung des Bettels und eifrigen Erwerbfleiß wohlhabender geworden sind als die katholischen und daher die Tugend der Barmherzigkeit weniger zu brauchen scheinen. Aber greuliches Volkselend schließt der Nationalreichtum nicht aus, und die allgemeine Verbreitung des Wohlstandes ist oft nur ein Schein, den man dadurch erzeugt, daß die Armut von der Straße zurückgedrängt wird, und daß sie ihr Elend in den guten und feinen Stadtvierteln nicht sehen lassen darf. Die Kirchengestühle, in denen sich der Patrizier vom Pöbel abschließt, sind eine protestantische Erfindung; erst kürzlich ist in Berlin eine Frau aus einer Kirche, wo gerade eine vornehme Hochzeit gefeiert wurde, hinausgewiesen worden, weil sie ärmlich gekleidet war. Auch dem eifrigsten Schwärmer für Negerbefreiung würde es in Nordamerika nicht eingefallen sein, mit freien Schwarzen zusammen den Gottesdienst zu besuchen oder in Reih und Glied mit ihnen das Abendmahl zu empfangen, während in Brasilien die Sklaven zur Familie gerechnet wurden, und die Gleichheit vor Gott in der Kirche bei den Katholiken für alle gilt. Nur in gemischten Gegenden haben auch die katholischen Kirchen Bänke mit numerirten Plätzen, aber bei der Kommunion darf der Graf den Bettler, der Weiße den Schwarzen nicht von seiner Seite weisen. Die Folge jener Absonderung und dieser Vermischung ist in den protestantischen

Ländern, namentlich in England, unsägliche Roheit des Pöbels, bei den katholischen Völkern, denen als Romanen allerdings auch noch ihr angebornes Formgefühl zu statten kommt, die Fähigkeit der Armen, ungenirt und doch ohne Verletzung des Anstandes mit den Angehörigen der höhern Stände zu verkehren. In einem Reisebriefe aus Spanien, den eine nichts weniger als katholikenfreundliche Zeitung neulich brachte, fanden wir die Bemerkung, daß die spanische Glaubenseinheit mit den Grausamkeiten der Inquisition vielleicht nicht zu teuer erkauft sei, da sie das Volk vor dem Eindringen des Klassengeistes bewahrt habe; Herzog und Bahnschaffner unterhielten sich dort mit zwangloser Vertraulichkeit wie Gleichgestellte. Und vom italienischen Landvolk, das unter den elendesten bürgerlichen Verhältnissen, in größter Armut, fast ohne Unterricht und an die Scholle gefesselt aufwächst, schrieb Gregorovius in den fünfziger Jahren, seine feine, liebenswürdige und keusche Herzenskultur sei geeignet, auch den bittersten Haß einer menschenfeindlichen Seele zu entwaffnen. (Wanderjahre in Italien, Band III, S. 245 und 278.) Seit etwa fünfzig Jahren bemühen sich in England und Schottland edle Männer und Frauen, das Unrecht der Väter wieder gut zu machen und die Kluft zu überbrücken. Aber die Engländer reisen auch viel, und gewiß hat so manchem der Anblick des Volkslebens im Süden zu der Erkenntnis verholfen, daß die heimischen Zustände unchristlich sind. In den englischen Philanthropen, die im Unterschied von den deutschen meistens tief religiös sind, haben wir interessante Beispiele des durch katholische Milde verschönerten Puritanerernstes.

Wenn man das düstere Wesen des heutigen englischen Volkes mit dem lustigen, und doch nicht bloß lustigen, sondern an allen geistigen Gaben reichen England Shakespeares vergleicht, in dem doch noch

die katholische Zeit fortwirkte, so fühlt man sich versucht, von einer Verschlechterung des Volkscharakters zu sprechen. Als Ersatz für die verlorne Heiterkeit und Beweglichkeit könnte man den Bienenfleiß der englischen Industriearbeiter gelten lassen, wenn man nicht wüßte, in welchem Grade der ein Erzeugnis der Peitsche und des Hungers ist. In Australien, wo der Erwerb sehr leicht ist, soll der englische Arbeiter große Anlage zum Lazzaronileben zeigen und sich von dem nur auf Lebensgenuß bedachten Gesindel Neapels höchstens durch seine größern Ansprüche unterscheiden.

Es ist, wie wir sehen, vorzugsweise die reformirte Konfession, die der Ergänzung durch katholisches Wesen bedarf, sehr natürlicherweise, weil sie auf Entleerung der Kirche vom christlichen Inhalt ausgeht. Und obwohl sie als Konfession im strengen Sinne nur noch in einer nicht übergroßen Zahl kleiner Gemeinden fortbesteht, hat sie doch der ganzen protestantischen Laienschaft aller Länder ihren Geist eingeflößt und ihr Gepräge aufgedrückt, sodaß der Altlutheraner kaum noch für einen echten Protestanten angesehen wird. Außer in den genannten Stücken bedürfen die drei Konfessionen einander in der nämlichen Weise, wie jede Partei, jede Körperschaft, jedes Volk, jeder Staat ihrer oder seiner Gegner, und die ganze Menschheit des Geistes der Verneinung bedarf, der „reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen." Auch ein Guter wird, als Gegner, des andern Teufel und bewahrt ihn vor Erschlaffung, während es eine Kirchengesellschaft ohne Gegnerschaft so wenig zu einem gedeihlichen Leben bringt, wie ein Mensch, der nur Freunde und keinen einzigen Feind hat. Wenn man volle evangelische Kirchen sehen will, muß man in katholische Gegenden gehen. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß sich jede Konfession, Partei, Nation dort am besten hält, wo sie sich in der Minderheit befindet

und unter scharfer, argwöhnischer Beaufsichtigung steht. Bei den Konfessionen gilt das nicht allein von der kirchlichen, sondern auch von der sittlichen Haltung. Selbst die Puritaner, die sich doch rühmen, Europa sittlich erneuert zu haben, machen keine Ausnahme davon; wo sie lange ausschließlich unter sich leben, bleibt von ihrer gepriesenen Sittenstrenge nichts weiter übrig als der sprichwörtliche Cant. Wir sind allzumal Sünder, aber wir würden allesamt noch größere Sünder sein, wenn es nur eine alleinherrschende Kirche auf Erden gäbe, gleichviel ob sie griechisch, römisch, lutherisch, calvinisch oder egidianisch hieße. Daß die Christenheit in ihrer Religion ein Gut von unaussprechlich hohem Werte besitzt, kann nur ein Unwissender oder ein Narr bestreiten; aber auch dieses Gut macht von den übrigen Gütern der Menschheit keine Ausnahme: man muß es täglich erwerben, im Kampf mit Gegnern erwerben, um es zu besitzen. Und da die Muhammedaner und Heiden viel zu ohnmächtig sind, als daß sie der Christenheit ein geistiges Besitztum streitig machen könnten, so bleibt nichts übrig, als daß die Christenheit selbst in Parteien zerfalle, die um das kostbarste Erbe der Väter streiten.

Achtzehntes Kapitel

Das Verhältnis der Sittlichkeit zu Christentum, Staat und Kirche

Daß das Christentum keine neue Moral gebracht hat, und daß das Sittengesetz nicht in der Religion, sondern mit der Religion und unabhängig von ihr in der Menschennatur wurzelt, darüber dürfte man heutzutage wohl einig sein. In der Christenheit begegnen uns dieselben verschiednen Charaktergattungen wie bei den heidnischen Kulturvölkern. Eine Gruppe guter Charaktere: der Heldencharakter, der sanftmütige Duldercharakter, der opferfreudige, der edelmütige, der hochherzige, der strenge, ordnungliebende und pflichtgetreue, der offne und hingebende, der in kluger Selbstbeherrschung zurückhaltende, der reine und zarte, der rechtschaffne und biedre Charakter. Diesen gegenüber eine Gruppe schlechter: der gedankenlose Faselhans, der Leichtsinnige, der Genußsüchtige, der Faule, der Geizhals, der Habsüchtige, der kalte Egoist, der Verschlagne, der Heuchler, der Tückische, der Viehmensch, der jedem Antrieb einer leiblichen Begierde augenblicklich nachgiebt, der Lump, der Bösewicht, der Teufel in Menschengestalt. Zwischen beiden Gruppen stehen der Schwächling und der Willenlose, die Null, aber auch der Schalk, der liebenswürdige Schwerenöter und

andre unsichre Kantonisten, die auf der Grenzlinie balanciren, gleich bereit, emporzusteigen und in die Tiefe zu springen. Einige dieser verschiednen Charaktere schließen einander aus, andre sind unter sich verwandt und verschmelzen leicht in einer Person; alle hängen mehr oder weniger vom Temperament ab. Aus dieser Verzweigung der Charaktere folgt, nebenbei bemerkt, daß die Menschen nicht nach dem Grade ihrer Sittlichkeit in eine Reihe gestellt werden können, die wie ein Thermometer vom Nullpunkte in der Mitte in gerader Linie auf- und abwärts stiege. Vielmehr würde, wenn wir uns die Menschen nach ihrer sittlichen Beschaffenheit zusammengestellt dächten, das ganze Geschlecht dem geistigen Auge ungefähr unter dem Bilde eines Baumes mit Laub- und Wurzelkrone erscheinen. So wenig Sinn die Frage hätte, ob das Pferd über oder unter der Ameise stehe — nur Tiere derselben Klasse kann man mit Beziehung auf ihre größere oder geringere Vollkommenheit mit einander vergleichen —, so thöricht wäre es, den Helden über oder unter das unschuldige Kind stellen zu wollen. Das alles ist nun in der christlichen Welt nicht anders wie draußen. Ja ein edler, gemütstiefer und gedankenreicher Reformirter, Henri Frédéric Amiel, sagt in seinem Tagebuche (Christliche Welt, Jahrgang 1891, Nr. 41): „Der ursprüngliche Charakter kann noch so sehr von äußern Anschwemmungen der Kultur und Selbsterrungenschaften verdeckt sein, er bricht doch immer wieder durch, wenn die Jahre das Nebensächliche und Zufällige verbraucht haben. Nur große moralische Krisen bilden davon eine Ausnahme. Sie können die Seele umgestalten, aber es ist nicht auf sie zu rechnen. Sie sind möglich, aber nicht wahrscheinlich.“ Und, fügen wir hinzu, durch keine Erfahrung nachgewiesen. Bekehrungen, wie die des Paulus und des Augustinus, bedeuten keine Änderung des Charakters. „Man muß

sich zu Freunden Menschen wählen, fährt Amiel fort, deren gute Eigenschaften etwas Angebornes sind, deren Tugenden im Temperament wurzeln. Freundschaft auf angewohnte Vorzüge, auf scheinbare Tugenden gründen, heißt auf angeschwemmtes Land bauen. Man riskirt dabei zu viel.“ Schopenhauer huldigte bekanntlich derselben Ansicht und zog daraus den Schluß, daß die Erziehung am Menschen nichts zu ändern vermöge, und daß alle Erziehungserfolge auf Einbildung beruhten. In der That vermag die Erziehung so wenig den ursprünglichen Charakter zu ändern, als durch Unterricht eine fehlende Geistesanlage eingetrichtert werden kann. Aber Talente wie Charakteranlagen bedürfen gewisser Bedingungen zur Entfaltung und der Richtung auf das Gute. Diese Bedingungen dem jungen Menschen darzubieten und ihn in die rechte Richtung hineinzulenken, ist Aufgabe des Unterrichts und der Erziehung. Wer aus dem Zögling, auch in der besten Absicht, etwas andres machen will, als wozu ihn die Natur bestimmt hat, der verdirbt ihn ganz ebenso, wie es absichtliche Verziehung und eine schlechte Umgebung gewöhnlich thun, und der Charakter entwickelt sich dann unter statt über dem Nullpunkte. Ja die ursprüngliche Kraft des Charakters ist vielfach so stark, daß sie sich nicht einmal in der Richtung beirren läßt, und daß wir ebenso oft aus verdorbner Umgebung tüchtige Menschen hervorgehen wie die Opfer einer vermeintlichen Mustererziehung verkommen sehen. Die Verführung erweist sich am erfolgreichsten an solchen, deren Wille frühzeitig gebrochen und an unbedingten Gehorsam gewöhnt worden ist; wer in der Jugend nicht allein hat laufen lernen, kann des Gängelbandes zeitlebens nicht entbehren.

An alledem hat nun das Christentum nichts geändert. Was es der Sittlichkeit gewährt, das sind, wie schon bemerkt wurde, neue kräftige Antriebe und

Abschreckungsmittel, und in der Kirche eine Macht, die diese Antriebe lebendig erhält, gleichviel ob Staaten da sind, die ihr dabei helfen, oder ob die überlegne Klugheit eines hochgebildeten Jahrhunderts den Unterschied von Gut und Böse hinwegdisputirt, oder ob die Staatsordnung, von heimischen oder ausländischen Barbaren umgeworfen, in Trümmer liegt. Diese Wirksamkeit liegt vor aller Augen offen da. Einem großen Teil der Gebildeten unsrer Zeit aber verborgen bleibt ein andres: daß das fleischgewordne Wort die höchste und feinste Blüte zur Entfaltung gebracht hat, deren Keim in der sittlichen Natur des Menschen schlummert. Glaube, Liebe und Hoffnung hat Paulus die drei Blätter dieses dem Himmel zugewandten Blütenkelchs genannt, und unter dem Namen der drei göttlichen Tugenden hat sie die Kirche in ihren Lehrbüchern über die sittlichen Tugenden der Heiden als deren Krone gesetzt. Nicht als ob sie den edelsten der Heiden ganz unbekannt gewesen wären. Platos himmlischer Eros ist von der christlichen Liebe zu Gott, dem wesenhaft Guten, nur dadurch verschieden, daß er, statt eine Weltmacht zu werden, der Genius eines kleinen stillen Kreises geblieben ist, und daß er des Anblicks der schönen Gestalt bedurfte, um zum Leben zu erwachen, während sich die christliche Liebe auch an Wesen entzündet, an denen, wie am Knechte Gottes im Stande seiner Erniedrigung, weder Gestalt noch Schönheit zu schauen ist. Freilich war es dem göttlichen Plato vergönnt, und wohl nur ihm allein, diese höchste seinen Volksgenossen erreichbare Stufe noch zu überfliegen, wie sein prophetisches Wort vom gegeißelten, gefolterten, geblendeten und gekreuzigten Gerechten beweist. (De Republica II, 5.) Und ohne Glaube und Hoffnung könnte auch jener Eros, obwohl an der sinnlichen Schönheit erwacht, nicht fortleben. Das größte nun aber an der christlichen Liebe ist das, daß sie zu ihrem

Dasein und ihrer Wirksamkeit weder des hochfliegenden Genies, noch der mystischen Anlage bedarf, sondern auch im Werkeltagskleide unscheinbarer Pflichterfüllung zu leben vermag. Indem das Evangelinm die Beobachtung der göttlichen Gebote als das Kennzeichen wahrer Gottesliebe aufstellt, verbindet es auch jene kleinen Seelen noch wirksam mit Gott, deren Augen zu blöde sind, die Schönheit himmlischer Gestalten wahrzunehmen, und deren trocknes Gemüt von Liebesregungen nichts spürt. Diese Gebote sind nun zwar keine andern, als die bei allen Kulturvölkern die Pflichten der Menschen gegen einander geregelt haben, aber erst dadurch, daß sie als Ausfluß eines heiligen Liebewillens, nicht als Ergebnis einer äußerlichen Notwendigkeit (willst du selbst leben, so mußt du andre leben lassen!) aufgefaßt werden, erhält ihre Beobachtung einen sittlichen Wert. Und indem die Nächstenliebe der Gottesliebe unterworfen wird, empfängt ihre Ausübung Maß und Ordnung. Die natürliche Liebe bleibt zwar als Wurzel der göttlichen unentbehrlich, aber für sich allein geht sie doch oft gewaltig in die Irre, nicht bloß in der Form der Geschlechtsliebe, sondern auch in der weniger sinnlichen Form der Elternliebe. „Wieder einen hineingelegt, und meines lieben Mariechens Ausstattungsschatz um weitre 10000 Frcs. vermehrt!" Dieses naive Abendgebet eines Pariser Bourgeois und zärtlichen Familienvaters charakterisirt die bloß natürliche Liebe der Familienglieder zu einander vortrefflich.

Der einfältige, schlichte Christ hat es von jeher gewußt, daß eine Selbst- oder Nächstenliebe, die einen andern Nächsten verletzt, dadurch zugleich Gott, den Vater aller Menschen, beleidigt, und daher sind die zahllosen Versuche unsrer Gelehrten, ein neues „altruistisches" oder „soziologisches" oder „evolutionistisches Moralprinzip," wie sie das nennen, zu finden, besten Falls vollkommen überflüssig. Die alten Gebote reichen

auch für uns noch aus, möchten sie nur gehalten werden! Sie passen ganz gut auch für unsre heutige Kulturstufe und unsre heutige Erkenntnis, sie passen nur denen nicht, die keine Lust haben, sie zu befolgen. Was wird nicht alles über die soziale Not und die soziale Frage zusammengeschwatzt! Nun, ein großer Teil der sozialen Not und der sozialen Frage wäre gar nicht vorhanden, wenn man das siebente Gebot nicht gröblich und im großen verletzt hätte. Erst nachdem Malthus seine Theorie aufgestellt hatte, ist die Übervölkerung eine Mitursache des englischen Volkselends geworden. Als er schrieb, wäre England bei richtiger Besitzverteilung und Bewirtschaftung noch so gut imstande gewesen, sein Volk reichlich mit allem Nötigen zu versorgen, wie im fünfzehnten Jahrhundert, wo Fortescue in seiner Schrift De Laudibus legum Angliae das Glück seines Volkes pries. Nicht ein Naturprozeß ist es gewesen, der die englische Massenarmut erzeugt hat, sondern, wie alle Welt wissen würde, wenn die Wissenschaft ihre Pflicht erfüllte, eine Kette gemeiner Diebstähle und Räubereien. Diese Kette himmelschreiender Gewaltthaten begann in den Tagen des Thomas Morus, der den Staat als eine Verschwörung der Reichen zur Unterdrückung der Armen definirte, und zog sich bis in unser Jahrhundert herein. Die englische Yeomanry, jene kräftige Bauernschaft, die Frankreich erobert und sich im Bürgerkriege der beiden Rosen verblutet hatte, und deren Reste noch die Schlachten Cromwells schlugen, diese Bauernschaft wurde Kirchspiel um Kirchspiel vom väterlichen Boden vertrieben, und ihre Nachkommenschaft verkam in Armen- und Arbeitshäusern und Fabriken unter Mißhandlungen, denen nur die Negersklaverei ähnliches zur Seite zu setzen hat; kein Muselmann würde frech genug gegen Allah sein, seine Haus- und Ackerbausklaven so grausam zu behandeln. Das geraubte Land wurde teils in

Schafweide verwandelt, teils an kapitalistisch wirtschaftende Großpächter vergeben und brachte nun allerdings den Landlords eine höhere Rente, als die mäßigen Zinsen der Bauern ergeben hatten. Den letzten im großen Stile gehaltnen Raubzug jener Art, die man Clearing of Estates nennt, und den auch Roscher erwähnt, unternahm die Herzogin von Sutherland. Sie fand von den schon dezimirten Bewohnern ihrer schottischen Herrschaft noch fünfzehntausend vor. In der Zeit von 1814 bis 1820 wurden diese dreitausend Familien vertrieben und ihre Hütten niedergebrannt. Englische Soldaten vollzogen die Exekution; eine alte Frau, die nicht weichen wollte, wurde einfach in ihrer Hütte lebendig verbrannt. Den Ausgetriebnen wies die Dame zwölf- bis fünfzehntausend Morgen Sumpfland an der Küste an, das bis dahin keinen Ertrag gebracht hatte, und war so gütig, sich mit einem Pachtzins von wenig über einen Schilling für den Morgen zu begnügen. Das geraubte Clanland — denn die Vertriebnen waren die Nachkommen jener alten Clanleute, die in unzähligen Fehden ihr Blut für die Vorfahren der Herzogin vergossen hatten — wurde in neunundzwanzig Schäfereien geteilt, von denen jede von einer einzigen aus England berufnen Familie verwaltet ward. Im Jahre 1825 waren die fünfzehntausend Menschen durch einhunderteinunddreißigtausend Schafe ersetzt. „Alles für uns selbst, und nichts für die andern, scheint jederzeit die nichtswürdige Losung der Herrschenden gewesen zu sein," sagt Adam Smith, nachdem er in einer nebenbei bemerkt ganz falschen Darstellung — denn in seiner Zeit gab es noch keine quellenmäßige Kenntnis der Vergangenheit — über die Umwandlung der gutswirtschaftlichen Verhältnisse am Ausgange des Mittelalters berichtet hat. Dazu bemerkt sein letzter Herausgeber Thorold Rogers: „Der Raub, den die Feudalherren widerrechtlich und gewaltsam

(by sheer violence) verübten, ist in spätern Zeiten nicht weniger erfolgreich, aber in weniger anfechtbarer Weise (as surely and more safely) auf dem Wege der Gesetzgebung verübt worden." Als Beispiele führt er u. a. die enclosures of commons, d. h. die Einfriedigung der Gemeindeländereien an, durch die sich die Lords auch diesen Teil des ehemaligen bäuerlichen Besitzes vollends aneigneten. Von den Zeiten der Königin Anna bis 1845, schreibt Rogers, habe eine einfache Verfügung zur Vollziehung genügt, seitdem sei ein förmlicher Prozeß vorgeschrieben (also wohl ein Zerrbild der preußischen Gemeinheitsteilungen). Ohne jede gesetzliche Formalität kamen die enclosures schon früher vor; um 1489, schreibt Baco, habe man über die entvölkernde Weidewirtschaft und die Usurpation von Gemeindeland zu klagen angefangen. Dieser Raub und Diebstahl im großen, nichts andres, keinerlei natürliche oder unabwendbare Entwicklung, sondern nur rücksichtslose grausame Habgier, die über die Macht verfügte, hat bewirkt, daß in den englischen Städten ein vor geistigem und leiblichem Schmutze stinkendes Lumpenproletariat wimmelt, und das Land mehr und mehr der Verödung*) anheimfällt (nach der letzten Volkszählung betrug die städtische Bevölkerung 20802770, die ländliche 8198241 Seelen; in der letzten ist auch noch die ländliche Arbeiterschaft enthalten, die noch unter dem städtischen Proletariat stehen soll), während, wenn das Eigentum gegen vor-

*) Im wirtschaftlichen Sinne; landschaftlich ist es nicht verödet, sondern als ein großartiges System von Parkanlagen wohl gepflegt und in der Jagdzeit mit fröhlichem Leben erfüllt. In Deutschland wird die Zahl der vom Naturgenuß gänzlich ausgeschloßnen Großstädter und Industriearbeiter noch nicht viel über eine Million betragen; alle übrigen bekommen wenigstens an etlichen Sonntagen ein wenig von dem Paradies zu kosten, das unser schönes Vaterland im Sommer — Gott sei Dank! -- noch ist. In England bleibt schon ein erheblicher Teil des Volkes zeitlebens in jene Proletarierhöllen gebannt, um die, geographisch von ihnen geschieden, die Paradiese der Reichen sich geräumig dehnen.

nehme Räuber Schutz gefunden hätte, ganz England von einer gleichmäßig verteilten, glücklichen, gesunden, kräftigen bäuerlichen Bevölkerung bewohnt sein würde, denn der Engländer liebt leidenschaftlich das Land und den Ackerbau. Kein Wunder, daß Smith, mit diesen Zuständen vor Augen, nur das Walten der Selbstsucht sah und die sittlichen Mächte für nichts achtete! Aber was könnte dieser rohen Selbstsucht gegenüber ein neues „Moralprinzip" helfen? Wenn nur die alte christliche Liebe und die Furcht vor dem Gott, der geboten hat: du sollst nicht stehlen! wieder zu wirken anfinge — und sie haben, wie es scheint, wieder zu wirken angefangen —, so könnte dem englischen Volke vielleicht noch geholfen werden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir doch eine Phrase zurückweisen, die uns schon oft, zuletzt in einer Polemik gegen den Rembrandt-Deutschen, begegnet ist. „Daß Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit, heißt es da, gegenwärtig sehr viel weiter verbreitet sind als in frühern Zeiten, beweist am schlagendsten das überschwängliche Lob, welches Männern wie Aristides oder Fabricius von den Alten gespendet wird, nur weil sie weder die öffentlichen Kassen bestahlen noch sich bestechen ließen. Wer dies heutzutage thut, gilt für einen Schurken, nicht aber, wer es unterläßt, für einen bewundrungswerten Tugendhelden." Der Verfasser, der übrigens sonst recht hübsche und zutreffende Gedanken ausspricht, ist ein Professor, und er muß wohl nicht zu den modernen weltläufigen Professoren gehören, sondern eines von jenen gelehrten großen Kindern sein, wie sie in Romanen und in den Fliegenden Blättern geschildert werden, sonst würde er wissen, daß Männer, die nach Bekleidung hoher Staatsämter — ohne lüderlich gelebt und an der Börse verspielt zu haben — arm sterben, heute erst recht seltne Tugendmuster sind, und würde den Unterschied zwischen uns und den Alten besser

kennen. Bei den Alten blieb mancher arm, der Gelegenheit hatte, sich zu bereichern, obgleich kein Zuchthaus drohte, und bei uns wird trotz Zuchthaus gestohlen, gestohlen von reichen Leuten, und andre verstehen es, sich auf feinere Weise zu bereichern. Sehr vieles ist öffentlich bekannt, viel andres, was man weiß, kann man nicht öffentlich sagen, ohne sich selbst der Gefahr des Gefängnisses auszusetzen. Daß in Italien die Herren, die an der Quelle sitzen, das Schöpfen gründlich verstehn, wird vielfach versichert. In Frankreich sollen Minister und Deputirte nicht viel mehr sein, als Agenten des Hauses Rothschild. In Nordamerika endlich, dem fortgeschrittensten und modernsten aller modernen Gemeinwesen, werden die Mitglieder der städtischen und Staatsbehörden täglich in Zeitungen Spitzbuben und Schurken geschimpft, ohne Einspruch dagegen zu erheben. Rußland, das klassische Land der amtlichen Spitzbüberei, kann gegen den Professor nicht angeführt werden, weil es weder ein europäisches noch ein modernes Land ist. Der Schein überzarter Ehrlichkeit entsteht eben nur dadurch, daß kein noch so geringfügiger Diebstahl, den arme Teufel begehn, ungestraft bleibt. Nach allem, was man täglich über Gerichtsverhandlungen liest, halte ich es für möglich, daß ein Mensch, der einen auf der Straße aufgelesenen Hosenknopf nicht bei der Polizei abgiebt, wegen Fundunterschlagung verklagt wird. Christus käme, wenn er heute unter uns wandelte, unfehlbar nicht allein wegen demagogischer Umtriebe, Beamten- und Majestätsbeleidigung ins Gefängnis, sondern noch dazu wegen wiederholten Diebstahls ins Zuchthaus; hatten doch er und seine Jünger die Gewohnheit, sich mit den Körnern abgerißner Ähren zu sättigen. Auch das Hufeisen in Goethes Legende würde ihm nicht durchgehen, zumal da der Erlös von drei Pfennigen den strafbaren Eigennutz deutlich erweist. Das Mückenseihen und Kamele-

verschlucken — um nicht ein noch gröberes Wort aus dem Volksmunde anzuführen — beherrscht eben die amtliche Moral der modernen Welt, und der evangelischen Moral steht sie so schroff gegenüber, daß jede der beiden im Spiegel der andern als Immoralität erscheint.

Ich für meinen Teil halte es mit der uralten natürlichen Moral und den Antrieben und Abschreckungen, mit denen sie Christus gestärkt hat, und vermag in allen neuen Erfindungen auf diesem Gebiete weiter nichts zu sehen, als Versuche, den Menschen im allgemeinen oder ein Volk oder eine bevorzugte Klasse oder einzelne bevorzugte Personen von den unveränderlichen Pflichten der einen unveränderlichen Moral zu entbinden. Wo eine solche Absicht nicht angenommen werden kann, wie bei großen, edeln Denkern, da entspringt der Irrtum wohl meistens aus unvollständiger Beobachtung der Thatsachen. So z. B. wenn Eicken am Schlusse seines Werkes über die mittelalterliche Weltanschauung „die organische Einfügung des Einzelwesens in die Gesamtheit“ als sittliches Grundgesetz findet und dann fortfährt: „Der innere Widerstreit der Seele beruht demnach nicht mehr auf dem Gegensatze des Übersinnlichen und Sinnlichen, sondern auf dem der gesamtheitlichen und Einzelinteressen. Da nun in dem Staat sich die Zwecke der Gesamtheit verkörpern, so wurde, wie einst im Altertume, der Zweck des Staates das Gesetz des Sittlichen u. s. w. [Dann folgen die bekannten Moralgrundsätze Kants und Hegels.] Unter der Einwirkung der christlichen Lehren aber gewann der Staat einen umfassendern und tiefern Gehalt, als er im Altertume besessen hatte, indem er den christlichen Gedanken der allgemeinen Menschenliebe zum leitenden Grundsatze seiner Gesetzgebung machte. Die Gleichstellung aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz und die soziale Gesetzgebung der Gegenwart . . . . sind nichts als eine praktische Ausführung

der christlichen Sittenlehre." Es thut mir leid, behaupten zu müssen, daß dem verdienst- und geistvollen Eicken auf dieser 821. Seite seines schönen und großartigen Werkes etwas recht Lächerliches entschlüpft ist. Der Staat, dessen Symbol ein von Tintenfaß und Geldbeutel flankirtes Magazingewehr ist, als Liebesgott! Nein, das ist kein Ideal, sondern eine komische Figur! Ein absoluter König und Kaiser kann aus Liebe zum Volke handeln — weit kommt er damit gewöhnlich nicht —, aber nicht der unpersönliche, aus lauter unpersönlichen Kollegien bestehende moderne Staat, wo es dem Monarchen schon sehr übelgenommen wird, wenn er seine pia desideria durch den Druck bekannt macht, ohne durch die Gegenzeichnung eines Ministers die Verantwortung dafür von sich abgewälzt zu haben. Ein Herrscher früherer Zeiten, der als Großgrundbesitzer über viele tausend Menschen väterlich waltete und die übrigen Großgrundbesitzer seines Reiches durch seinen überlegnen Geist oder durch Waffengewalt zur Nachahmung zwingen konnte, dem führte wohl bei der Abfassung seiner Gesetze sein wohlwollendes Herz die Feder, wie denn Karls des Großen Kapitularien vielfach diesen Charakter zeigen; hier herrschten persönliche, rein menschliche Verhältnisse vor. Aus der modernen Bureaukratie sind solche grundsätzlich ausgeschlossen; das verfügende Kollegium hat als Kollektivwesen keine Empfindung, und der ausführende Beamte macht sich lächerlich oder verletzt seine Pflicht, wenn er statt des Reglements oder Gesetzes sein Herz sprechen läßt. In der „Gleichstellung aller vor dem Gesetz" sind drei verschiedne Dinge vermischt. Die Anerkennung jedes vernünftigen Wesens, also auch des Sklaven, als Rechtssubjekts ist mehr als tausend Jahre vor der Entstehung des modernen Staates von der Kirche durchgesetzt worden. Die Vorrechte der privilegirten Klassen zu brechen, sind die absoluten Monarchen

des vorigen Jahrhunderts mit verschiednem Erfolg thätig gewesen, bis dann die Jakobiner aus ganz andern Gründen das Werk vollendeten. Und die Verleihung aller staatsbürgerlichen Rechte an alle ungeflügelten Zweifüßler (masculini generis, das femininum folgt nächstens nach), wie sich der selige Blankenburg in der Schlesischen Zeitung immer ausdrückte, ist weder eine Forderung der christlichen Nächstenliebe, noch wird sie von der Mehrzahl der denkenden Geister für zweckmäßig erachtet. Was endlich die soziale Gesetzgebung anlangt, so ehren wir zwar die berühmten Erlasse Wilhelms I. und II. als Ausflüsse landesväterlicher Gesinnung, aber die daraufhin gegebnen Gesetze sind wie die ältern Arbeiterschutzgesetze Englands nicht Werke der Liebe, sondern Produkte der Notwendigkeit. Versicherungsgesetze — ob die bei uns erlaßnen gelungen oder mißraten sind, kommt hier nicht in Betracht — waren notwendig, wenn nicht entweder die Gemeinden mit einer unerschwinglichen Armensteuer belastet oder Vagabundenschwärme, für die die ohnehin überfüllten Gefängnisse nicht ausgereicht hätten, über das Land losgelassen werden sollten. Der Arbeiterschutz läßt sich nicht umgehn, wenn nicht die Wehrkraft des Volkes dem Geldinteresse der Unternehmer geopfert werden soll. Und die Erreichung beider Zwecke der Selbsthilfe der Arbeiter durch Gewährung schrankenloser Koalitions- und Vereinsfreiheit zu überantworten, mag den Regierungen zu gefährlich erschienen sein. Als eine von vielen hochgeschätzte, von andern gehaßte, von allen gefürchtete Macht wahrt der Staat seine Würde, aber als liebendes und Liebe heischendes Wesen wird er zur komischen Figur und erntet nichts als Spott und Verachtung. Wenn der Staat nur die Rechtsordnung aufrecht erhält und uns Privatmenschen in unsrer Liebesthätigkeit weder stört noch hindert, dann sind wir schon zufrieden.

Was soll denn überhaupt damit gewonnen sein, wenn man an Stelle des Gegensatzes zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem den zwischen persönlichem und Gesamtinteresse setzt? Fehlt etwa der zweite im Christentum? Mit der Beseitigung des überweltlichen Gottes schwinden ein Antrieb zur Pflichterfüllung und ein Damm gegen gemeinschädliche Gelüste, die auch dort noch wirken und schützen, wo die Staatsgewalt nicht hinreicht, oder wo es gar keinen Staat giebt; das ist der ganze Gewinn, und außerdem verliert das Gewissen die leidlich feste Richtschnur, die es an dem Gebote der Nächstenliebe besaß. Bisher wußten wir: um eignen Vorteils willen dürfen wir keinem Menschen in der Welt einen Schaden, ein Leid zufügen; gutes zu thun, sind wir nur soweit verpflichtet, als unser Vermögen reicht, und zwar haben wir bei denen anzufangen, die uns Gott selbst als die allernächsten beigesellt hat. Werden wir durch höhere Gewalt, z. B. im Kriege, gezwungen, andern Menschen übles zuzufügen, so sind das keine Privathandlungen; unser Gewissen gehen sie nichts an, weil die höhere Macht die Verantwortung dafür trägt. Soll ich nun aber diese Richtschnur entbehren und das für gut halten, was der Gesamtheit dient, das Gegenteil für böse, dann muß ich die Frage entscheiden: Wo ist denn diese Gesamtheit? Welche Personen bilden sie? Ist die Menschheit die Gesamtheit? Liegt die Erhaltung von Krüppeln und Blödsinnigen im Gesamtinteresse, oder muß ich solche nicht vielmehr in ihrem eignen und im Gesamtinteresse umbringen? Muß ich auch für das Wohl der Botokuden und Melanesier besorgt sein? Müssen die Naturvölker durch Knechtung oder Ausrottung dem Gemeinwohl geopfert werden, oder gehört ihre Erhaltung und Pflege mit zum Gesamtwohl? Sind auch Frankreich und Rußland Glieder der Gesamtheit, der ich zu dienen habe? Oder bilden nur die Deutschen

eine Gesamtheit unter sich und die Franzosen eine andre, sodaß diese beiden Gesamtheiten wie zwei Welten neben einander bestehen, ohne sich gegenseitig etwas anzugehn? Dann hat allerdings das Totschießen der Gegner im Kriege keine andre Bedeutung als die Abwehr eines Heuschreckenschwarms oder einer Überschwemmung. Und wenn wir die Gesamtheit auf das deutsche Volk zusammenschrumpfen lassen, sind wir dann etwa im klaren? Gehören nicht die Deutschen Österreichs auch dazu, wie können wir mit ihnen Krieg führen? Wie kommen wir dazu, die Gesamtheit und unsern damit zusammenfallenden Pflichtenkreis mit den wechselnden politischen Grenzen bald um etliche Quadratmeilen zu erweitern, bald zu verengern? Vor 1866 waren alle Angehörigen des Deutschen Bundes unsre Nächsten. In dem entscheidenden Jahre wurden sie plötzlich in zwei Lager gespalten und mußten einander totschießen: das hannoverische Gesamtwohl war ein andres als das preußische. Nach Abschluß des Friedens muß der Preuße den Hannoveraner wieder lieben, wenn dieser nicht zufällig ein Welfe ist oder gar Windthorst heißt. Nein, da wird in Ewigkeit keine Moral draus! Wenn man die Politik auf die Moral gründen oder die Moral aus dem Staatsnutzen, der den Inhalt der Politik bildet, ableiten will, dann geht eins von beiden oder beides in die Brüche. Gesamtwohl und gesamtheitliches Interesse ist Unsinn; kein Mensch vermag anzugeben, worin das Interesse der gesamten Menschheit bestehe, und wie aus dem Widerstreit unzähliger Einzelinteressen ein Gesamtinteresse herausgefunden werden könne. Nur von den Begriffen Volkswohl und Staatsnutzen lassen sich allenfalls, obwohl auch nicht ohne heftigen Widerstreit der Meinungen, leidlich befriedigende Erklärungen geben. Der Zusammenhang der Moral mit der Politik beschränkt sich darauf, daß der gewissenhafte Staatsmann durch

die Mittel, die er zur Förderung des Staatsnutzens ergreifen muß, in immerwährende schmerzliche Gewissenskonflikte verwickelt wird, und daß er aus Gewissenhaftigkeit zuweilen von einem sehr nützlichen und zweckmäßigen, aber moralisch gar zu bedenklichen Mittel Abstand nimmt. Das einzige, was ihn aufrecht erhält, ist der Glaube, daß derselbe Gott, der das Sittengesetz gegeben hat, ihm diese furchtbaren dem Sittengesetz widersprechenden Aufgaben gestellt habe, daß dieser ihm nicht anrechnen werde, was er im Dienste des einen göttlichen Willens gegen den andern scheinbar widersprechenden sündigt, und daß er dereinst in einem höhern Lichte schauen werde, wie sich diese Widersprüche in Harmonie auflösen.

Der Irrtum eines bekannten großen Geistes, daß der Staat die Verwirklichung der sittlichen Idee sei, ist zwar aus den Zeitumständen, in denen er entstand, leicht zu erklären, aber er bleibt dennoch ein Irrtum, und zwar ein recht offen zu Tage liegender, weil er ja einen offenbaren Widerspruch enthält. Die Sittlichkeit ist das Reich der Freiheit, und der Staat ist die große Zwangsanstalt. Man hat der römischen Kirche mit Recht nachgesagt, daß sie aufgehört habe, ein sittliches Institut zu sein, als sie anfing, den Glauben und ein nach ihrer Meinung christliches Leben zu erzwingen; erst nachdem sie vom Staate ihrer Zwangsgewalt beraubt worden war, konnte sie wieder eines werden. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß der Staat ein ungöttliches oder gar ein unsittliches Institut sei. Er hat eben an sich mit der Sittlichkeit gar nichts zu thun und erfüllt gerade dann seinen göttlichen Beruf, wenn er sich innerhalb der Schranken seiner Zuständigkeit hält. Die Kirche wird unsittlich, sobald sie zu Zwangsmitteln greift. Der Staat hat keine andern als Zwangsmittel, und will er diese zur Erzeugung von Glaubensmeinungen oder von Sittlichkeit mißbrauchen, so ver-

fällt er derselben Verdammnis, denn die Sittlichkeit erzwingen wollen heißt die Sittlichkeit aufheben. Eine erzwungne Handlung ist niemals eine sittliche Handlung, und ins Heiligtum des Gewissens, wo die Gedanken einander anklagen und lossprechen, reicht keine Staatsgewalt. Zudem ist der Staat genötigt, so manches Unschuldige und sogar vom Gewissen Geforderte, z. B. den Tadel ungerechter Handlungen der Obrigkeit, zu bestrafen und so unmoralische Handlungen, wie das Spioniren im Kriege und im Polizeidienste, zu fordern. Der Staat hat gewisse unsittliche Handlungen zu bestrafen, nicht weil sie unsittlich sind, sondern weil sie Leib oder Leben, Eigentum oder Ehre seiner Schutzbefohlenen bedrohen oder schädigen. Wenn es jemals gelänge, einem ganzen Volke die Überzeugung beizubringen, daß sich das Sittliche mit den Forderungen des Staats und das Unsittliche mit dem im Strafgesetzbuche Verbotnen decke, so würde dieses Volk nicht mehr eine Nation von Menschen, sondern nur noch eine Herde dressirter Tiere sein. Der sittliche Mensch kümmert sich zwar um die Polizeivorschriften, die zum Teil wenigstens nicht erraten werden können und dennoch beobachtet werden müssen, aber das Strafgesetzbuch ist für ihn nicht vorhanden. Er weiß es, daß er keines der Verbote übertreten wird, die mit dem Sittengesetze zusammenfallen, und was die übrigen anlangt, so erkennt er für die Entscheidung der Frage, ob er dagegen handeln, z. B. eine nach seiner Überzeugung schlechte und schädliche Staatseinrichtung angreifen soll, keinen andern Richter an als sein Gewissen. Es steht elend um die Sittlichkeit in einem Staate, wo die Bürger anfangen das Strafgesetzbuch und die Kommentare dazu zu studiren.

Bei der engen Verflechtung aller Lebenserscheinungen unter einander sowohl im Gemüte des Einzelnen wie im öffentlichen Leben kann es ja an viel-

fachen Berührungen des Staates mit dem Sittlichen nicht fehlen. Der Staat vermag mittelbar, niemals unmittelbar, die Sittlichkeit wie die Unsittlichkeit auf mancherlei Weise zu fördern, und er hat je nach Umständen Nutzen oder Schaden davon. Aber durch diese vielfachen Berührungen wird er noch keine Anstalt zur Verwirklichung der Sittlichkeit. Ein großes, wohlgeordnetes Kaufmannsgeschäft und eine gut eingerichtete und geleitete Fabrik wirken nach vielen Richtungen hin sehr wohlthätig auf die Sittlichkeit aller derer, die darin beschäftigt sind, aber trotzdem ist nicht die Sittlichkeit ihr Zweck, sondern ihr nächster Zweck ist Gelderdienst, ihr entfernterer und höherer die Erzeugung und der Umtrieb von Gütern. Namentlich der preußische Staat hat sich, worauf wir noch zurückkommen werden, große Verdienste um die Sittlichkeit seiner Angehörigen erworben, aber der preußische Staat ist nicht der Staat überhaupt, und je weiter er sich ausdehnt, desto weniger vermag er sein ursprüngliches Wesen zu behaupten. Die auf Zentralisirung gerichtete und aller individuellen und korporativen Selbständigkeit ungünstige Richtung der Zeit hat den Staat mit der Fürsorge fast für alle Kulturaufgaben belastet, und die Anhänger der Hegelschen Staatsidee haben diesen Prozeß befördert und mit zunehmender Befriedigung beobachtet. Allein weder den verschiednen Kulturgebieten noch dem Staate dürfte er sonderlich zum Heile gereichen, und das beginnen die Anhänger jener Staatsidee allmählich einzusehen: ihre Begeisterung scheint den Höhepunkt überschritten zu haben. In Schule, Kunst, Wissenschaft, Gewerbe, Armenpflege, von der Kirche gar nicht zu reden, klagt man über den lähmenden und lebentötenden Druck der Bureaukratie. In andern Kreisen freilich scheint die Abkühlung mehr mit der Abnahme des Geldgewinns zusammenzuhängen, den die Freundschaft für den Staat unter Umständen einträgt. Dieser aber,

dessen Wesen ohnehin nicht geeignet ist, Liebe zu entzünden, wird nun auch noch mit allem Haß beladen, den ihm die Mißerfolge auf den verschiednen Kulturgebieten eintragen, und die Zahl derer mehrt sich, die in ihm mit Grauen Hobbes alles verschlingenden Leviathan sehen. Liebe zum Staat erziehen oder gar erzwingen wollen ist ein einfältiges Unternehmen. Wie viel Freiwillige wären wohl 1813 gekommen, wenn die Losung: Für den Staat! gelautet hätte, anstatt: Mit Gott für König und Vaterland, für Weib und Kind und den heimischen Herd! Und den Staat dadurch, daß man ihn unnötigerweise mit unlösbaren Aufgaben und der Verantwortung für den Mißerfolg beladet, auch noch dem Haß auszusetzen, ist höchst unweise. Dagegen fällt es nicht schwer, seine Notwendigkeit klar zu machen, die ja auch von der Sozialdemokratie nicht bestritten wird, denn was sie bekämpfen, das ist nicht die Staatsordnung an sich, sondern was sie den Klassenstaat nennen. Wird der Staat als das, was er seinem Wesen nach ist, als die unentbehrliche Zwangsanstalt zur Aufrechterhaltung der äußern Ordnung und zum Schutze der Staatsangehörigen allgemein aufgefaßt, dann schwindet auch das Anstößige der vielfachen Widersprüche zwischen der Staatsregierung und der sittlichen Ordnung. Dem Christen ist es von vornherein klar, daß sich menschliche Ordnungen, namentlich Zwangsordnungen, niemals mit der göttlichen Ordnung decken können, und daß Rechtsprechung und Gerechtigkeit zweierlei Dinge sind. Er weiß es, daß die Obrigkeit zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung dem Einzelnen oft Unrecht thun muß, daß hingegen für ihn persönlich die Regel gilt, es sei besser Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun. Kommt er in die Lage, vom Staate Unrecht leiden zu müssen, so zürnt er ihm nicht. Nur zweierlei empört ihn und erschüttert die Achtung vorm Staate bei Christen wie

bei Atheisten: wenn sich der fehlbare und noch dazu an die rein äußerlichen Rücksichten der Staatsraison gebundne Richter als den Vollstrecker des göttlichen Urteils und sein Walten als den Ausdruck der sittlichen Idee darstellen will, was ihm natürlich niemand glaubt, und wenn das Unrecht nicht im Dienste der allgemeinen Ordnung, sondern zum Nutzen bevorzugter Klassen verübt wird.

Die Freunde des gegenwärtigen Staates pflegen dem Kommunismus vorzuwerfen — und zwar mit Recht —, daß dieser darauf ausgehe, die Erde in ein Zuchthaus zu verwandeln. Damit erkennen sie aber gerade dieses als den höchsten Vorzug des gegenwärtigen Staates an, daß er noch einige Lebensgebiete freiläßt; mit jeder weitern Beschränkung, die der Staat seinen Bürgern auferlegt, verliert jenes Argument an Kraft. Da der Staat für viele heute schon nichts weiter als ein Zuchthaus ist, so wünschen diese natürlicherweise, die übrigen möchten zu gleicher Knechtschaft verurteilt werden, wenn nun einmal die Freiheit für alle ein unerreichbares Ideal bleiben soll. Erfüllt der Staat nur seine Pflicht, einem jeden Leib, Leben und Eigentum vor verbrecherischen Angriffen und vor äußern Feinden zu schützen, so wollen wir ihn dankbar verehren. Hilft er uns außerdem bei der Lösung unsrer Kulturaufgaben und nimmt er so manche Last auf seine breiten Schultern, die den Individuen, Körperschaften und Gemeinden, vielleicht nur, weil sie durch Bevormundung des selbständigen Handelns entwöhnt sind, zu schwer scheint, so sind wir ihm doppelt dankbar. Aber wenn er unsre Thätigkeit mehr hemmt als fördert und den Geist mehr erstickt als anfacht, dann verdient er unsern Dank nicht, und will er gar die Verwirklichung der sittlichen Idee sein, so — kompromittirt er sich bloß. Nur in der Persönlichkeit des einzelnen Menschen, sonst nirgends kann sich die sittliche Idee

verwirklichen. Mit der kollektiven Verwirklichung der sittlichen Idee geht es ungefähr so, wie mit der kollektiven Weisheit. Sämtliche Mitglieder eines Ratskollegiums mögen Weltweise und Genies sein, aber seine Beschlüsse machen dennoch, und zwar notwendigerweise, stets den Eindruck, den Schillers Xenion schildert.

Das Hellenentum vermochte aus sich allein die höchste und feinste Blüte der Sittlichkeit nicht zu erzeugen, und seine einer glücklichen Kindheit angemeßnen sittlichen Stützen würden den Weltstürmen und dem Riesenelend nicht Stand gehalten haben, die über das vielduldende Geschlecht der Menschen in späterer Zeit hereinbrachen. Aber man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, das Christentum habe die antike Humanität überflüssig gemacht. Man hat wohl gesagt, durch das Christentum sei die naive Einheit von Leib und Seele, in der die Hellenen so glücklich gewesen wären, ein für allemal aufgehoben worden, und die Entzweiung von Geist und Fleisch sei ein Fortschritt, der nie mehr zurückgenommen werden könne. Allein nach wie vor mag das Fleisch nicht ohne den Geist und der Geist nicht ohne das Fleisch leben, und eine andre mit der ersten zugleich eingetretne Differenzirung ist so bedenklicher Art, daß es schwer fällt, sie als einen Fortschritt zu bezeichnen: die Menschheit ist manichäisch in ein Gottesreich und ein Teufelsreich auseinander gefallen, mit einer Hölle mußte der neue Himmel erkauft werden. Nicht allein um die jenseitigen Reiche des Lichtes und der Finsternis handelt es sich, sondern während die Asketen alle Spuren menschlicher Bedürftigkeit ablegten, kaum noch irdische Nahrung genossen und in Verzückung schwelgten, sahen sich andre nicht allein den Qualen der Gewissensbisse und der Höllenfurcht überliefert, sondern die von düstern Phantasien ersonnenen Höllenqualen wurden Tausenden von Unglücklichen leiblich zugefügt. Bei den

Hellenen haben sich Sokrates und Alkibiades, Plato und Aristophanes gar wohl mit einander vertragen; bei den Christen genügte eine Meinungsverschiedenheit, eine Haarspalterei, eine Wortklauberei, die Streitenden mit einer Wut zu entflammen, in der sie einander nicht wie wilde Bestien rasch zerfleischten, sondern wie Teufel mit Vorbedacht langsam zu Tode marterten. Wenn wir den Tod des Sokrates mit den Hinrichtungen sogenannter Ketzer durch die Obrigkeiten aller drei christlichen Konfessionen und von wirklichen oder vorgeblichen Staatsverbrechern vergleichen, wie sie noch im vorigen Jahrhundert vorgekommen sind, so strahlt das athenische Volk, nicht bloß Sokrates, sondern auch seine Feinde, in einem Glanze, vor dem wir Christen beschämt die Augen niederschlagen müssen. Es war doch nichts Geringes, daß sich die Angesehenen der Stadt so viele Jahre hindurch seine ironische Kritik ruhig hatten gefallen lassen, und für das ohnehin zerfahrne Gemeinwesen erschien es in der That als eine Gefahr, wenn die jungen Leute ganz allgemein zur Gewohnheit des Kritisirens erzogen wurden. Der Gedanke, den Mann unschädlich zu machen, war also natürlich. Aber wie wurde er ausgeführt? Nicht in Form eines feigen heimlichen Justizmordes, sondern in der Form eines öffentlichen Prozesses. Die Richter ließen den Mann ausreden, obwohl sie wußten, daß sie durch seine Worte tief gedemütigt werden würden, daß die Rede das Ansehen des Angeklagten erhöhen und die Verehrung seiner Anhänger zur Schwärmerei steigern würde. Seine Schüler und Angehörigen durften ihn im Gefängnisse besuchen, selbst der Kerkermeister war freundlich gegen ihn, keine leibliche Pein wurde ihm zugefügt, kein unzarter Hauch, geschweige denn eine Roheit oder Grausamkeit trübt die göttliche Schönheit des unsterblichen Gedichts, in dem uns sein Schüler Plato erzählt, wie der Meister in Andachts-

stille (ἐν εὐφημίᾳ) hinübergeschlummert sei zur Genesung. Forscht man nach den größten Scheusalen, die das Menschengeschlecht mißhandelt und geschändet haben, und nach der schlimmsten sittlichen Verworfenheit größerer Kreise, so findet man sie weder bei den Negern, noch bei den Türken, noch bei den römischen Imperatoren — beim Griechenvolke schon gar nicht —, sondern leider in der Christenheit.

Vier Lebenskreise sind es, in denen sich dieses teuflische Element*) konzentrirt hat: der Hof von Byzanz, namentlich in der Periode der Glaubensstreitigkeiten, die Inquisition, die deutsche Justiz im Zeitalter der Hexenprozesse und der englische Industrialismus. Der Hof von Byzanz mit seinen Blendungen und Verstümmelungen liegt uns zu fern; die Inquisition ist hinlänglich bekannt, werden doch die Schrecken ihrer Folterkammern in den „Extrakabinetten" unzähliger Schaubuden gezeigt, dagegen ist der Anteil der protestantischen Geistlichen und Juristen an den Hexenprozessen selbst dem gebildeten Publikum ziemlich unbekannt; ich erinnere mich einer einzigen Artikelreihe, die ihn ohne Scheu hervorgehoben hat; sie war vom Grafen Schack und stand im „Berliner Tageblatt." Bei diesen Justizmorden ist nun materiell die Schuld der römischen, formell die der protestantischen Kirche größer. Jene ist die Urheberin davon und hat viel längere Zeit hindurch gewütet; sie hat auch die abscheulichen Denunziationen an die Stelle der offnen Anklage gesetzt und unter juristischem Einfluß jenes Inquisitionsverfahren ausgebildet, das auch bei den Hexenprozessen angewendet wurde und das ein Hohn auf alle Rechtspflege ist. Die Kirche der Protestanten aber wollte reformiren und hat die schlimmsten Ver-

*) Wo es den fanatischen Charakter zeigt, dürfen wir es wohl auf die mit dem Christentum in unsern Erdteil eingeströmten orientalisch-semitischen Einflüsse zurückführen.

irrungen der alten Kirche erst auf die Spitze getrieben. Während sie die „lieben Heiligen," diese bei allem abergläubischen Unfug, der mit ihnen getrieben wird, doch immer freundlichen und zum Teil idealen Gestalten*) verjagte, brachte sie den Teufel mehr denn zuvor in die Mode. Und auch von ihnen gilt doch wohl, was ein edler Reformirter von den Glaubensgerichten sagt, daß eine Verbrennung, wie die Servets, tausend spanische Ketzerbrände aufwiege. Daß die katholische Kirche an Orten, wo der Unfug zum Gegenstande eines traurigen Wetteifers zwischen ihr und der Stiefschwester geworden war, ärger wütete als zuvor, wird man sehr erklärlich finden. K. A. Menzel sagt in seiner Neuern Geschichte der Deutschen III. S. 187: „Unter den erst nach Spees Tode geführten Prozessen konnten die, mit denen in den Jahren 1650 bis 1660 zu Lindheim in der Wetterau der Oberschultheiß Geiß gegen das Eigentum und Leben der unglücklichen Bewohner wütete, für die scheußlichsten gelten, bis vor kurzem [d. h. 1836] aus dem schlesischen Fürstentum Neisse und dem benachbarten mährischen Gebirgslande noch schauderhaftere Justizgreuel bekannt worden sind." Auf dem Herrn des Ländchens, dem Fürstbischof von Breslau, lastet die Verantwortung dafür um so schwerer, als er einen nicht unbeträchtlichen Geldgewinn daraus zog. Man hat in neuerer Zeit die Hexenrichter zu entschuldigen gesucht. Der Hexensucht habe etwas Thatsächliches zu Grunde gelegen. Es sei erwiesen, daß sich viele Weiber durch

---

*) Der Herzog von Argyll bemerkte einmal in einer Monatsschrift: wenn es der katholische Geistliche in einer Londoner Proletarierwohnung so weit gebracht habe, daß in der Ecke, wo sonst die Schnapsflasche stand, ein Marienbild hänge oder stehe, so sei die Familie gerettet. Der bildlose Kultus ist immer nur für wenige; wo aber Bilder gebraucht werden, da hängt doch sehr viel davon ab, ob es christliche Bilder oder indische, chinesische, mexikanische Fratzen sind.

Einreibung mit einer Salbe in wollüstige Träume versetzt hätten; die Hexenprozesse seien also eine allerdings grausame Reaktion gegen ein Volkslaster gewesen. Das ist vielleicht richtig; nur war einerseits diese Reaktion keineswegs die eigentliche und Hauptquelle jener Verirrung der Rechtspflege, und andrerseits hat sie alles Maß überschritten. Wer würde es auch nur zu entschuldigen versuchen, wenn man heute den Spiritismus mit Folter, Scheiterhaufen und Güterkonfiskation bekämpfen wollte? Es wird auch vergebens sein, zu leugnen, daß die Hexenverfolgung mit der orthodoxen Strömung des siebzehnten Jahrhunderts zusammengehangen habe. Der Zusammenhang besteht thatsächlich. Denn wenn auch schon lange vorher Hexen verbrannt worden waren, so erlangte, wie K. A. Menzel hervorhebt, der Wahnsinn doch erst nach eingetretner Spaltung seine ungeheure Ausdehnung, indem die drei Konfessionen einander überboten und jede befürchtete, von den andern beiden des mangelnden Glaubenseifers beschuldigt zu werden, wenn sie lässiger wäre im Hexenbrennen; namentlich auch die schottischen Puritaner haben nach den von Buckle angeführten Zeugnissen in dieser Art Gottesdienst einen entsetzlichen Eifer entwickelt. Es versteht sich von selbst, daß wir nicht etwa die christliche Moral für diese Greuel verantwortlich machen, sondern die Immoralität und die Verschrobenheit der damaligen Christen.

Darauf eben kommt es mir an, zu zeigen, daß das Christentum, mag man es sich nun in der Hierarchie oder in der Bibel oder im christlichen Volke verkörpert denken, für sich allein seine Anhänger vor den gröbsten Verirrungen und Lastern nicht zu schützen vermag, daß es von dem allgemeinen Gesetz, wonach jedes Element des geistigen Lebens andrer Elemente zu Gegengewichten bedarf, keine Ausnahme bildet, und

daß zu den Geistesmächten, die ihm gegen gewisse Verirrungen Schutz gewähren, auch die Humanität der Alten gehört, während andrerseits wiederum diese Humanität des Schutzes vor den ihr nahe liegenden Verirrungen durch das Christentum bedarf. Eben darum müssen wir einen Augenblick gerade bei solchen Greueln verweilen, an denen der Protestantismus beteiligt ist. An sich wäre es ja zu wünschen, daß alle solche Schauergeschichten von der ewigen Nacht völligen Vergessens verschlungen würden. Ganz richtig sagt ein älterer Geschichtschreiber, es sei ein Glück für die spätern Geschlechter, wenn ihnen unbekannt bleibe, welche Teufel in Menschengestalt früher gelebt haben, und der Jugend und dem Volke wird ja auch gewiß kein Verständiger ausführliche Mitteilungen über Gegenstände machen, die geeignet sind, den Glauben an Gott und die Menschheit zu erschüttern; ich selbst war wochenlang dem Nihilismus nahe, als ich die darüber handelnden Abschnitte in K. A. Menzels neuerer Geschichte der Deutschen zum erstenmal gelesen hatte. Aber die leitenden Geister müssen auch diese die Menschheit schändenden Blätter der Geschichte kennen, weil sie sich sonst ganz falsche Vorstellungen von den Bedingungen des sittlichen Lebens machen. Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich aus einem alten Werke, das allgemein bekannt sein sollte, dessen Verbreitung aber vom Parteigeiste verhindert worden ist, nur zwei kurze Stellen hersetze, die noch nicht das schlimmste enthalten. „Während die Theologen — sagt Menzel a. a. O. (III. 64) nach einem Bericht über Glaubensgezänk — in so barbarischem Geiste die Bedingungen der Seligkeit feststellten, und jede der mancherlei Schulen ihre Bahn für den allein richtigen Weg zum Himmel, die der andern für den gewissen Weg zur Hölle erklärte, ließen es sich die Juristen angelegen sein, schon die Erde zur Schaubühne höllischer Szenen zu machen.

In den Jahrbüchern der Landschaften und Städte kommt es nun (gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts) immer häufiger vor, daß Weiber ersäuft, lebendig begraben oder verbrannt, zuweilen nach Abschneidung der Brüste, männliche Verbrecher an den vier Ecken des Marktes mit glühenden Zangen gerissen, vor ihrem oder vor des Ermordeten Hause durch Abhauung der Hand verstümmelt, dann gerädert und lebendig aufs Rad gelegt oder, nach schamloser Verstümmelung, langsam zu Tode geschmaucht worden sind. Nicht leicht gab es eine Stadt, deren Obrigkeit nicht das ihr zustehende Recht über Leben und Tod alljährlich durch einige Verbrannte, Geräderte, Gehenkte und Enthauptete beurkundet hätte. In dem einzigen Fürstentum Ansbach, das damals schwerlich über einhunderttausend Seelen enthalten haben mag, haben in dem Zeitraume von neunundzwanzig Jahren, von 1575—1603, mehr als 1441 Menschen die Qualen der Folterwerkzeuge, 309 die Strafe des Prangers und Staupbesens, die übrigen grausamen Verstümmelungen an Ohren, Händen und Fingern nicht mitgezählt, 474 den Tod durch das Schwert, Galgen, Rad oder Feuer gelitten. Die meisten Opfer des letzten starben dem Hexenwahne, der den in frühern Jahrhunderten erhobnen Widerspruch der Vernünftigen völlig zum Schweigen gebracht hatte, seitdem die Reformatoren diesen erst kurz vor ihrer Zeit von einem Papste begünstigten Irrtum durch das volle Gewicht ihres Ansehens und ihrer Überzeugungen bekräftigt hatten. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig ließ in der Nähe von Wolfenbüttel so viele Hexen verbrennen, daß die Pfähle, an denen die Unglücklichen angebunden wurden, das Ansehen eines Waldes gewannen. Noch mehr aber als die große Zahl der Hingerichteten — denn die Menge der Verbrechen, die Strenge der Gesetze und selbst der Wahnglaube der

Richter kann dieselben entschuldigen — zeugt wider den Geist des Jahrhunderts das Wohlgefallen und die verführerische Lust, mit welcher die Kunst der Qualen von frommgläubigen Obrigkeiten geübt ward. Wir erinnern an den gräßlichen Tod des lebendig Vierteilens, den Grumbach und Bruck auf das Geheiß des Kurfürsten August erlitten, Bruck um keiner andern Schuld willen, als weil er seinem Fürsten in den Tagen des Unglücks treu geblieben war und den Dienst als Kanzler versehen hatte. Die Untersuchungsrichter behandelten das Foltern als Wissenschaft und prunkten mit den Kunstausdrücken derselben. In den Gerichtsakten ward frevelhafter Scherz mit dem Entsetzlichen getrieben."

Eine Anmerkung enthält Beispiele. Henker, die sich auf die Kunst verstanden, ihre Opfer monatelang zu peinigen, ohne ihnen das Lebenslicht auszublasen, wurden überall gegen hohe Besoldung gesucht, denn ein vorzeitiger Tod des Gemarterten kürzte diesem Geschlecht, dem fröhlicher Sang und Klang, Tanz und Spiel und Freude am Schönen als Sünde erschienen, einen hohen Genuß. „Wenn auch das Todesurteil schon gefällt war, machte es den Richtern noch Genuß, oft nur ein paar Tage vorher noch eine Folterung vornehmen zu lassen, sodaß die Verbrecher meist zum voraus zerknickt und zerbrochen auf dem Richtplatz ankamen. Dieses grausame Spiel, das die Justiz mit dem menschlichen Leibe treiben durfte, rächte sich furchtbar an den Völkern, als in den Kriegen, die die kirchlichen Leidenschaften und Interessen entzünden halfen, Soldaten die Rolle der Henker gegen wehrlose Schlachtopfer übernahmen und die Kunst der Qualen zur Befriedigung der Raubsucht und Wollust im Wetteifer mit den Dienern der Gerechtigkeit übten." Selbstverständlich spielte schon bei diesen letzten, also in der Strafjustiz, die Wollust in ihrer niederträchtigsten,

nicht viehischen, sondern teuflischen Gestalt eine hervorragende Rolle, wie die beliebten schamlosen Verstümmelungen von Männern und die an tausenden und abertausenden von unschuldigen Mädchen vorgenommenen unsagbaren Prozeduren beweisen, die eine verdorbne katholische Pfaffenphantasie erfunden hatte, und die nun von sittenstrengen protestantischen Richtern und Stadtvätern geübt wurden. Auch kam es öfter vor, daß ein solches Wesen, wenn es mit zerbrochnen Gliedern und über und über mit Schnitt- und Brandwunden bedeckt dalag, auch noch vom Henker geschändet wurde; „vom Teufel in des Henkers Gestalt," wie die blödsinnige Heuchelei, freilich in einem gewissen Sinne ganz richtig, in den Akten zu verzeichnen pflegte. Gräßliche Rache der Natur an einem Geschlecht, das die Abbildung einer schönen nackten Menschengestalt oder einen anmutigen Tanz, in dem die Schönheit der Jugend zum Ausdruck gelangt, als heidnischen Greuel verurteilt haben würde!

Und wären es nur, außer den Hexen, lediglich wirkliche Verbrecher gewesen, an denen diese sogenannte Justiz verübt wurde! Noch schrecklichere Wirkungen, als an den Höfen der Fürsten — schreibt Menzel (a. a. O. S. 108) nach Erzählung des Crellschen Prozesses —, äußerte die theologische Barbarei des Zeitalters in den Parteiungen des Stadtregiments. Er erzählt nun die Leidensgeschichte des Henning Brabant. Unter der Führung dieses gebildeten und tüchtigen Mannes stürzte im Jahre 1601 die Bürgerpartei in Braunschweig den patrizischen Rat und richtete eine demokratische Verfassung ein. Die lutherische Geistlichkeit, die mit den Patriziern in Spannung lebte, hatte die Verfassungsändrung begünstigt, zerfiel aber bald auch mit den Bürgerhauptleuten. Da sich auch die Volksgunst von Brabant, der zum Demagogen zu ehrlich und gutmütig war, bald abwandte, so wagte

es das Stadtministerium, ihn und seine Amtsgenossen wegen eines geringfügigen Anlasses zu exkommunizíren Während noch über die Wirkungen dieses Bannes verhandelt wurde, „verbreitete sich im Mai 1604 plötzlich das Gerücht, Brabant sei auf dem Ägidienkirchhofe von einem Raben verfolgt worden; dieser Rabe besuche ihn auch im Hause. Bei dem damaligen Standpunkte der deutschen Kultur drohte solch ein Gerücht dem, gegen den es ausgebracht ward, an Leib und Leben Gefahr; denn daß ein Rabe, der einen Exkommunizirten besuchte, niemand anders als der Teufel sei, verstand sich von selbst. Brabant hielt es daher für nötig, unter dem Titel: Rabentand, eine Verantwortung drucken zu lassen." Aber seine Feinde preßten einem Bürger, der sich ungerecht behandelt glaubte und die Obrigkeit bedroht hatte, auf der Folter durch fürchterliche Martern das Geständnis aus, er sei von Brabant angestiftet. Nun wurde zur Verhaftung der Bürgerhauptleute geschritten. Brabant entkam zwar, brach aber beim Sprunge von der Stadtmauer ein Bein und wurde zurückgeschleppt. Über die Folterung der Bürgerhauptleute erzählt Menzel: „Sie wurden in der Art verhört, daß man jedem befahl, auf alle Fragen, die ihm vorgelegt würden, ja zu sagen. Zögerte einer, so wurden ihm die Hände mit Darmsaiten so fest auf den Rücken gebunden, daß das Blut aus den Einschnitten in Strömen herunterfloß und unter den Nägeln hervorquoll. Dann wurde der Inquisit zum zweitenmale befragt. Waren seine Antworten noch nicht befriedigend, so wurde ein Strick mit einem Haken von der Decke der Marterkammer herabgelassen, der Haken in den Verband der Hände geschlagen und der Gemarterte an der Rolle in die Höhe gezogen." Dem Brabant wurde dabei ein Arm ausgerissen; auch an dem gebrochnen Bein wurde er gemartert. „Da der Hängende nun gewöhnlich in Ohnmacht fiel und gar nicht ant-

worten konnte, so wurden ihm, unter dem Vorwande der Verstocktheit, die spanischen Stiefeln angelegt und die Füße zermalmt. Jetzt erwachte der Gemarterte gewöhnlich aus seiner Betäubung und schrie, daß er zu allem ja sagen wolle. (Noch stärkere Zumutungen der Richter wies der Henker mit der Bemerkung ab, er müsse seine Seligkeit bedenken.) Solch ein Verhör war ein Fest für die deputirten Mitglieder des Gerichts. Dieselben saßen auf grünen Polstern an einem grün beschlagnen Tische und thaten sich auf Kosten der Kämmerei in einem Seitenzimmer an Wein und Konfekt so gütlich, daß sie entweder wie wütend wurden oder schlaftrunken auf das Gesicht sanken, während der Gemarterte um der Wunden Jesu willen nur um einen Tropfen Wasser oder um einen Augenblick Erleichterung flehte. Zuweilen blieb er sechs, acht, ja neun Stunden mit kurzen Pausen in den Rollen hängen, bis die zum Schmause abgetretnen Richtherren wiedergekehrt waren, oder indem ihm die Artikel des Verhörs mit größter Umständlichkeit vorgelesen wurden. War endlich das Verhör zu Ende, und hatte der Henker die Schulterknochen wieder eingesetzt, so wurde die Frage gethan, ob er beschwören wolle, in dem Urgicht (dem Verhör nach der Tortur) alle Fragen von neuem zu bejahen. Widerrief er jetzt, so wurde die peinliche Frage in geschärfter Weise dergestalt wiederholt, daß der auseinandergerenkte Leib mit brennendem Schwefel bespritzt und unter die Fußsohlen brennende Lichter gestellt wurden.“ Einer der Gemarterten, Drüsemann, starb in der Folter hängend, während die Richtherren schmausten. Brabants kräftige Natur überstand eine dreimalige mehrstündige Folterung. Seine Hinrichtung zu erzählen ist in einer Zeitschrift nicht möglich. Das scheußlichste daran ist das Raffinement, mit dem die Geistlichen während seiner Zerstücklung bis zum letzten Augenblicke bemüht waren, auch noch seine Seele zu

Das schrecklichste der Schrecken ist der Mensch in seinem Wahn!

peinigen. Die übrigen Opfer dieses Höllenspuks wurden mit dem Schwerte hingerichtet. Solche Scheusale hat das freundliche Hellas nicht ausgebrütet.

Eine Geschichte der englischen Teufeleien würde mit der barbarischen Vertreibung der Bauern durch die Lords, mit den scheußlichen Armengesetzen und der blutigen Unterdrückung aller nicht zur Staatskirche gehörenden Christen zu beginnen haben und mit der Behandlung der schwarzen und weißen Sklaven im neunzehnten Jahrhundert enden. Aber das eigentlich Satanische bleibt doch der Umstand, daß die englischen Fabrikanten, lediglich um schneller reich zu werden, Hunderttausende von Kindern bis zu fünf Jahren hinab, zum Teil in aller Form gekaufte Armenhauskinder, unter unerhörten Mißhandlungen verbraucht haben, wie rohe Fuhrknechte billig gekaufte Gäule verbrauchen.*)

---

*) Am ausführlichsten haben Engels in seinem Werke über die Lage der arbeitenden Klassen in England und Karl Marx in dem Abschnitte seines Hauptwerks, das die Geschichte der englischen Kapitalbildung erzählt, diese Greuel für deutsche Leser dargestellt. Diese Bücher ungelesen zu lassen, hält sich der deutsche Philister schon darum für verpflichtet, weil ihre Verfasser Sozialisten sind. Der liberale Professor Held hebt aber in seinem Werke „Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands" (nach des Verfassers Tode herausgegeben von G. F. Knapp bei Duncker und Humboldt, 1881) nachdrücklich hervor, daß die Angaben beider Verfasser durchaus zuverlässig, größtenteils amtlichem Material entnommen und für das Verständnis der industriellen Geschichte Englands gar nicht zu entbehren seien. Die moderne Industrie habe eben „Menschenopfer unerhört" gefordert, und die Kindermißhandlung sei ihr allein eigentümlich. Man müsse sich damit trösten, daß diese Leiden rascher vorübergegangen seien [ja wenn sie es schon wären!], als die der Sklaven und der Leibeignen. (Vergl. S. 397, 400, 617 und viele andre Stellen.) Daß der Verbrauch von Kindern unter sechs Jahren ganz allgemein war, und daß Fälle von der Einspannung drei- und zweijähriger amtlich beglaubigt sind, verschweigt auch er nicht. Die Teufelei blieb nicht auf die eigentliche Industrie beschränkt. Die englische Organisation des Kaminfegergewerbes dürfte wenigstens einigen unsrer Leser schon bekannt sein. Die Kamine waren so eng, daß nur schmächtige Kinder darin hinaufkriechen konnten. Solche wurden für diesen Zweck von der Straße aufgelesen, gestohlen oder von den Eltern oder aus

Das ist im Heidentum unerhört; weder Rom und Griechenland, noch der muhammedanische Orient kennen dergleichen, die Naturvölker vollends behandeln die Kinder durchweg mit Affenliebe. Und man darf nicht glauben, daß diese unmenschliche Härte wenigstens jener Seite der Sittlichkeit zu gute gekommen wäre, an die man heutzutage bei dem Worte zunächst zu denken pflegt. Ihre abergläubische und heuchlerische Frömmigkeit hat die puritanischen Grubenbesitzer nicht gehindert, tagtäglich nackte Knaben und Mädchen zusammengekoppelt in die Gruben hinunterzulassen; sie hat es nicht gehindert, daß die arbeitende Bevölkerung in einen Zustand viehischer Unwissenheit und unsäglichen Elends hinabgedrückt wurde, in dem weder ein Familienleben möglich ist, noch überhaupt sittliche Begriffe entstehen können. Lange vor den Enthüllungen der Pall Mall Gazette hat A. von Öttingen (Moralstatistik S. 468, nach Leon Fauchers Etudes sur l'Angle-

Armenhäusern gekauft. Vierjährige Kinder wurden in Röhren von unglaublicher Enge hinaufgeprügelt, während unter ihnen geheizt wurde, oder man zwang sie durch Nadelstiche in die Fußsohlen und angezündetes Stroh, sich hinaufzuzwängen. Auch Sonntags wurden sie in dieser Weise verwendet. Sie wurden niemals gewaschen und starben an entsetzlichen krebsartigen Krankheiten. Das alles wurde vor dem Parlament schon 1788 festgestellt (Held S. 429), und in unserm Jahrhundert fand der Philanthrop Graf Shaftesbury die Lage noch unverändert. Bei dieser Lage der Dinge darf man wohl auch annehmen, daß Dickens bei seinen Schilderungen von Kindermißhandlungen in Pensionaten nicht übertreibt. Cicero erwähnt irgendwo einen Sklaven, der auf Befehl seines Herrn gekreuzigt wurde, weil er einen Eber zur Unzeit erlegt hatte, und bemerkt dazu: „vielleicht war das hart." In dieser milden Bezeichnung für eine solche Grausamkeit sieht ein neuerer christlicher Apologet einen deutlichen Beweis für die Verdunkelung des Gewissens bei den Heiden. Was soll man aber dazu sagen, wenn ein edler Mann unsers „humanen" neunzehnten Jahrhunderts, das sich hoch erhaben dünkt über das Christentum, die englischen Arbeiterzustände „durchaus ein ernstes Übel" nennt, wie Held auf S. 625 thut? Das Wort niederträchtig kommt nur einmal bei ihm vor (S. 631), und daß ganz England das Schicksal Sodoms und Gomorrhas zehnfach verdient hätte, scheint ihm nicht eingefallen zu sein.

terre S. 12 und 211) auch deutsche Leser mit der Thatsache bekannt gemacht, „daß in London auf offnem Markte, zwischen Spitalfields und Bethnal=Green alle Montag zwischen sechs und sieben Uhr morgens Eltern ihre sieben= bis zehnjährigen Kinder — es ist ein offnes Geheimnis, zu welchem Zweck es geschieht — zum Verkauf ausbieten." Der lieblose und von den Musen und Grazien verlaßne Geist des englisch=schottischen Kirchenwesens hat die innern Schranken niedergerissen, die des Menschen Begierden zügeln, und nur noch äußere stehen lassen, die zwar den Schein der Sittlichkeit, nicht aber ihr Wesen erzwingen können; er hat die Menschen nicht reiner, sondern nur heuchlerischer und brutaler gemacht; er hat die Poesie vom Verkehr der Geschlechter abgestreift und nur das Viehische übrig gelassen. Dazu kommt, daß sich dieses Kirchenwesen, Hochkirche wie Puritanertum, in den Dienst der Reichen und Mächtigen gestellt hat. Die Ausdrücke the Poor und the Wretch wurden von den Zeiten der Elisabeth an die stehende Bezeichnung für die Gesamtheit der arbeitenden Klassen, und das Volk wurde in jene zwei Welten zerrissen, die, wie Disraeli sagt, einander nicht mehr verstehn. Der Arme, mochte er zur Klasse der labouring poor oder der idle poor gehören, ward nicht mehr als menschliches Wesen angesehn und behandelt. Jene äußern Schranken gelten dem Manne der Gesellschaft nur Personen seines Standes gegenüber: derselbe Mann, der im Salon den zartfühlenden Ritter spielt, fordert draußen die Opfer des Minotaurus ein. Der edle Puritanercharakter ist auf wenige ausgezeichnete Männer beschränkt geblieben. Das Massenpuritanertum ist die Religion beschränkter Köpfe, deren Gemütsleben durch eine unfreundliche Außenwelt und fanatische Predigten verwüstet worden ist, sodaß sie, da sie selbst kein Glück mehr kennen, es auch andern nicht gönnen und nur noch in der Zerstörung von

Glück und im Gelderwerb eine gewisse Befriedigung finden; es ist eine menschenfeindliche Religion. Nicht ganz ist es den Puritanern gelungen, die Lebenslust Altenglands zu ersticken. Es war ein Glück für Cromwell, schrieb die Saturday Review zu Weihnachten 1891, daß das Weihnachtsfest im Jahre 1653 auf einen Sonntag oder in der Nonkonformistensprache auf den Sabbath fiel. Denn die „Heiligen" wollten auch das Weihnachtsfest als einen Heidengreuel abschaffen, nicht bloß die alten lieben Volksbräuche, sondern auch den Gottesdienst. So aber mußten zum Troste der noch zahlreich vorhandnen wirklichen Christen die Kirchen an diesem Tage geöffnet bleiben. Sonst würde es in London, wo Cromwell mit eisiger Kälte und teilweise mit Spott und Zeichen der Verachtung empfangen wurde, zum offnen Aufruhr gekommen sein, was um so schlimmer gewesen wäre, als seine „Heiligen," die überhaupt keine vernünftige Staatsordnung vertrugen, wegen seiner zu großen Toleranz gegen ihn zu zetern anfingen. Sieben Jahre später begrüßte das Volk den zurückkehrenden Stuart und die Wiederherstellung eines bescheidnen Maßes von bürgerlicher und Religionsfreiheit mit Jubel. Nebenbei bemerkt: die Bureaukratie mancher Festlandsstaaten zeigt gegenwärtig einen stark puritanischen Zug. Die Herren haben aus der Geschichte nichts gelernt, kennen sie vielleicht auch nur mangelhaft. Sie übersehn außerdem die psychologische Thatsache, daß ein rauhes Klima und drückende Armut, jedes für sich schon, um wie viel mehr also beide vereinigt, traurig stimmen, und daß beständige Traurigkeit die weniger edeln Seelen, die ja stets die Mehrzahl bilden, bösartig macht. Ein armes Volk im Norden braucht geräuschvolle Volksfeste, allwöchentlich Gesang und Musik, Spiel und Tanz und einen belebenden Trunk so notwendig wie das liebe Brot, wenn es gesund bleiben soll. Wollen sich die Behörden um diese Privat-

angelegenheiten der Staatsbürger kümmern, was durchaus nicht nötig ist, so würde wahre Staatsweisheit fordern, daß es nach dieser Richtung hin geschähe, nicht nach der entgegengesetzten. Eine stillschweigende Verschwörung der Parteien hat bisher zu verhindern verstanden, daß die so wichtige Kenntnis des wirklichen modernen Englands im deutschen Volke verbreitet werde. Die Konservativen schonen es aus Hochachtung vor seiner Aristokratie, ferner weil es ein protestantisches Land ist und um unliebsamen Vergleichungen vorzubeugen. Die Liberalen sind noch eifriger bemüht, uns die Scheuklappen der Unwissenheit vorzubinden, denn ihr System steht und fällt mit der Antwort auf die Frage, ob die Engländer ein glückliches oder ein unglückliches Volk seien. Von den Katholiken endlich sind die angesehensten zu sehr in das Interesse der herrschenden Stände verwickelt, die übrigen zu unwissend, und den einzigen von ihren Leuten, der dem deutschen Publikum über englische Verhältnisse reinen Wein eingeschenkt hat, Döllinger, dürfen sie nicht mehr lesen, weil er ein Ketzer ist.

Man braucht aber diese Dinge sowie die sogenannte Justiz bei den Deutschen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts nur kennen zu lernen, um sofort einzusehen, wie unentbehrlich ihre Kenntnis ist, und daß die Unkenntnis die leitenden Geister der Nationen der Gefahr höchst verderblicher Irrtümer aussetzt. Denn diese Geschichten beweisen, daß die christliche Kirche in keiner ihrer vier Hauptformen, und zwar weder für sich allein noch im Bunde mit dem Staate, das Menschengeschlecht vor dem Sturz in eine Verderbnis zu bewahren vermag, die alle heidnische Verderbnis überbietet, ja daß die Kirche solche Verderbnis jedesmal selbst erzeugt, wenn sie einen gewissen genau anzugebenden Irrweg betritt. Dieser Irrweg besteht darin, daß an Stelle des in Liebe wirksamen

Glaubens, der sie beleben soll, der tote Buchstabenglaube gesetzt wird, daß man diesen Glauben allen Widerstrebenden fanatisch aufzuzwingen sucht, daß man die Natur für das Böse erklärt und den ästhetischen Sinn unterdrückt. Was Schiller über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts geschrieben hat, bleibt ewig wahr. Für uns kommen in diesem Zusammenhange besonders zwei Wirkungen in Betracht. Der ästhetisch gebildete Mensch vermag erstens den Geschlechtstrieb nicht an jedem beliebigen Stück Fleisch zu befriedigen, sondern er fordert Bedingungen, die sich weit seltner einfinden als das physische Bedürfnis, und zweitens fühlt er kein Bedürfnis, im Gegenteil das stärkste Widerstreben gegen jede Verletzung und Entstellung des Menschenleibes, den er als die Verkörperung seines höchsten Ideals mit zarter Scheu verehrt. Die Ästhetik kann verweichlichen, aber sie erzeugt keine Ungeheuer.

K. A. Menzel, der königlich preußische Schulrat und aufrichtig fromme, streng konservative Mann, hat die Philosophie des vorigen Jahrhunderts gepriesen, weil sie die orthodoxen Christen aus blutdürstigen Bestien wieder in Menschen zurückverwandelt, und die französische Revolution gesegnet, weil sie durch die Guillotine den entsetzlichen Verbrechen gegen das göttliche Ebenbild ein Ende gemacht habe. Das letzte der Scheusale, beiläufig bemerkt, die die Folter- und Hinrichtungskünste gepflegt haben, ist der Jesuitentöter Pombal in Portugal gewesen. Was auch die Jakobinerbanden verbrochen haben mögen, sie haben das Menschenquälen nicht als Kunst betrieben. Und, wohl gemerkt, nicht aus der Zügellosigkeit eines von den Fesseln der Staatsordnung befreiten Volkes sind das Jakobinertum und die Schreckensherrschaft hervorgegangen, sondern sie waren auch wieder nur das Produkt eines Fanatismus: des Fanatismus theoretischer Volksbeglücker,

die meistens Advokaten, also studirte Juristen waren, und denen sich ausgehungerte Proletarier zur Verfügung stellten; diese Proletarier aber waren wiederum das Produkt der alten Regierung, die das Volk durch Steuerdruck arm gemacht hatte.

Phantasievolle Freunde der bestehenden Ordnung haben uns die Greuel ausgemalt, denen unser Volk dereinst unter der Herrschaft des Kommunistenstaates verfallen würde. Nun, diese Greuel sind alle, und zwar weit schlimmer, schon dagewesen, unter höchst gottesfürchtigen, strammen Regierungen dagewesen, und sie kommen heute noch vor im frommen London wie im orthodoxen Rußland, das wir als fünften Schandfleck der Christenheit hätten nennen können. Wer es aber gar für möglich hält, daß diese Greuel schon in naher Zukunft über uns hereinbrechen könnten, der stellt unserm angeblichen Erzieher, dem gegenwärtigen Staate, ein um so vernichtenderes Zeugnis aus, als dieser mit einer Macht über seine Angehörigen ausgerüstet ist, wie vor ihm kein andrer, sodaß er jeden, der sich seinen Anordnungen widersetzt, wie einen wehrlosen Wurm zu zermalmen vermag. Aber selbst wenn trotz solcher Übermacht des Staates eine Revolution über uns hereinbrechen sollte, so würde das zwar ein großes Unglück sein, jedoch nicht zur Auflösung aller menschlichen Bande führen. Was wir heute Staat nennen, war im Mittelalter so gut wie nicht vorhanden, aber die Menschen haben trotzdem nicht wie das liebe Vieh gelebt und nur in den von der Kirche eingerichteten Folterkammern wie Teufel gewütet. Die Franzosen haben sich im laufenden Jahrhundert mehr als einmal ohne alle oder mit einer sehr mangelhaften Regierung behelfen müssen, aber die Familien und Gemeinden sind nicht aus Rand und Band gegangen; auch 1870 war es, wie 1789, wieder nur der hauptstädtische Pöbel, der, noch dazu durch außerordentliche

Ereignisse zum Wahnsinn erhitzt, blutige Orgien feierte. Auch bei den Naturvölkern bilden die Kannibalen die Ausnahme. Vor den Unruhen in Deutsch-Ostafrika konnte, wie Kenner versichern, der Europäer bloß mit einem Regenschirm bewaffnet ungefährdet von der Küste bis an die Seen spazieren,*) und nicht wenige abenteuerlustige englische Frauen haben ganz allein Asien und Afrika kreuz und quer durchstreift, ohne daß ihnen etwas schlimmes begegnet wäre. Erst kürzlich ist eine Mrs. Sheldon unversehrt von den kriegerischen Massais zurückgekommen, die sie gern als ihre Königin bei sich behalten hätten, namentlich, weil sie von einem weißseidnen Kleide der Dame bezaubert waren. Anständige Frauen, die ein Martyrium der Schamhaftigkeit bestehen wollen, müssen sich schon nach Berlin oder Breslau bemühen, wo es ihnen begegnen kann, daß sie von Studenten, unsern zukünftigen Richtern und Gesetzgebern, als Dirnen angesprochen oder mit Schirmen und Stöcken ins Gesicht geschlagen werden.

Eine feste Staatsordnung ist freilich um so nötiger, je enger an einander gedrängt die Menschen leben; aber sie stellt sich mit dem Bedürfnis überall von selbst ein, und nur das Erbsünddogma konnte die ganz ungeschichtliche Vorstellung erzeugen, die Abschaffung einer bestehenden alten Ordnung müsse notwendigerweise die Menschen in lauter Unholde verwandeln. Die Vorstellung vom radikalen Bösen ist ebenso falsch wie die entgegengesetzte, daß die Menschen von Natur sittlich

*) Am 9. März dieses Jahres veröffentlichte der Afrikareisende G. A. Krause eine Erklärung, in der er u. a. mitteilte, daß er in den Landschaften zwischen der Goldküste und Timbuktu 4500 Kilometer unbewaffnet zurückgelegt und sich lange Jahre hindurch in Afrika ohne Furcht vor einem nächtlichen Überfall allabendlich zum Schlaf niedergelegt habe; einem Beamten des deutschen Reiches sei es vorbehalten gewesen, die Eingebornen gegen ihn, Krause, aufzureizen und ihn zum Waffentragen zu zwingen.

gut seien. Die natürlichen Begierden sind an sich sittlich indifferent, gut aber nicht im ethischen, sondern in dem Sinne, wie der Optimist die ganze Schöpfung gut nennt, indem sie einen unentbehrlichen Bestandteil des Menschenwesens bilden. Sittliche Bedeutung empfangen sie nach und nach in der Gesellschaft, indem die Vernunft ihre Befriedigung ordnet. Diese Ordnung gestattet ihnen einen gewissen Spielraum; überschreiten sie dessen Grenze, so werden sie unsittlich. Einen zweiten weitern Kreis zieht die bürgerliche Ordnung, und überschreiten sie auch diesen, so richten sie Verderben an. Wo einer geordneten mäßigen Befriedigung der Bedürfnisse keine gar zu großen Hindernisse im Wege stehn, da pflegt sich die Mehrzahl innerhalb des ersten engern Kreises zu halten, und die Überschreitung des zweiten, weitern kommt nur ausnahmsweise vor. Erfahrungsgemäß aber tritt die Überschreitung in großem Maßstabe und massenhaft stets in folgenden drei Fällen ein: unter der Einwirkung des Fanatismus, bei großer Machtfülle (Cäsarenwahnsinn und Übermut des Reichtums), und wenn durch materielle Not oder durch Staatszwang der Masse ein Maß von Selbstüberwindung zugemutet wird, das die Durchschnittskraft übersteigt. Wenn sich in dem zuletzt genannten Falle die Natur gegen die künstlichen Schranken empört, so ist das nicht ein Unglück, sondern ein Glück für ein Volk. Ein Volk frommer Lämmer würde zwar ein Schauspiel für die Engel des Himmels sein, aber nicht lange, da es bald von den Wölfen gefressen werden würde, denn die Schafsnatur der einen weckt in den kräftigern Nachbarn einen Wolfshunger. Lerne leiden, ohne zu klagen! ist ein sehr schöner Wahlspruch für den einzelnen Christen, aber er taugt nichts für einen ganzen Stand oder gar für ein Volk; denen frommt der andre mehr: Artige Kinder kriegen nichts. So wäre es ja auch gewiß ein rührender Anblick, wenn sich die ge-

samte Jugend der gebildeten Stände aus lauterm Pflichtgefühl krumm, lahm, blind und schwindsüchtig büffelte, was unter der Alleinherrschaft des pflichtmäßigen Gehorsams ganz gewiß geschehen würde, denn die Herren Lehrer würden in der schweigenden Geduld, mit der die auferlegten Lasten getragen würden, immer nur die Aufforderung zu weiterer Belastung sehen. Aber heilsamer ist es denn doch wohl für die Jugend wie fürs Vaterland, wenn sich das Fleisch wider den Geist ein wenig empört und dem Lehreifer durch jenen passiven Widerstand, den man Faulheit nennt, gewisse Schranken zieht.

Die Tugenden wie die Laster des edlern Heidentums sind menschlich geartet, das Christentum hat den Himmelsglanz seiner göttlichen Tugenden durch das unheimliche Feuer höllischer Bosheit verdüstert. Wenn auch den von der Schönheit berauschten und zärtlich gestimmten Hellenen, während er sich noch vom Sohne der Aphrodite Urania gezogen glaubte, gar oft unversehens der Eros der Aphrodite Pandämos überwältigte (Platos Symposion 8 und 9), so blieb doch die Absicht fern, dem Gegenstande der Begierden Schaden zuzufügen oder wehe zu thun; der heuchlerische Christ zügelt die Begierden zum Schein und verbindet mit ihrer heimlichen Befriedigung die teuflische Lust, zu peinigen und zu zerstören. Möge uns auch fernerhin das Gut des Christentums gewahrt bleiben! Aber die Himmelsblüten übernatürlicher Tugenden aus Seelen, in denen ihr Keim nicht liegt, zwangsweise hervortreiben wollen, ist wahnsinniger Frevel; er kann zu Scheußlichkeiten führen, wie den oben geschilderten, oder zu solchen, wie sie den mittelalterlichen Ketzern nachgesagt werden und sich unter dem Namen Satanismus in kleinen geheimen Gesellschaften bei den Franzosen bis auf den heutigen Tag erhalten haben sollen. Sehen wir auf die Wirksamkeit des Christentums im großen und ganzen des

Völkerlebens, so finden wir, daß es im Schaffen stärker ist als im Verhüten. Die durchschnittliche Summe der Laster und Verbrechen wird bei den christlichen Völkern nicht geringer sein als bei den edlern Heidenvölkern; aber bei jenen erzeugt die Religion Blüten des geistigen Lebens, treibt sie zu Opfern, stiftet sie edle sittliche Verhältnisse, bringt sie gemeinnützige Veranstaltungen hervor, die den Heiden unbekannt bleiben. Vor allem aber verdanken die christlichen Völker der immerwährenden Mahnung des Wortes Gottes an die Gewissen und dem Gottvertrauen, das sie mit einem unverwüstlichen Optimismus erfüllt, jene verjüngende Kraft, die aus jeder mit dem Untergange bedrohenden Krisis einen Durchgangspunkt zu neuen Lebensformen macht. Sehen wir auf das individuelle Leben, so finden wir: dem Menschen von gewöhnlicher Begabung genügt eine mit rein natürlichen Erwägungen begründete und nur mäßige Anforderungen stellende Moral; sie genügt ihm nicht allein, sondern sie ist ihm auch zuträglicher. Das schließt selbstverständlich die Verwendung der christlichen Motive nicht aus, die aber an Wirksamkeit nicht gewinnen würden, wenn man die Religion in Kirche und Schule lediglich als Morallehre behandeln und die kirchlichen Einrichtungen vorzüglich zur Sittenzucht verwenden wollte. Die Aufgabe der Religion ist es, das Gemüt mit heiligen Bildern zu erfüllen, in eine höhere, reine Region zu erheben und mit Hoffnung zu trösten; sie soll den ganzen Menschen, sein Empfinden, Wollen, Denken und Vorstellen veredeln. Auf die Sittlichkeit wirkt sie um so stärker und sicherer, je weniger eine unmittelbar darauf gerichtete Absicht zu erkennen ist; nichts stößt mehr ab, als Moralpredigten und das ewige: Du sollst, oder du sollst nicht! Der Mensch braucht nur einen angemeßnen Wirkungskreis und Befriedigung seiner Notdurft zu finden, so thut er das Gute und unterläßt das Schlechte von selbst. Die sitt-

lichen Grundbegriffe soll sich allerdings jeder, jedoch ohne Grübelei aneignen; aber daß sich jeder über den Unterschied der natürlichen, der philosophischen und der christlichen Antriebe klar werde, ist nicht nötig. Wählt der Gebildete mit Bewußtsein die natürliche Nützlichkeitsmoral oder irgend eine philosophische, so muß ihm das freistehn; ein aufrichtiger weiser Epikureer ist nicht allein für die Gesellschaft nützlicher, sondern auch wirklich sittlicher als ein heuchlerischer Christ; freilich ist die Zahl der epikureischen Thoren größer als die der epikureischen Weisen. Die schöne Moral unsers gebildeten deutschen Bürgerstandes, die in der Zeit von den Befreiungskriegen bis in die letzten Jahrzehnte geherrscht hat, beruhte auf einer glücklichen Mischung christlicher und humanistischer Anschauungen und Motive. Seit einiger Zeit droht sie nach drei oder vier verschiednen Richtungen auseinanderzugehn. Auf der einen Seite sehen wir ein raffinirtes Genußleben mit ein bißchen angefaulter Ästhetik verbrämt, auf einer andern die grobe, blinde, tolle Geldgier, sodann eine Roheit und Rücksichtslosigkeit, die sich unter dem Namen der Schneidigkeit brüstet, auf der vierten Seite endlich Pietisterei und Puritanertum. Das ist doch wohl eher Zersetzung als heilsame Differenzirung zu nennen. Auf diesem Gebiete muß eine neue Einigung angestrebt werden, die jedoch weder vom Staate noch von der Kirche zu erwarten ist. Wie im vorigen Jahrhundert, muß wieder auf litterarischem Wege eine Republik der Gebildeten gegründet werden, die über den Konfessionen und politischen Parteien steht, und die auch die Moral wieder auf die einzig sichere, weil natürliche Grundlage der sittlichen Ideen stellt. Dadurch muß im Volke ein zuverlässiger sittlicher Takt erzogen werden, der natürlich niemals hinreicht, für jede Einzelfrage auf kasuistischem Wege eine übereinstimmende und für alle bindende Entscheidung herbei-

zuführen, was auch gar nicht nötig ist, der es aber merkt und entschlossen Widerstand leistet, wenn dem Volke entweder erlaubter Genuß verkümmert oder unerlaubter als erlaubt hingestellt, oder ungerechte Gewaltthat als Mittel zu einem vermeintlich guten Zweck empfohlen wird. Wunderbar ist die Heldenkraft, die der christliche Glaube in außerordentlichen Fällen verleiht, aber so allgemein brauchbar und wohlthätig ist keine Charaktereigenschaft, als die aus Hellas stammende Gewohnheit, Maß zu halten in allen Dingen.

Von der verschiednen Färbung der Sittlichkeit durch die Konfessionen ist zwar gelegentlich schon die Rede gewesen, aber gewisse Streitfragen über diesen Punkt können wir doch nicht ganz mit Stillschweigen übergehn. Diese Streitfragen sind sehr einträglich für den Buchhandel, denn sie erzeugen seit Jahrhunderten jahraus jahrein eine Menge Bücher und Schriften, die meistens gar nicht schlecht gehn, aber das ist auch ihr einziger Nutzen; für die Praxis, für die Volkssittlichkeit sind sie ohne alle Bedeutung.

Ganz besonders auf dem Gebiete der Sittlichkeit wird dem Katholiken das Verständnis abgesprochen; ein Katholik, schreibt der früher erwähnte Amiel, werde niemals die protestantische Sittlichkeit verstehn. Aber versteht er sie selbst, ja versteht er sich selbst? Man liest seine tiefsinnigen, von heißem Verlangen nach Wahrheit und Heiligkeit durchglühten Betrachtungen mit Andacht und Rührung, aber eine feste Richtschnur des Glaubens und Handelns sucht man vergebens darin. Das Christentum, heißt es da u. a., werde bis auf den heutigen Tag nicht verstanden, ja die wahre Religion erscheine den meisten Christen lästerlich. Die Kirche — er meint hier offenbar alles, was sich nur irgend Kirche nennt — sei ketzerisch. „Wohl oder übel, es giebt eine esoterische Lehre. Es giebt eine relative Offenbarung; jeder dringt so weit ein in Gott, als

Gott in ihn eingeht, wie, glaube ich, Angelus Silesius sagt." (Christliche Welt, Jahrgang 1891, Nr. 37.) Das ist richtig, und wer sich zur Höhe dieses Mystikers, der übrigens sehr eifrig für seine, die katholische Kirche eingetreten ist, emporschwingt, der braucht eigentlich kein äußerliches Kirchenwesen, aber beim Volke und bei der Jugend, denen wir doch wohl den Weg zu zeigen verpflichtet sind, ist mit privaten Erleuchtungen nichts anzufangen. Als das Wesen der wahren christlichen Sittlichkeit bezeichnet Amiel Liebe, Abscheu vor der Sünde, Sinnesänderung. Aber in welchem Abschnitt ihrer mehr als achtzehnhundertjährigen Dauer hätten diese drei Dinge, die im Leben ja leider nur allzuoft vermißt werden, in den amtlichen Kundgebungen der Kirche gefehlt? Man findet sie in jedem katholischen Katechismus. Anselm von Canterbury, der gewöhnlich als der erste Scholastiker bezeichnet wird, behauptete, wenn ein Mensch vor die Wahl gestellt würde, ob er die mit dem Untergange bedrohte Welt durch eine „läßliche" Sünde, z. B. eine Notlüge retten wolle oder nicht, so müsse er lieber die Welt untergehn lassen, als daß er Gottes Heiligkeit mit klarem Bewußtsein durch eine Sünde beleidigte. Ist eine tiefere Würdigung der Sünde und ein größerer Abscheu vor ihr denkbar, und giebt es unter hundert Protestanten einen, der den guten Anselm nicht für verrückt erklären wird?

In einer hochansehnlichen evangelischen Versammlung wurde auf die Bemerkung, daß die Zahl der barmherzigen Schwestern größer sei als die der Diakonissen, geantwortet, es fänden sich eben leichter Leute, die das Gute um der zukünftigen Himmelsfreude willen, als solche, die es thun, weil sie das Reich Gottes in sich tragen. Auch das ist richtig. Aber will man alle guten Werke verpönen, an denen die Selbstsucht in ihren mancherlei gröbern und feinern Formen ihren Teil hat, dann mag die evangelische

Kirche nur gleich erklären, daß sie mit all den sozialen und Wohlthätigkeitsbestrebungen, die in die Öffentlichkeit treten, nichts zu schaffen habe. Auch ist es ein Irrtum, daß in der katholischen Kirche das quia ganz und gar durch das ut verdrängt worden sei. In jedem Katechismus kann man lesen, daß, wer Gott um seiner selbst willen liebt, sich auf einer höhern Stufe des sittlichen Lebens befinde, als wer ihm nur mit Rücksicht auf die jenseitige Vergeltung dient, und daß eine knechtische Furcht vor der ganz sinnlich aufgefaßten Höllenpein gar nicht als sittliches Motiv gelte, daher zur Rechtfertigung des Sünders nicht genüge. In den Lehrbüchern der Askese und Mystik wird dieser Punkt ausführlich besprochen und durch allerlei Beispiele und Geschichtlein erläutert, von denen wir eins anführen wollen. In Alexandria lief einmal eine Frau mit verzücktem Antlitz auf dem Markte herum, die in der einen Hand eine brennende Fackel, in der andern einen Eimer voll Wasser trug. Als man nach dem Sinn ihres wunderlichen Gebahrens fragte, rief sie: „Mit dieser Fackel möchte ich den Himmel in Brand stecken und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auslöschen, damit Gott in Zukunft nicht mehr aus Verlangen nach der Seligkeit und aus Furcht vor der Hölle, sondern um seiner eignen Schönheit willen geliebt werde.“ Viele barmherzige Brüder und Schwestern wählen gewiß ihren Beruf ohne alle Spekulation auf das Jenseits, lediglich von ihrem barmherzigen Gemüte getrieben.

Damit fällt auch die Behauptung, daß die Autonomie der Moral etwas eigentümlich Protestantisches sei. Dante, der sich von Virgil (der menschlichen Vernunft) zu seinem eignen Papst und Kaiser krönen ließ, ist allen Gebildeten bekannt, und die sogenannten Mystiker haben alle kein andres forum internum anerkannt als ihr eignes Gewissen. Die Gewissen des

Volkes aber werden im Protestantismus so gut von Autoritäten regiert wie in der römischen Kirche, und wo wirklich größre Freiheit herrscht, da entspringt sie, wie im dogmatischen Gebiete, nicht aus dem Fehlen der Autorität, sondern aus der Mehrheit einander widersprechender Autoritäten. Die Ohrenbeichte ist zwar ein prinzipiell sehr bedenkliches und in der Praxis oft verwerfliches Institut und dabei vor allem sehr lästig, aber eine Fesselung der Gewissen kann man sie kaum nennen. In der Beichte wird ja den Leuten nicht gesagt, was sie thun oder lassen sollen — das geschieht vielmehr, gerade so wie bei den Protestanten, im Religionsunterricht und in der Predigt —, sondern sie selbst haben zu sagen, in welchen Stücken sie die Gebote Gottes und der Kirche übertreten haben. Fast nur mit Beziehung auf die Kirchengebote kommt es bei Erwachsenen vor, daß sie fragen, ob dies oder jenes Sünde sei; im übrigen entscheiden sie ganz autonom, und die Entscheidung fällt gewöhnlich dahin aus, daß, was immer auch einem so vollkommnen Manne oder einer so vollkommnen Frau zu thun beliebt, selbstverständlich keine Sünde sein könne. Kennt man den Pönitenten zufällig, seinen Wandel und seine Verhältnisse, und erinnert ihn an seine wirklichen Charakterfehler und Verschuldungen, so kommt man schön an. Zu einer Betschwester, die sich wie gewöhnlich ihrer Zerstreuungen im Gebet mit großer Zerknirschung anklagte, sagte einmal ein Priester: „Ach, lassen Sie doch den Firlefanz, aber wie können Sie so niederträchtig gegen die gute Frau N. handeln!“ Da fuhr das heilige Wesen wie eine Furie zum Beichtstuhl hinaus, und — der Priester war sie für immer los; sie wählte sich einen andern Beichtvater. Noch übler würde man natürlich ankommen, wenn man einen angesehnen Mann wegen stadtbekannter Dinge, deren er sich aber nicht anklagt, zur Rechenschaft ziehen

wollte. Sünden, grobe und schwere, und zahlreich wie der Sand am Meer, findet der Beichtvater meistens nur bei Knaben und Mädchen im Alter von dreizehn bis sechzehn Jahren. Die stöbern mit Gewissenhaftigkeit jede winzige Kleinigkeit auf, zittern, ob ihnen Gott auch ihre schwere Schuld vergeben werde, erkundigen sich mit Angst, ob sie sich eines sehr groben Verbrechens schuldig gemacht haben, wenn sie ein Stückchen Tropfwachs von der Größe einer Nuß unterschlagen haben, und nehmen sich mit Ernst vor, Heilige zu werden. Es ist ja auch da viel Mechanismus dabei. Sie legen gewöhnlich einen sogenannten Beichtspiegel zu Grunde, den sie teilweise abschreiben, und da zudem Menschen, die in denselben Verhältnissen leben, einander sehr zu gleichen pflegen, weiß der Priester bei jeder Kinderbeichte schon im voraus so ziemlich, was kommt; er atmet erleichtert auf, wenn der kleine Sünder endlich flüstert: „Ich habe Tiere gequält," denn das macht gewöhnlich den Schluß. Aber ein ganz mechanischer Akt ist dieses Ablesen abgeschriebner Sünden (sie schreiben natürlich auch gegenseitig von einander ab; „pump mir mal deine Sünden," sagt eins zum andern) nur bei wenigen stumpfsinnigen Kindern, bei den geweckteren höchstens an Orten, wo ein schlechter, fauler oder unfähiger Geistlicher den Religionsunterricht erteilt. Den Kindern mag die Sache weder viel schaden noch viel nützen, aber den Geistlichen nützt sie; die nicht ganz verhärtet sind, verlassen doch nach einer Kinderbeichte immer beschämt den Beichtstuhl. Vom sechzehnten Jahre ab fällt dem Knaben die Aufrichtigkeit schwer. Er drückt sich über seine Peccadillen contra sextum möglichst allgemein aus, und allmählich findet er, daß kein Grund vorliegt, warum er bei andern Sündenklassen mehr ins einzelne gehen solle. Auch schon die schärfere Ausbildung der Individualität (als Knabe verschlossen und trutzig!) macht ihn spröde, sodaß

er nicht leicht jemand in sein Inneres blicken läßt. Freilich bilden die Sünden meistens gar nicht das Individuelle, sondern nur das allgemein Menschliche. Je älter er wird, und je mehr er die Welt kennen lernt, desto mehr gewinnt das cosi fan tutti über ihn Gewalt, er findet, daß er eigentlich noch viel zu gut sei für diese schlechte Welt, und so erwirbt er sich um das dreißigste Jahr herum jene strahlende Reinheit, die es ihm möglich macht, in der Osterzeit ohne sonderliche Beschämung den Beichtstuhl zu betreten, da er ja außer einigen Regungen eines gerechten Zorns nichts zu bekennen hat. Nicht auf dem sittlichen Gebiete liegt die Bedeutung des Beichtstuhls. Nur insofern spielt hier die Ohrenbeichte eine Rolle, als diese Einrichtung die Möglichkeit darbietet, in unauffälliger Weise gewissen außerordentlichen Seelenbedürfnissen abzuhelfen: schwer bekümmerten — namentlich unglücklich verheirateten Frauen — einen Tröster, innerlich reichen nach Vollkommenheit ringenden einen Führer und Ratgeber, großen Verbrechern die Möglichkeit eines Bekenntnisses, nach dem sie sich sehnen, zu vermitteln. Für solche Fälle ist das Institut in evangelischen Kreisen schon oft zurückgewünscht worden. Seine eigentliche Bedeutung aber liegt darin, daß es die Kraftprobe der römischen Kirche bildet; vermag sie über einen Mann so viel, daß er in den Beichtstuhl kriecht, dann hat sie ihn fürs ganze Leben sicher. Weibern und Kindern widerstrebt diese demütigende, vertrauensvolle Hingebung weniger, viele empfinden sogar ein Bedürfnis darnach. Wie weit der Beichtstuhl für fremde, namentlich politische Zwecke gemißbraucht werden mag, läßt sich natürlich, vorausgesetzt, daß es überhaupt geschieht, nicht leicht ermitteln. Sollte es in größerm Maßstabe vorkommen, so würden Frankreich und Italien, auch Österreich die Ohnmacht des Beichtstuhls beweisen.

Nicht in den Gewissensfragen im allgemeinen, an die man bei dem Worte Sittlichkeit zunächst denkt, ist der Katholik von seiner Kirche abhängig, sondern nur in zwei Klassen solcher Fragen: wo es sich um den Glauben und wo es sich um die Kirchengebote handelt. In beiden Gebieten jedoch ist der Unterschied zwischen ihr und den evangelischen Kirchen nicht grundsätzlicher Art, sondern betrifft nur den Umfang. Das protestantische Prinzip allerdings würde hier völlige Freiheit fordern, die lutherischen, reformirten und unirten Kirchen dagegen haben stets Dogmenzwang und Kirchenzucht geübt, nur daß sie weniger Dogmen und Kirchengesetze haben als die beiden katholischen Kirchen. Daß aus der Verpflichtung zum sonntäglichen Kirchenbesuch, aus dem Fastengebot und der Beobachtung der geschloßnen Zeiten (Advent und Fasten) der Sittlichkeit ein sonderlicher Schaden erwachse, dürfte schwer zu beweisen sein. Wenn eine katholische Magd, die bei einer protestantischen Herrschaft dient, Sonntags um halb fünf Uhr aufsteht, um der Fünfuhrmesse beiwohnen zu können, und Freitags das Stückchen Fleisch, das sie bekommt, einem Armen giebt, so scheint in einer Zeit, wo der Staat das Gebiet der Sittlichkeit zu verschlingen droht, und wo mancher angesehne Mann keine andre Normen des Handelns mehr kennt als das Strafgesetzbuch, das Polizeireglement und den Beifall oder die Mißbilligung der Vorgesetzten, solches Handeln einen Rest sittlicher Autonomie zu retten; denn von der Beobachtung jener Gebote hat die Magd keinen Orden, sondern höchstens Spott und Schelte zu erwarten, im besten Falle bleibt ihr Thun unbeachtet, und kehrte sie sich nicht an die Kirchengebote, so würde ihr die Übertretung nicht den geringsten Nachteil zuziehen.

Es ist sonderbar, daß man die Kantische Pflichtenmoral als die autonome hat preisen können. Schiller

hat bei aller Begeisterung für Kant doch sofort eingesehn, daß es um die Autonomie, um die Freiheit und damit um die Sittlichkeit selbst geschehen sein würde, wenn der Mensch radikal böse wäre und das Gute immer nur widerstrebend aus knechtischem Gehorsam gegen den kategorischen Imperativ thäte. Auch Herbart hat bemerkt, daß dieses „du sollst" und „du sollst nicht" edlere Gemüter nur beleidige. Nach Paulus ist es das Los des unerlösten Menschen, sich dem Gesetz als einem harten Zuchtmeister unwillig und unvollkommen nach Sklavenart zu fügen, während der Erlöste durch den Geist des Vaters, der ausgegossen ist in sein Herz, zum Kinde geworden, des Vaters Willen als seinen eignen mit Freuden erfüllt, und neuere Theologen suchen auch Luthers Rechtfertigungslehre in diesem Sinne zu deuten. Wir halten die paulinische Auffassung insofern für richtig, als wir glauben, daß der Geist des Christentums, wo er ungefälscht wirken kann, die sittliche Empfindung verfeinert und die Zahl der edeln Gemüter vermehrt. Solchen Gemütern ist es natürlich, Wohlwollen zu üben, gerecht zu urteilen, keines andern Menschen Rechte zu verkürzen, gegen jedermann wahrhaftig zu sein und ihre natürlichen Gaben in nützlicher Thätigkeit zu verwenden. Sie fühlen sich an diese Art zu handeln gebunden, und darin besteht eben ihr Pflichtgefühl. Aber in der Form des kategorischen Imperativs tritt es nicht auf. Wenn sie im Innern eine Stimme zu vernehmen glauben, so klingt diese nicht: du mußt, du sollst! sondern: ich will es, ich mag und kann nicht anders. Das einzige, was einen solchen bewegen könnte, wider die Pflicht zu handeln, wäre eine harte, grobe und plumpe Obrigkeit, die ihm durch ihre Befehle und Anordnungen fortwährend zu verstehen gäbe, daß er gar nichts zu wollen, sondern nur zu gehorchen habe. Ein solcher Zustand raubt der Pflichterfüllung

alle Freudigkeit, und wenn der also gemaßregelte endlich einsieht, daß sein guter Wille ganz überflüssig ist, und daß der erste beste Lump mit Hilfe der Fuchtel in eine ebenso brauchbare und glatt arbeitende Maschine verwandelt wird, dann sagt er wohl einmal: Nun will ich gerade nicht, um zu zeigen, daß ich ein Mensch bin und freien Willen habe! Die Zahl der einfachen, schlichten Seelen, deren Leben, von außen betrachtet, als ein beständiges Opfer im Dienst der Pflicht erscheint, die aber nie etwas von Kant und Fichte gehört, nie im Leben ein erhabnes Moralsystem studirt oder erhabne Gedanken ersonnen haben, und die weiter nichts thun, als dem Zuge ihres edeln Herzens folgen, ist zum Glück für die Menschheit nicht gering. Nicht bloß Mütter giebt es, sondern auch Väter, Brüder, Schwestern, Muhmen, die für ein Häuflein Kinder einen Tag wie den andern arbeiten und entbehren, bis sie eines Tages tot umfallen, ohne sich etwas besondres dabei zu denken oder außer dem Drange ihres Herzens noch eines andern Antriebes zu bedürfen. Auch durch Gewissenskonflikte kommt kein fremdes Element in edle Gemüter: in der Außenwelt, nicht in ihnen liegt der Widerspruch, der sie zerreißt und vielleicht tötet. Wenn ein Liebender von solchem Charakter entdeckt, daß er den Gegenstand seiner Liebe ohne Verletzung der Rechte eines andern nicht besitzen kann, so versteht sich der Entschluß der Entsagung von selbst, aber der Schmerz, den sie ihm zufügt, ist nichts Unedles, kein Widerstreben gegen die Pflicht, kein Beweis für das radikale Böse, so wenig wie die leibliche Pein einer Mutter, die für ihr Kind hungert, und ihre Sehnsucht nach Speise die Erbsünde beweisen. Bei manchen Konflikten wird die Entscheidung einer edeln Natur gerade gegen das ausschlagen, was äußerlich als Pflicht erscheint; wenn ein Mann sich oder die Seinigen in eine unwürdige, unerträgliche Lage ein-

gezwängt sieht und nach dem Worte des alten Arndt handelt: der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte, dann wird gewöhnlich eine Verletzung der äußern gesetzlichen Ordnung, eine Pflichtwidrigkeit herauskommen, eine kleine oder große Revolution.

Für gewöhnlich allerdings erscheinen die edeln Seelen pflichttreu, wenn sie auch bei allem, was sie thun, lediglich ihrer Natur folgen und gar nicht daran denken, daß sie Pflichten erfüllen. Ihre Moral ist Tugendübung, sie geht aus den sie beherrschenden sittlichen Ideen hervor. Für die rohern Seelen, die des Antriebes von außen und der Abschreckung, des Sporns und Zügels bedürfen, eignet sich die Pflichtenmoral, und die ist nun eben vor allem nicht autonom. Ein „du sollst" und „du sollst nicht" hört kein Mensch von Natur in seinem Herzen. Von außen wird es in ihn hineingerufen, von Eltern, Lehrern, Priestern, Vorgesetzten, und tönt dann fort in ihm. In keinem Lande der Welt wird dieses Wort so oft und so nachdrücklich gerufen wie in Preußen, und da allgemein anerkannt ist, daß Kant nirgends anders gedacht werden kann als in Preußen, und daß er zu Friedrich dem Großen gehört, wie Fichte zum Freiherrn vom Stein, so ist damit auch schon der Charakter seiner Moral als der Unteroffiziermoral deutlich genug ausgesprochen. Damit widerfährt ihr keine Herabsetzung; der preußische Unteroffizier ist eine weltgeschichtliche Größe; ihm verdankt unser Staatswesen jene Strammheit, Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit, die es befähigten, Frankreich niederzuwerfen und das deutsche Reich aufzurichten. Aber die höchste und feinste Moral ist sie nicht, und autonom auch nicht; der in ihr erzogne Soldat oder Beamte erfüllt seine Pflicht mit der Zuverlässigkeit einer Maschine, so lange ihm ein Vorgesetzter sagt, was für ihn Pflicht sei, aber wenn er selbständig handeln soll, wird er nur zu leicht ratlos. Wenn in Deutschland die

Vorzüge der protestantischen Moral gepriesen werden, so meint man gewöhnlich die preußische. Manche scheinen sie darum für besonders evangelisch zu halten, weil das opus supererogatorium ein für allemal ausgeschlossen ist, wenn keiner mehr als seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit thun kann. Aber daß es den Norddeutschen mit dem Verzicht auf alle Verdienstlichkeit ihrer Tugend ernst sei, wird nicht eher glaubhaft sein, als bis der König von Preußen das Ordensfest abschaffen muß, weil ihm alle Orden zurückgeschickt werden. Der Einwurf: Wir wollen ja nur vor Gott kein Verdienst haben, vor Menschen ist das etwas andres! ist hinfällig; es ist eine billige Tugend, sich vor Gott einen unnützen Knecht zu nennen, wenn man die Ehren einheimst, die die Welt vergiebt. Den Papst kostet es auch keine Selbstüberwindung, sich den Knecht der Knechte Gottes zu nennen; wenn er auf die dreifache Krone, den Fußkuß, die sella gestatoria und auf seine Souveränität verzichtete, dann könnte man an seine aufrichtige Demut glauben.

Die dritte Art von Moral, die Gütermoral, ist besonders in England ausgebildet worden, weil kein Volk der Welt mit solcher bewußten Absicht und solcher Beharrlichkeit nach Reichtum strebt wie die Engländer. Daß dieser Krämertypus nicht gerade der höchste Moraltypus sei, wird in England selbst anerkannt. Wer den Engländer veredeln wolle, meint John Stuart Mill, der müsse vor allem seinen Erwerbssinn schwächen. Unter den ökonomischen Tugenden, die dieses Moralsystem begünstigt, ist natürlicherweise die am meisten ausgebildet worden, die der Britte am nötigsten braucht: die Zuverlässigkeit im Handelsverkehr. Darin waren ihm die Holländer vorangegangen, von denen Sir William Temple seinerzeit schrieb: „Wo sie mit Sachverständigen verkehren, sind sie ehrlich, sonst suchen sie aus der Einfalt und Unwissenheit des andern Teils

Nutzen zu ziehen.“ Aber die gleichmäßigste Ausbildung und allgemeinste Verbreitung aller ökonomischen Tugenden ist nicht in England, sondern in Frankreich zu finden. Alle Beobachter des gewerblichen und sozialen Lebens Frankreichs stimmen darin überein, daß der Bienenfleiß und die Sparsamkeit der französischen Bauern, Kleinhändler und kleinen Gewerbetreibenden Bewunderung verdienen, und daß die gewerblichen Erzeugnisse Frankreichs die jedes andern Landes in Schatten stellen. Die ökonomischen Tugenden finden sich nämlich überall unfehlbar von selbst in dem Maße ein, als sie dem Inhaber nützen. In Frankreich kann es auch der kleine Mann durch Fleiß, Mäßigkeit und Sparsamkeit zu bescheidnem Wohlstand bringen, seitdem die Revolution den Großgrundbesitz zerschlagen, Millionen kleine Besitzer geschaffen und diesen den Ertrag ihrer Arbeit leidlich gesichert hat, während unter den letzten Königen des vorigen Jahrhunderts, wo der Bauer in Lumpen gehen und seine Vorräte verscharren mußte, wenn er nur etwas vor dem Steuererheber retten wollte, Hunderttausende dieser Unglücklichen fortliefen und ganze Armeen von Schmugglern, Vagabunden und Banditen bildeten. Dieselbe Wirtschaftlichkeit findet man in allen den deutschen Provinzen, die sich eines tüchtigen Bauernstandes erfreuen, bei den Halbpächtern Toscanas, und wo sonst die Verhältnisse ähnlich liegen. In England ist das nicht der Fall. Am Anfange unsers Jahrhunderts waren daher die Engländer der untern Klassen wenig besser als die Irländer und aller wirtschaftlichen Tugenden bar; erst die Gewerkvereine haben den Bestand einer gehobnen Arbeiterschaft möglich gemacht, und kleine Besitzer giebts überhaupt nicht. Der Fabrikant Escher in Zürich, der zweitausend Arbeiter verschiedner Nationen zu beschäftigen pflegte, hat die Nationalitäten von seinem Standpunkte aus charakterisirt. Die intelligentesten, die des Fabrikleiters Mei-

nung rasch auffassen und sich in neue Verhältnisse leicht hineinfinden, sind die Italiener. (Sehr natürlich! Von Haus aus gut begabt, haben sie sich in ihrer Heimat frei entfalten können; ihr Geist ist in der Jugend weder durch Schuldrill noch durch Fabrikarbeit steif und einseitig geworden.) Dann kommen die Franzosen, dann erst die langsamen Engländer, Schweizer, Deutschen und Holländer. Die Engländer sind unübertrefflich in der einen Arbeit, für die man sie abgerichtet hat, aber sonst zu nichts zu gebrauchen. Bei den Sachsen hat die gute Schulbildung günstig gewirkt, sie sind, ähnlich wie die Schweizer, von großer allgemeiner Brauchbarkeit und nach kurzer Vorbereitung tauglich, jede Beschäftigung zu übernehmen. In sittlicher Beziehung stehen die Engländer am tiefsten. „Sie zeigen sich als die unordentlichsten, ausschweifendsten und widerspenstigsten, als die am mindesten achtungswerten und zuverlässigen von allen Nationen, aus denen ich Leute beschäftigt habe. Das gilt allerdings nur von denen, die keine Erziehung genossen haben. Wenn diese ungebildeten Arbeiter von den Banden der eisernen Disziplin, worin sie von ihren Arbeitgebern in England gehalten werden, freikommen und mit derjenigen Höflichkeit und Freundlichkeit, die die gebildetern Arbeiter auf dem Kontinent zu erwarten haben, behandelt werden, so verlieren sie vollständig ihr Gleichgewicht; sie begreifen ihre Stellung nicht, werden ganz unlenksam und unbrauchbar." Mill, der das mitteilt (a. a. O. I S. 116 ff.), fügt hinzu: „Hiervon kann man sich in England selbst überzeugen. Sobald einem gewöhnlichen englischen Arbeiter eine Idee von Gleichheit in den Sinn kommt, verdreht sie ihm den Kopf; sobald er aufhört unterthänig zu sein, wird er unverschämt."

Wir sehen, daß alle diese Unterschiede weit mehr von andern Ursachen als von den Konfessionen herrühren. Auch mit der Jesuitenmoral ist nicht viel an-

zufangen. Es ist sehr komisch, wenn man hört, wie sich Philister und Lebemänner, mit deren Moral verglichen die von Gury als übermäßig rigoros erscheint, über die unsittlichen Grundsätze der Jesuiten ereifern. Wenn sich nur alle Bankiers, Kassenbeamten und liebebedürftigen Männer genau nach der Jesuitenmoral richten wollten, dann könnten die Besitzer von Effekten, Gattinnen und Töchtern ruhig schlafen! Wenn man der Jesuitenmoral einen Vorwurf machen kann, so ist es nicht der, daß sie eine absonderliche, sondern daß sie die Allerweltsmoral ist und wie eines eigentümlichen Gepräges und eigner Gesichtspunkte so auch des höhern Schwunges entbehrt. Die aus dem Satz: Der Zweck heiligt die Mittel, erhobnen Anklagen hat E. von Hartmann ein für allemal mit der richtigen Bemerkung abgethan, daß er jeder Moral zu Grunde liege, die das sittlich Gute nach Zwecken bestimmt. Nur wer, wie wir selbst, mit Herbart die Moral auf die unwandelbaren sittlichen Ideen des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Freiheit und Vollkommenheit gründet, braucht sich nicht durch den guten Zweck zur Wahl bedenklicher Mittel bestimmen zu lassen. Für die überwiegende Mehrzahl der Menschen handelt es sich nicht um die Mittel, sondern um den Zweck; ihr Geschrei über die Jesuitenmoral ist daher reine Heuchelei; die den Jesuiten zum Vorwurf gemachten Mittel wenden sie täglich selber an; nur der Zweck der Jesuiten ist es, was ihnen nicht gefällt. Auf solche Geschichten, wie sie Pascal geißelt, ist kein großes Gewicht zu legen; bei der kasuistischen Behandlung der Moral kommt immer Ungereimtes und Anstößiges heraus. Nicht in einzelnen laxen Sätzen liegt das Bedenkliche — sehr große Männer sind noch laxer gewesen —, sondern in der Kasuistik an sich, in der Anleitung zum Berechnen und Abwälzen der Schuld. Diese Methode, nicht die Meinungsverschiedenheit darüber, was als

erlaubt oder unerlaubt gelten soll, macht, wie schon bemerkt wurde, die Jesuiten dem Deutschen mit Recht unsympathisch. Noch zwei andre Gründe, die nur mittelbar ins Gebiet der Moral eingreifen, würden jeden deutschen Patrioten zu entschiednem Protest verpflichten, wenn irgendwo die Absicht vorläge, einen größern Teil der deutschen Jugend den Jesuiten zur Erziehung anzuvertrauen: ihr engherzig dogmatischer Standpunkt, der es ihnen unmöglich macht, ohne Preisgebung des eignen Glaubens den Überzeugungen andrer gerecht zu werden, und demnach zu Fanatismus führt, und die entnervende Pflege des Gehorsams als der höchsten Tugend; ist doch der Gehorsam mehr ein notwendiges Übel als eine Tugend.

Vor fünfzig Jahren kam es noch vor, daß ein Pommer nur mit Bangen nach Oberschlesien, ein Oberschlesier nicht ohne große Sorge um sein Selenheil nach Pommern wanderte, weil beide in dem Lande der andern Konfession unter Wesen andrer Gattung, wo nicht unter lauter Teufel zu geraten fürchteten. Bei dem heutigen Weltverkehr kann es niemand mehr verborgen bleiben, daß es überall gute, gewöhnliche und schlechte Menschen giebt, und daß die Moralgrundsätze, die von den guten beobachtet, von den schlechten verletzt werden, überall so ziemlich dieselben sind. Wenn an dem einen Orte die Diebstähle, an einem andern Trunksucht und Völlerei, an einem dritten Verletzungen der Keuschheit oder Körperverletzungen auffällig mild oder auffällig streng beurteilt werden, so kommt das meistens nicht von der Verschiedenheit der Konfessionen, sondern von Unterschieden des Temperaments und der sozialen Verhältnisse. Was den Tiroler Bauern vom pommerschen, den Spanier vom Norweger unterscheidet, das ist nicht eine andre Auffassung seiner bürgerlichen und häuslichen Pflichten, sondern daß er neben diesen noch

allerlei kirchliche Pflichten anerkennt; er macht bei verschiednen Gelegenheiten Kreuze und Kniebeugungen und hält sich für verpflichtet, Sonn- und Feiertags in die Kirche zu gehen und auch an andern Tagen gewissen Andachtsübungen obzuliegen. Damit hätten wir den einzigen greifbaren und unzweifelhaften Unterschied zwischen katholischer und protestantischer Sittlichkeit genannt; der katholische Pflichtenkreis umschließt religiöse Pflichten, die im protestantischen fehlen, und die Wirkung der Reformation im sittlichen Gebiete beschränkt sich darauf, daß der Mensch von dem Übermaß kirchlicher Pflichten befreit und mit Ernst auf seine bürgerliche Pflichten verwiesen worden ist, daß die Männer und Frauen wieder gelernt haben, Gott weniger mit Kirchengehen und Wallfahren, mit Spendung von Ablaß- und Meßgeldern, als mit Hobeln, Schmieden und Kinderwarten zu dienen. Und nicht einmal dieser Unterschied ist grundsätzlicher Natur; denn auch der katholische Katechismus lehrt, daß die Berufsarbeit des frommen Christen ein beständiger Gottesdienst sei, die ältern Mönchsorden haben die bei Griechen, Römern und Germanen gering geachtete Handarbeit zu Ehren gebracht, und schon Thomas a Kempis hat gewarnt: Qui multum peregrinantur, raro sanctificantur. Andrerseits würde sich doch auch der fromme Lutheraner oder Calvinist der Sünde schuldig zu machen glauben, wenn er beharrlich den Gottesdienst versäumen und auch im Kämmerlein niemals beten wollte. Aber im großen und ganzen tritt allerdings dort mehr der Zug nach dem Jenseits, hier mehr der nach dem Diesseits hervor; der Protestant hält es im allgemeinen mit Martha, während der fromme Katholik, und noch mehr die Katholikin, gern den bessern und meistens auch bequemern Teil wählt, mit Maria zu des Herrn Füßen zu sitzen. Dort liegt die Gefahr weltlicher Verflachung und

Gottvergessenheit, hier die des frommen Müßiggangs und der Schwärmerei näher.

Das andre, was der konfessionellen Moral hie und da eine andre Färbung verleiht, ist schon besprochen worden. Der Katholizismus legt auf die Barmherzigkeit, der Protestantismus auf die Gerechtigkeit größeres Gewicht. Nur ganz kurz wollen wir noch auf die juristischen, sozialen und politischen Wirkungen dieses Unterschiedes hinweisen. Während die Barmherzigkeit den Hungrigen speist, ohne nach seiner Würdigkeit zu fragen, fordert die Gerechtigkeit, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht esse. Dieser Grundsatz hat in England zusammen mit der Geldgier, in Preußen zusammen mit der strengen Pflichtmoral bewirkt, daß die Kräfte des Volkes aufs höchste angespannt wurden. Dieser Kraftanspannung hat England den ungeheuern Reichtum der obern Zehntausend, Preußen die Tüchtigkeit seines ganzen Volkes und einen leidlichen allgemeinen Wohlstand auf kargem Boden zu verdanken. Allein wie alle guten Dinge, so hat auch der Nutzen jenes schönen Grundsatzes seine Grenzen. Sobald die Überproduktion anfängt, kann daraus, daß alle arbeiten wollen oder sollen, nur noch Verlegenheit entspringen. Da heutzutage nicht mehr für den Konsum, sondern für den Markt produzirt wird, so hört mit dem Absatz auch die Produktion auf: für die Produktion unverkäuflicher Waren findet sich kein Unternehmer. Sollte es einem der Phylloxera verwandten Insekt einfallen, die Baumwollenstauden, die Leinensaaten und die Seidenwürmer zu überfallen, so würde die Wolle enorm im Preise steigen, und bei den heute herrschenden Grundsätzen der Produktion ist gar kein Zweifel, daß dann einige Millionen Bauern, Knechte und Tagelöhner die Arbeit verlieren und einigen tausend Schafhirten Platz machen würden. Auch ohne eine solche Katastrophe wird sich schon nach wenigen

Jahren die Zahl der arbeitlosen Arbeitfähigen, die nur durch Almosen erhalten werden können, auf Hunderttausende belaufen. Gäbe es überall solche tapfere, barmherzige Christen, wie der Pastor Klein in Reinerz einer ist, der sich endlich das Recht erkämpft hat, die dortigen Hungernden mit wöchentlicher Brotverteilung zu speisen, so hätten wir vielleicht jetzt schon in Deutschland fünf bis zehn Millionen Almosenempfänger.

Das greift nun zugleich in die Rechtspflege ein. Wo nach katholischer Anschauung das Almosengeben als ein gutes Werk gilt, da darf allenfalls die Polizei der öffentlichen Ordnung und Sicherheit wegen gegen übermäßigen Bettel einschreiten, aber kein Gesetz darf den Bettel zum Verbrechen stempeln. Dieser kann zu einer großen Last für die wohlhabendere Bevölkerung, aber die Armut kann niemals zu einer Gefahr für den Staat werden. Im Protestantismus, wo man alles aufs Recht gestellt hat, mag man nun zusehen, wie man mit dem Recht auf den vollen Arbeitsertrag und zunächst mit dem Recht auf Arbeit fertig wird. Wo sich die Armen und Unglücklichen in jeder verschuldeten oder unverschuldeten Notlage vertrauensvoll an die Mildherzigkeit der Begüterten wenden können, bedarf es keiner Feststellung ihrer Rechte; anders bei uns, wo das geradezu verboten ist. Der Richter in großen Städten kommt heute sehr häufig in die Lage, Dutzende von „Strolchen“ — vor fünfzig Jahren hießen sie noch arme Reisende — aburteilen zu müssen. Sie werden verurteilt, entweder weil sie gebettelt oder sich keine Wohnung verschafft haben. Der verurteilende Richter weiß es ganz genau, daß in einer Zeit, wo es schon anständig gekleideten und tüchtigen Menschen oft schwer fällt, Arbeit zu finden, so ein heruntergekommner Schelm gar keine Aussicht hat, daß er höchstens hinausgeworfen werden würde,

wenn er sich einem Hauswirt als Mieter vorstellen wollte, daß ihm also nach Verbüßung seiner Haft, wenn er sich nicht aufhängen will, gar nichts anders übrig bleiben wird, als sich wieder bettelnd oder stehlend herumzutreiben, falls er es nicht vorzieht, sich durch Einschlagen eines Schaufensters das Recht auf die Rückkehr ins Gefängnis zu erzwingen; aber der Paragraph steht einmal da, und so muß denn der Mann verurteilt werden. Daß die Verurteilung ungerecht und grausam ist, kommt hier nicht in Betracht. Wir haben nur das eine hervorzuheben, daß sie wegen eines Vergehens verhängt wird, das zu unterlassen unmöglich ist, und daß, wenn sich dergleichen Verurteilungen häufen (was bekanntlich auch in andern Gebieten des Strafrechts geschieht), die Strafrechtspflege ihren Sinn und ihre natürliche Grundlage verliert. Den Zweck, durch Abschreckung von Übertretungen die öffentliche Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten, erfüllt die Strafrechtspflege nur dann, wenn kein Übertreter des Gesetzes, der entdeckt wird, der Strafe entgeht, und wenn nichts Unmögliches geboten wird. Mit der Möglichkeit der Beobachtung des Gesetzes hört dessen verpflichtende Kraft, und mit einer nach zehntausenden zählenden Menge der Übertretungen die Möglichkeit seiner durchgreifenden Anwendung auf. Die Verurteilung erscheint dann nicht mehr als unabwendbare Folge der Übertretung, sondern als ein individuelles Unglück, dessen möglicher Eintritt so wenig von der Übertretung abschreckt, wie der mögliche Katarrh vom Besuch eines Balles; mit der Furcht wie mit der Ehrfurcht vor dem Gesetz ists dann vorbei.

Ein Recht auf Arbeit giebt es ursprünglich so wenig wie irgend ein andres angebornes Recht, aber der Staat kann es gleich andern positiven Rechten schaffen, und indem er Bettel, Landstreichertum und

Obdachlosigkeit verbietet, hat er es schon geschaffen. Eine Rechtsordnung, die den Satz ad impossibilia nemo tenetur nicht berücksichtigen wollte, würde ihre Daseinsberechtigung preisgeben. Verpflichtet der Staat jeden Mittellosen zur Arbeit, dann muß er, das hat schon J. G. Fichte gesagt, auch einem jeden Arbeit verschaffen. Auf dem gegenwärtigen Standpunkte stehen zu bleiben, ist ihm unmöglich; er muß entweder zurück oder vorwärts, entweder das Betteln und Vagabundiren gestatten oder für jedermann Arbeit schaffen. Man pflegt nun zwar einzuwenden, die Vagabunden seien nicht sowohl arbeitslos als arbeitsscheu und verdienten daher die Strafe. Allein der Beweis der Arbeitsscheu ist gar nicht zu erbringen, so lange der Staat nicht Arbeit schafft, zumal wenn er gar, wie das vorigen Winter geschehen ist, aus seinen Werkstätten noch eine Menge Arbeiter entläßt und dadurch erklärt, daß das Angebot von Arbeit die Nachfrage übersteigt. Der Einwurf trifft also den Gegenstand gar nicht. Dazu richtet seine Beachtung wirtschaftlichen und sozialen Schaden an. Daß im Konkurrenzkampfe nicht die Starken, sondern die Schwachen unten zu liegen kommen, versteht sich von selbst. Man weiß daher im voraus, daß das Vagabundentum aus den schwächlichsten Personen besteht, und es ist gleichgiltig, ob im einzelnen Falle leibliche oder Geistes- oder Charakterschwäche die erste Ursache des Untergangs war. Nehmen wir nun an, alle diese Wichte würden plötzlich durch ein Wunder in Helden verwandelt und eroberten sich Stellungen im Gewerbe, so wäre das doch nur durch die Verdrängung der frühern Inhaber dieser Stellen möglich, und nun müßten diese vagabundiren. Die wunderbarste Steigerung der gewerblichen und sittlichen Leistungskraft aller Staatsangehörigen könnte an der Thatsache, daß — sagen wir fünfhunderttausend, nach fünf Jahren

vielleicht fünf Millionen Menschen vagabundiren müssen, nicht das mindeste ändern, oder vielmehr könnte sie höchstens verschlimmern, indem ja, je größer die Leistungskraft der einzelnen ist, desto weniger Arbeiter erforderlich sind, den Bedarf des Marktes zu befriedigen, und der Bedarf des Marktes desto geringer wird, je enthaltsamer die Arbeiter leben. Unter den heutigen Umständen die Vagabunden zum Arbeiten zu zwingen, heißt den Lohn der ordentlichen Arbeiter drücken und die schwächern von diesen ins Vagabundentum hinabstoßen. Der protestantische Grundsatz ist in die Massen eingedrungen. Wer von den Arbeitern noch nicht verlumpt ist, der verschmäht das Almosen und fordert lohnende Arbeit als sein Recht. Der Staat mag nun zusehen, wie er sich mit dieser Forderung abfindet.

Neunzehntes Kapitel

Staat und Kirche

Der schwerste Vorwurf, den man in den letzten Jahrzehnten gegen die katholische Kirche erheben zu können glaubte, war der, daß sie von Haus aus in einem gewissen Gegensatze zum Staate stehe und völlige Unabhängigkeit von ihm nicht allein beanspruche, sondern sogar zu behaupten vermöge. Ob dies aber nicht vielmehr ein Lob ist? Ein Wesen, das sich andern Wesen gegenüber in seiner Eigenart nicht zu behaupten vermag, ist gar kein Wesen für sich. Eine Kirche, die sich nicht im Notfalle auch ohne und gegen den Staat zu behaupten vermöchte, wäre keine Kirche, sondern nur eine Staatsanstalt, die sich fälschlich den Namen Kirche angeeignet hätte. Die Reformirten sind vom ersten Augenblick an in allen Ländern geradezu revolutionär aufgetreten und darauf ausgegangen, die legitimen Regierungen zu stürzen, namentlich wenn es monarchische waren. Frieden mit dem Staat zu halten vermögen sie nur dort, wo sie entweder ganz ohnmächtig sind, oder wo sie den Staat unterjocht und eine Theokratie aufgerichtet haben. Wo sich bei ihnen der religiöse Glaube bis heute erhalten hat, sind sie auch in diesem Punkte die alten geblieben. Konservative Organe in England berichten zuweilen mehr spöttisch als unwillig

über gelegentliche Ausbrüche eines republikanischen Fanatismus auf Presbyterianersynoden. Die Maßlosigkeit der Sprache in den Flug- und Streitschriften der schottischen und englischen Presbyterianer früherer Zeiten übertrifft alle Leistungen andrer Parteien. Ergötzliche Beispiele aus dem Jahre 1749 findet man in der Saturday Review vom 12. März 1892. Johanie und Jamie, wie zwei der Verfasser spottweise genannt werden, beweinen die schrecklichsten Sünden ihrer Zeit: zunächst die Ketzerei der englischen Kirche, dann, daß im Staate das Gesetz Mosis nicht mehr gilt und der ganze Erdkreis das Tier anbetet, zum dritten, daß Karl I. viel zu mild gestraft worden ist, viertens, daß sich das Volk Cromwell unterworfen, fünftens, daß es Karl II. zurückgerufen, sechstens, alles was unter dem abgöttischen Papisten Jakob II. geschehen ist, siebentens die Sünde, daß man sich Wilhelm von Oranien, Anna von Dänemark und Georg von Hannover hat gefallen lassen. Die Abhängigkeit der lutherischen, oder wie sie sich jetzt lieber nennen, evangelischen Landeskirchen von den Staatsregierungen hat Luther allerdings im Drange der Not, wie bekannt, verschuldet, aber seinem Geist und Sinn entspricht sie nicht. Die Katholiken haben den großen Reformator weidlich verleumdet, doch kann ich mich nicht erinnern, daß sie ihm je einmal die Qualifikation zum Hofprediger nachgesagt hätten; das wäre auch wirklich die abgeschmackteste aller Verleumdungen. Auf der preußischen Generalsynode von 1891 äußerte Professor Beyschlag: „Die Hammersteinschen Anträge wollen eine Veränderung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche. Das ist ein fremder Blutstropfen im deutschen Volke, das von Anfang an auf dem innigsten Verhältnis zwischen Staat und Kirche gebaut ist“ (sic!). Das heilige römische Reich deutscher Nation ist zwar, wie alle mittelalterlichen Staaten Europas, auf das innigste Verhältnis zwischen

Staat und Kirche gebaut gewesen, aber das deutsche Volk doch nicht! Die innige Verbindung hat in andern Formen sowohl bei den katholischen wie bei den protestantischen Völkern bis ins vorige Jahrhundert fortbestanden und ist dann nach und nach gelöst worden. In den evangelischen Staaten Deutschlands hat sie sich allerdings bis heute erhalten, aber es wäre doch allzukühn, aus dem thatsächlichen guten Einvernehmen beider Gewalten die Unmöglichkeit eines Zerwürfnisses folgern zu wollen. Wenn nun ein Hohenzollernkönig katholisirende Neigungen und Bestrebungen offenbarte, wie würde sich Professor Beyschlag dem gegenüber verhalten? Oder wenn sich ein König von Preußen die materialistische Weltanschauung unsrer Zeit so zu eigen machte, wie Friedrich II. den Rationalismus der seinigen, und dabei nicht, wie der große König, ein weiser Staatsmann wäre, sondern eine Jakobinernatur, ein Despot, der seine eigne Ansicht dem Volke aufzunötigen versuchte? Wir verspotten den Glauben der Katholiken an die Unfehlbarkeit des Papstes, aber die Ansicht, daß der Hohenzollerndynastie die Bewahrung des christlichen Glaubens anvertraut sei, scheint doch noch schwächer begründet zu sein, wenn auch augenscheinlich den Hohenzollern so gut wie den Päpsten in der Weltökonomie ein hoher, mit den Aufgaben des Christentums innig verbundner Beruf zugefallen ist. Eben die Ansicht vieler, die evangelische Geistlichkeit sei ja doch weiter nichts als „die schwarze Garde des Polizeistaates," hat ihr ganz besonders die Herzen des Volkes entfremdet. Einen andern Gesichtspunkt macht Pastor Trede in Großenbrode (Holstein) geltend. Er hat die Schulaufsicht niedergelegt und seinen Schritt in einer Broschüre „Meine Entlassung als Schulaufseher" gerechtfertigt. Er verwirft die geistliche Schulaufsicht grundsätzlich u. a. darum, weil der Geistliche kein Staatsbeamter sein dürfe. Daß er im Namen

des Staates vor der Gemeinde stehe, das vernichte seinen Einfluß als Prediger und Seelsorger. „Sic volo, sic jubeo, das ist der Staat; sic rogo, sic confiteor, das ist die Kirche.“ Also auch die evangelische Kirche muß mit dem Staat in Konflikt geraten können. Ob in einem solchen Falle die jetzige Verfassung der evangelischen Landeskirche Preußens oder eine nach dem Hammersteinschen Entwurfe gestaltete beiden Teilen größere Verlegenheiten und Gefahren bereiten würde, soll hier nicht untersucht werden; nur daß keine Kirche die Möglichkeit eines Konflikts mit dem Staate leugnen darf, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will, mußte festgestellt werden.

Ein fremder Blutstropfen im deutschen Volke wie in allen andern Völkern ist — das Christentum. Tertullian mag mit seinem Ausspruche Recht haben, daß die Seele von Natur eine Christin sei, aber die Entfaltung dieser Seite ihrer Natur verschärft noch den Gegensatz, der ohnehin zwischen dem Individuum und dem Volke, der Gesellschaft, dem Staate besteht. Die Nation mutet dem Einzelnen zu, in ihr aufzugehen; namentlich soll er die Landessitte zur Norm seiner Sittlichkeit machen. Es ist bekannt, daß grobe Charakterfehler und grob unsittliche Handlungen, wenn sie nur keinen öffentlichen Skandal verursachen, weit leichter verziehen werden als Verstöße gegen die Konvenienz. Ja ohne die Hilfe des Christentums würde sich eine von der Volkssitte unabhängige sittliche Empfindung in den Massen gar nicht haben entwickeln können; im klassischen Altertum finden wir sie höchstens bei einzelnen hervorragenden Männern. Die Verfasser der sogenannten mosaischen Gesetzbücher haben nur die Sitten des Volkes kodifizirt, dessen Fürsten sie waren; Christus, der gekreuzigte König der gesteinigten Propheten, ist der herrschenden Volksmeinung und Volkssitte unter-

legen. Daß er, der Friedenbringer für die einzelne Seele, der Welt nicht den Frieden, sondern das Schwert, zu den vielen schon vorhandnen Zwietrachtkeimen noch einen und zwar den allerstärksten gebracht hat, gerade darin liegt seine weltgeschichtliche Bedeutung. Es ist der lebens- und segensvollste aller Zwietrachtkeime, der das nationale Leben mehr als irgend ein andrer vor Fäulnis bewahrt, daß sich das Individuum zum Richter über das Gesetz aufwirft und das Gewissen nicht mehr bloß der Wiederhall des Staatswillens ist, sondern diesen prüft und im Falle eines Widerspruchs sich auch gegen ihn behauptet. Denn dadurch wird die Volkssitte fortwährend gezwungen, sich zu reformiren, und der Staatswille von allzugroben Verletzungen der Privatmoral zurückgehalten. Das hat doch auch J. G. Fichte, der den Staat so hoch stellte, erkannt, und daher hat er erklärt, es sei nicht gut, wenn dieselbe Macht, die das Schwert führt, auch die Gewissen binde. Wo dies der Fall ist, da können sich die höchsten Blüten des Menschengeistes, freie Sittlichkeit und reine Religion, nicht entfalten.

Damit ist auch schon gesagt, welchen Sinn die Bezeichnung „christlicher Staat“ nicht haben könne, nicht haben dürfe: Kirchenstaat und Cäsaropapismus, Theokratie und Byzantinertum sind mit gleicher Entschiedenheit abzuweisen. Gewiß ist es Aufgabe der Kirche, nicht bloß einzelne Seelen zu gewinnen, sondern die Völker, daher auch das Volksleben mit ihrem Geiste zu durchdringen, aber die Veranstaltungen und Organe für die bürgerlichen Zwecke müssen von den kirchlichen getrennt bleiben. Auch im Mittelalter ist das eigentlich immer der Fall gewesen, trotzdem daß die Päpste und die meisten Bischöfe weltliche Herren waren, und die Könige vielfach ins Kirchenregiment eingriffen. Staaten im

antiken oder im heutigen Sinne waren ja überhaupt die mittelalterlichen Reiche nicht. Ihr christlicher Charakter aber ist nicht darin zu suchen, daß das Geistliche mit dem Weltlichen, das Bürgerliche mit dem Kirchlichen vielfach vermischt und verschmolzen war, sondern vielmehr darin, daß die Masse des Volks samt den Obrigkeiten aus aufrichtig gläubigen Christen bestand, daß die Könige und Königinnen die Frömmigkeit übten im Sinne der Kirche, daß sie beteten und fasteten, mitunter ein härenes Büßerhemd unter den Prachtgewändern trugen und sich geißeln ließen, daß Gewalthaber, die ohne Bedenken einen aufrührerischen Großen zu vierteilen befahlen, nicht unwillig wurden, wenn ihnen unverschämte Bettler, nicht zufrieden mit der reichlichen Spende, Haare und Bart zerrauften, wie vom Stifter der Stephanskrone berichtet wird. Daß die Ketzer als Empörer gegen die bürgerliche Ordnung bestraft wurden, ist bei der Gemütsverfassung der damaligen Menschen erklärlich genug, widerspricht aber, als ein cäsaropapistischer Zug, dem Wesen des Christentums.

Im Reformationszeitalter wirkten die Ratlosigkeit der Reformatoren und das Interesse der Fürsten, wobei auch der Appetit nach den Kirchengütern eine Rolle spielte, zusammen, die Kirche dem Staate förmlich einzuverleiben. Sehr deutlich hat der erste König von Preußen die vorteilhafte und bequeme Stellung charakterisirt, zu der die Fürsten dadurch gelangt waren. Als Kurfürst wies er, wie Leibniz berichtet, das Ansinnen, an den von diesem Philosophen betriebnen Unionsbestrebungen teilzunehmen, mit der Bemerkung zurück, er wolle Herr in seinem Hause und alleiniger Bischof bleiben; einen andern dulde er nicht. Die katholischen Fürsten wußten dasselbe Ziel auf andern Wegen zu erreichen, indem sie die Bischöfe zu Staatsbeamten machten. Der

Papst mußte sich das gefallen lassen, in der Zeit der Gegenreformation als Mittel zur Wiederherstellung seines Machtbereichs, und in der Zeit des Rationalismus, weil er ohnmächtig war.

Wo aber ist heute der christliche Staat zu finden? In Österreich sind die Mitglieder des Kaiserhauses und die aristokratischen Stützen des Thrones streng katholisch, aber in der Volksschule darf kein christliches Gebet verrichtet werden, wenn ein einziges Judenkind drin sitzt; die meisten dortigen Volksschullehrer sind überhaupt keine Christen mehr. Fast in allen romanischen Staaten, also in den Staaten mit nominell katholischer Bevölkerung, sind die Regierungen und die Mehrheit der Volksvertretungen nicht allein konfessionslos, sondern ausgesprochne Feinde der Religion und der Kirche. Ein paar kleinere südamerikanische Republiken, wo die Jesuiten über andres Schmarotzer- und Raubgesindel zeitweilig die Oberhand zu erlangen pflegen, sind als christliche Staaten wohl kaum zu rechnen. Ebensowenig Belgien, wo ein Schulgesetz der Liberalen, d. h. nach dortigem Sprachgebrauch der Atheisten, den Ultramontanen wohl nur deswegen die Mehrheit verschafft hat, weil im Lande keine dritte regierungsfähige Partei vorhanden ist. In England ist die Staatskirche teils eine Versorgungsanstalt für Aristokratensöhne, teils gleich den Citygilden und dem Lordmayorsumzuge eine der zahlreichen zärtlich gepflegten mittelalterlichen Reliquien. Mit der Religion haben die bepfründeten Gentlemen und Lordbishops wenig zu schaffen, wenn auch in den letzten Jahrzehnten die Traktarianerbewegung, dann die soziale Frage, der immer drohender werdende Ruf nach Disestablishment und Disendowment eine religiöse Reaktion erzeugt haben. Das religiöse Leben, soweit solches im Volke noch vorhanden ist, hat sich

zu den Dissenters geflüchtet. What shop do you go to? fragt der Engländer der Mittelklassen, um zu erfahren, zu welcher Sekte sich der andre hält. Das nordamerikanische Sektentreiben, das uns Menschen von der altmodischen Kultur so viele humoristische Seiten darbietet, kennt man zur Genüge. Aus ihrer gottesfürchtigen Kindheit hat sich die große Republik noch den religiösen Anstrich ihrer Staatsaktionen bewahrt, aber ihre heutigen Staatsmänner, ihre Beamtenschaft, ihre Verwaltung, die Praxis bei ihren politischen Wahlen in irgend welche Verbindung mit dem Christentum bringen zu wollen, wäre Lästerung.

So bleibt das deutsche Reich. Beschränken wir uns auf Preußen. Wenn dessen Namenchristen sämtlich wirkliche Christen wären, so würde unser Staat in demselben Sinne christlich sein, wie die mittelalterlichen Reiche es waren; d. h. Volk und Behörden würden den christlichen Glauben bekennen und am christlichen Gottesdienst teilnehmen, wenn auch in Kirchen verschiedner Konfessionen. Nun werden aber die höhern Staatsbeamten an Hochschulen gebildet, deren Lehrer der Mehrzahl nach dem Christenglauben nicht allein entsagt haben, sondern ihn auch für unverträglich mit der modernen Wissenschaft, d. h. ihrer Ansicht nach mit der Wissenschaft, mit der vernünftigen Erkenntnis überhaupt erklären. Die Mehrzahl der Gebildeten hat daraus zunächst die praktische Folgerung gezogen, mit der Kirche zu brechen. Es giebt Städte in Deutschland, wo ein Mann aus dem Honoratiorenkreise seine gesellschaftliche Stellung gefährden würde, wenn er die Kirche besuchen wollte, außer natürlich am Geburtstage des Königs oder des Großherzogs, wo der Kirchenbesuch als politischer Akt gefordert wird. Alle Sozialdemokraten und nicht wenige unter den kleinen Leuten, die sich politisch noch zu den bürgerlichen Parteien

halten, haben sich dieser Richtung angeschlossen, sodaß man annehmen darf, ein Drittel der Bevölkerung Deutschlands bestehe aus Neuheiden, ein Drittel aus evangelischen Christen verschiedner Schattirungen, ein Drittel aus gläubigen Katholiken. Kann unter diesen Umständen noch vom christlichen Staate gesprochen werden, und was soll damit gemeint sein?

Landesverteidigung, Rechtspflege, Finanzverwaltung, Agrarpolitik, Gewerbe- und Sittenpolizei, Verkehrsordnung und was sonst zum Staate gehört, das alles hat man schon in vorchristlicher Zeit und zum Teil mustergiltig gehabt, darin liegt also nichts Christliches. Auch unsre Ehegesetzgebung unterscheidet sich von der der edlern Heidenvölker nur dadurch, daß bei diesen der Ehebruch des Weibes unter allen Umständen hart bestraft wurde, während er bei uns nur als Antragsdelikt behandelt und thatsächlich niemals bestraft wird, sofern man nicht die Scheidung als Strafe ansieht. Es bleibt also nur zweierlei als unterscheidendes Merkmal des christlichen Staates übrig: die formelle Ausschließung der Sklaverei, und die Fürsorge des Staates für die christlichen Religionsgesellschaften und für die christliche Jugenderziehung. Wir sagten: formelle Ausschließung der Sklaverei, weil die thatsächliche Lage der untern Klassen bei uns vielfach schlimmer ist als die von Sklaven, und eben dieser Umstand macht die Erhaltung des christlichen Glaubens zu einer Lebensfrage für den Staat.

Wo die Mehrzahl der produktiven Arbeiter aus Sklaven besteht, da ist ihre Gesinnung gegen den Staat gleichgiltig. Den Freien allein liegt die Verteidigung des Staates ob; sie allein sind im Besitz von Waffen und ihres Gebrauches kundig. Die Steuern drücken weniger den Bürger als den Sklaven, der sie durch seine Arbeit aufbringen muß. Bei uns

beruht der Staat auf dem guten Willen und der Treue aller Männer. Wäre nun jeder Mann ein kleiner Besitzer, so bedürfte es auch bei uns außer seinem persönlichen Interesse weiter keines besondern Beweggrundes, ihn zu einem zuverlässigen Vaterlandsverteidiger zu machen. In Frankreich war 1870 jeder Bürger geneigt, unsre Soldaten gegen alles Völker- und Kriegsrecht durch Meuchelmord aus dem Wege zu schaffen. Aber man lasse einmal 200 000 Mann feindlicher Truppen an der englischen Küste landen! Nicht gegen den Feind werden sich die Banden der Feldarbeiter und Fabrikproletarier erheben, sondern sengend, verödend und plündernd gegen die Schlösser ihrer Zwingherrn! Ähnlich drohen die Zustände bei uns zu werden, und dabei haben wir die allgemeine Wehrpflicht, nötigen also Menschen, die ihrer sozialen Lage nach Feinde des Staates sein müssen, die Waffe in die Hand! Was sollte den Soldaten, der weder einen eignen Herd zu verteidigen hat noch gleich dem Söldner früherer Zeiten aus dem Kriege sein Gewerbe machen kann, was sollte den abhalten, seinen Offizier zu erschießen und davonzulaufen, wenn ihn sein Eid nicht bände? Und was sollte ihn bewegen, seinen Eid zu halten, wenn er nicht an einen Gott glaubte, der den Mißbrauch seines Namens nicht ungestraft läßt, und der außerdem geboten hat, der Obrigkeit zu gehorchen? In diesem Sinne hat auch Bismarck die Sache aufgefaßt. „Das Pflichtgefühl des Menschen, der sich einsam im Dunkeln [auf Posten] totschießen läßt," sagte er einmal im Jahre 1870 zu Versailles, „haben die Franzosen nicht. Und das kommt doch von dem Reste von Glauben in unserm Volke, davon, daß ich weiß, daß jemand ist, der mich auch dann sieht, wenn der Leutnant mich nicht sieht." (Busch, Graf Bismarck und seine Leute, I, 209.) Bis jetzt haben ja immer

noch andre Gründe verstärkend mitgewirkt: das Wohlgefallen des eiteln Burschen und seines Mädchens am bunten Rock, die dem Deutschen eigne Freude am Soldatenspiel, das nirgends in der Welt mit solcher Vollkommenheit betrieben wird und einen so herzbezwingenden Glanz entfaltet, durch seine Erscheinung so erfrischt und begeistert wie in Preußen, der Kameradschaftsgeist, die aufrichtige Dankbarkeit für die Erziehungsarbeit tüchtiger und wohlwollender Offiziere und Unteroffiziere, seit 1864 die glorreichen Feldzugserinnerungen, die patriotischen Feste und Vereine. Aber unter dem Drucke der Not und von der sozialdemokratischen Agitation zerfressen, giebt dieses Gefüge von Stützen allmählich nach und ist im Herzen von Tausenden längst zusammengebrochen. Daß die Armen, wenn sie aufgehört haben, Christen zu sein, notwendigerweise Kommunisten und Revolutionäre werden müssen, hat Bismarck in mehreren Parlamentsreden ausgesprochen, von denen Busch an der angeführten Stelle zwei erwähnt. In der That müßten Arme, die den Gehorsam gegen die Obrigkeit nicht mehr für eine Pflicht und die ihnen auferlegten Entbehrungen nicht für Gottes Fügung halten, geradezu blödsinnig sein, wenn sie die Besserung ihrer Lage nicht auf gewaltsamem Wege versuchten, wo sie die Macht haben. Die Macht aber haben sie, sobald sie im Heere die Mehrzahl bilden. Wir sehen also: für einen Staat, dessen zahlreiche Arbeiterbevölkerung sich in gedrückter Lage befindet, zugleich aber mit politischen Rechten und Pflichten ausgestattet ist, macht die Erhaltung des christlichen Glaubens eine Lebensfrage aus.

Die thatsächliche Haltung der verschiednen Bevölkerungsklassen gegen den Staat, wie wir sie täglich beobachten können, entspricht durchaus dem, was der Psycholog a priori findet. Die gläubigen Christen

jener Konfessionen, denen die Religion als das höchste Gut gilt, sind gleichgiltig gegen den Staat, und in Zeiten des Konfliktes hassen sie ihn, aber sie erfüllen ihre Pflichten gegen ihn, ganz so, wie einst die Christen im römischen Reiche. So halten es die Katholiken und die gläubigen Sekten, wie Altlutheraner, Herrnhuter, Mennoniten. Gleichgiltigkeit oder Haß gelten selbstverständlich nicht dem Vaterlande oder Volke, das oft glühend geliebt wird, sondern nur dem Staate. Eine ähnliche Gesinnung beseelt die von modernen Ideen und von Grübelei noch nicht angekränkelten evangelischen Landleute, deren Religiosität zwar dem Nullpunkte ziemlich nahe steht, die aber auch noch kein eigentliches Staatsbewußtsein zum Ersatz dafür haben; nicht dem Staate, sondern dem Vaterlande, der Dynastie und der Person des Monarchen gehört ihr patriotisches Herz. Die ungläubigen Armen sind sämtlich erklärte Staatsfeinde. Die religiös kühlen und die ungläubigen Wohlhabenden und Reichen sind fast ebenso ausnahmslos warme Freunde und Verehrer des Staates; die edlern darunter, weil sie den Wert des Staates für Volk und Vaterland erkennen und in der Arbeit für den Staat ihre Ideale zu verwirklichen hoffen, die unedlern, weil ihnen der Staat ihre bevorzugte angenehme Lebensstellung sichert, und weil sie sich durch ihren Einfluß auf die Gesetzgebung des Staates materielle Vorteile zu verschaffen vermögen. Auch ihnen fällt der Staat keineswegs mit Volk und Vaterland zusammen; diesen beiden gereichen die Maßregeln, zu denen sie den Staat überreden, nicht selten zum Schaden. Sollen sie einmal Opfer fürs Volk bringen, dann drohen sie wohl, „das Kapital“ werde auswandern.

Also für unsern Staat ist es unter den heutigen Umständen eine Lebensfrage, daß dem Volke die Religion erhalten bleibe. Ob die Maßregeln, die er

für diesen Zweck anzuwenden pflegt, Erfolg versprechen, kann hier nicht untersucht werden. Der Religionsunterricht in der Schule wird um so erfolgreicher sein, je geschickter er erteilt wird, je vollkommner der übrige Unterricht mit ihm harmonirt, je weniger er von dem Geiste des Elternhauses abweicht, und je mehr Anziehungskraft die betreffenden Religionsgesellschaften auch außerhalb der Schule auf den jungen Menschen auszuüben verstehen. Folgende beide Anekdoten dürften der Erwägung nicht ganz unwert sein. Ein hochgebildeter, streng gläubiger Katholik, der nur Töchter hatte, sagte mir einmal: „Wenn ich einen Sohn hätte, so würde ich ihn auf ein protestantisches Gymnasium schicken. Ungläubig sind die Philologen beider Konfessionen. Hat der Knabe protestantische Lehrer, so kann ich ihm sagen: Diese Herren haben eine andre Religion als wir; in allen andern Dingen mußt du ihnen glauben, nur in allem, was die Religion betrifft, darfst du ihnen kein Wort glauben. Was soll ich ihm aber sagen, wenn er Lehrer hat, die sich katholisch nennen?" Das war vor 1870; seitdem sind die katholischen Akademiker durch ihre konfessionellen Studentenverbindungen wieder gläubiger oder wenigstens kirchlicher geworden. Und ein Jesuit erzählte mir folgendes. In ein amerikanisches Kolleg seines Ordens bringt ein Herr seinen Sohn und sagt ihm zum Abschied: „Du wirst nun den Herren Patres in allen Stücken gehorchen und ihnen alles glauben, was sie sagen; nur in einem Stück darfst du ihnen nicht glauben; einen andern Gott hast du nicht als den da," wobei er ihm einen Dollar vorhielt.

Kirche, Staat, Sittlichkeit oder Privatmoral (mit der letzten meinen wir nicht ein Abstraktum, sondern die Gesamtheit aller Personen, die ein Gewissen haben) sind drei von einander unabhängige, aber vielfach

und innig mit einander verflochtene Mächte.*) Verstehen die drei Mächte ihre Aufgabe, dann werden Staat und Kirche Konflikte möglichst meiden und sich ein jedes hüten, des andern Autorität zu schwächen, dann wird der Staat die männlichen, die Kirche die weiblichen Tugenden im Volke pflegen, und die sittlichen Menschen werden zwar ihr Gewissen dem Staat wie der Kirche gegenüber wahren, aber auch nicht verlangen, daß sich die großen Weltmächte in allen Stücken nach dem Urteil ihres Privatgewissens richten. Für den Fall von Konflikten ist zu wünschen, daß sich alle drei Mächte behaupten, denn welche auch von einer der andern verschlungen werden mag, die Menschheit, die Kultur leidet darunter. Wenn man in dieser unvollkommnen Welt einen Zustand ohne erbitterte Kämpfe und ohne schmerzlich empfundne Übelstände ideal nennen darf, so hat sich mein Heimatland Schlesien bis zum Jahre 1870, die Friedensstörung durch den Deutschkatholikenspektakel im Jahre 1845 abgerechnet, idealer Zustände erfreut. Die beiden Konfessionen, sowie Staat und Kirche lebten in einem Frieden mit einander, der im freundschaftlichen Verkehr der Geistlichen beider Konfessionen und im guten Einvernehmen der Geistlichen mit den Staatsbehörden seinen sichtbaren Ausdruck fand. In der Konfliktszeit von 1862—66 waren außer einigen konservativen Gutsbesitzern die Pfarrer die einzigen Wahlhelfer der Landräte; mit dem Unterschiede jedoch, daß die evan-

*) Ein hübsches hierhergehöriges Wort Goethes wollen wir doch noch anführen (aus dem früher erwähnten Schreiben eines Pastors an seinen Amtsbruder), weil es ganz aus dem echten ursprünglichen Geiste der Reformation heraus gesprochen ist: „Besonders hütet euch vor den falschen Propheten. Diese nichtswürdigen Schmeichler nennen sich Christen und unter ihrem Schafspelz sind sie reißende Wölfe, sie predigen eine glänzende Sittenlehre und einen tugendhaften Wandel und schmälern das Verdienst Christi, wo sie können.“

gelischen meistens Offiziere ohne Gemeine waren, während die katholischen ihre folgsamern Schäflein ziemlich vollständig zur Urne brachten. Die Sitten waren zwar weit entfernt von puritanischer Strenge, aber auch nicht so liederlich, daß das Familienleben und der Wohlstand des tüchtigen Volkes Schaden gelitten hätten. Von einer im Volke verbreiteten Unzufriedenheit oder von dem Verlangen nach Änderung dieses Gleichgewichtszustands war nichts zu spüren, auch nicht bei den Volksschullehrern. Dagegen sah man in den leitenden Kreisen die Kräfte schon thätig, denen es nach 1870 im feindlich-friedlichen Vereine schließlich gelingen sollte, das Unterste zu oberst zu kehren: katholischen und protestantischen Fanatismus, den unduldsamen sogenannten Liberalismus, der sich durch jedes positive Glaubensbekenntnis und durch jedes sichtbare Zeichen religiöser Gesinnung in seinen heiligsten Menschenrechten gekränkt fühlt, den nicht minder unduldsamen und bekehrungswütigen Glauben der Naturwissenschaftler, und die bureaukratischen Alleinherrschaftsgelüste einer jüngern, schneidigern Beamtengeneration. Des Zankes ist man nun zwar müde, aber die ausgerenkten Glieder des Volkskörpers wollen sich bis jetzt immer noch nicht weder in die alte Lage zurück noch in eine neue hinein finden.

Adam Smith hat sein Universalrezept, die freie Konkurrenz, auch dem Staate empfohlen als das einfachste Mittel, sich alle Verlegenheiten zu ersparen, die ihm aus kirchlichen Dingen erwachsen könnten. Wo der Staat keine privilegirte Kirche aufrecht erhält, meint Smith, da werden sich die Religionsgesellschaften schnell in viele kleine durch ihre Ohnmacht ungefährliche Sekten spalten. Der Staat habe dann weiter nichts zu thun, als zu verhüten, daß sie einander gegenseitig verfolgen und Gewaltthätigkeiten gegen einander verüben, wie er das ja auch in Be-

ziehung auf alle andern Körperschaften und auf die Privatpersonen thue. Die Gründe, die dem preußischen Staate dieses bequeme Verfahren verbieten, sind bekannt. Die Katholiken gehören einer Weltkirche an, die fest genug gefügt ist, um auch ohne Staatshilfe und sogar gegen den Willen des Staates dem Zerfall vorbeugen zu können, und die Zersplitterung der evangelischen Kirche in Sekten, die das ganze Kirchenwesen zum Kinderspott machen würden — der verschrobne Yankee hat für das Lächerliche der amerikanischen Sektirerei keine Augen —, können Herrscher nicht wollen, die von Gott den Beruf empfangen zu haben glauben, das Werk Luthers zu erhalten und zu beschützen. Sodann rechnet der deutsche Staat die Förderung der idealen Mächte, namentlich der Religion und der Sittlichkeit, zu seinen Hauptaufgaben und kann deshalb auf ein geordnetes Verhältnis zur Kirche und auf Benützung ihres Einflusses für seine Zwecke nicht verzichten. Obwohl ich der Idee Hegels vom Staat nicht beipflichte, mache ich diesem doch jene Aufgaben nicht streitig. Kann der Staat auch durch die ihm eigentümlichen Mittel weder Religion noch Sittlichkeit erzeugen, und ist er dazu auch gar nicht berufen, so hat er doch ein hohes Interesse an beiden Elementen des Volkslebens und vermag sie sehr wohl auf indirektem Wege zu fördern. Man kann also sagen, daß das geschichtlich gewordne Verhältnis von Staat und Kirche in Deutschland zwar mit allen Theorien im Widerspruch stehe, aber das zur Zeit einzig mögliche sei. Eine grundsätzliche Änderung vorzunehmen, wäre ein unnötiges und unverständiges Wagnis; noch auf lange hinaus werden sich alle Änderungen auf untergeordnete Einzelheiten zu beschränken haben.

Zwanzigstes Kapitel

Die Zukunft der Kirchen

Nicht prophezeien wollen wir, sondern nur vor falschen Propheten warnen. Sehr richtig wurde kürzlich in den Grenzboten bemerkt: „Es ist eine merkwürdige Illusion, neue Religionen gründen zu wollen. Man hat nicht einmal einen neuen Kunststil fertig gebracht.“ Wir wagen die Vermutung, daß weder neue Religionen noch neue Kunststile mehr möglich sind, weil die Reihe der möglichen erschöpft sein dürfte. Was kann man alles malen? Landschaften, Tiere, Menschen, Gruppen von Menschen, Menschen und Menschengruppen in Landschaften oder von Gebäuden umgeben, Gebäude allein, Fabelwesen. Was für Menschen kann man malen? Götter und Heroen, das heißt schöne Menschen in griechischer Gewandung oder ohne alles Gewand, geschichtliche Personen, in irgend einer wichtigen Handlung begriffen oder in einem feierlichen Augenblick aufgefaßt, Kriegsheere in der Schlacht, Menschen verschiedner Stämme und Rassen in ihrer Nationaltracht, Personen und Gruppen aus der Gesellschaft oder aus dem Volke, spielende Kinder. Wie kann man sie darstellen? Schöner oder häßlicher, als sie in Wirklichkeit sind, oder gerade so schön und so häßlich, wie sie

sind. Ferner kann man Wirkung erzielen wollen entweder durch die auf dem Ebenmaß und der gefälligen Rundung der Linien beruhende akademische Schönheit, oder durch den die Seelenstimmung verratenden Gesichtsausdruck, oder durch das Charakteristische, oder durch die Komik der Situation, oder durch Erregung wollüstiger Gedanken und Begierden, oder durch Erregung von Schauder oder Ekel. Endlich kann man durch verschiedne Beleuchtungsarten, durch einen eigentümlichen Farbenton, durch dünner oder dicker aufgetragne Farben mancherlei Wirkungen hervorbringen. Nachdem das aber alles gemalt worden ist, wird kaum noch ein neuer Gegenstand oder eine neue Auffassungs- oder Darstellungs- oder Behandlungsweise gefunden werden können, worauf sich ein neuer Stil gründen ließe. Die in der Plastik möglichen Stilarten sind eigentlich schon von den Alten erschöpft worden, und auch in der Architektur wird sich eine noch nicht dagewesene Kombination von geraden und krummen Linien kaum finden lassen. Etwas anders verhält sich die Sache in der Musik, wo es nicht sowohl auf neuen Stil, als auf neue Melodien und Harmonien und neue Verschlingungen beider ankommt; da die mögliche Reihe der Kombinationen von mehr als siebzig Tönen, wenn auch nicht im strengen Sinne des Wortes, so doch für die Praxis unendlich ist, so dürfen die zukünftigen Geschlechter von ihren Komponisten immer noch neues hoffen.

Von der Religion gilt nun dasselbe wie von den bildenden Künsten. Nachdem Gott als Einheit, als Vielheit und als dreipersönliche Einheit, einsam thronend und von einem Hofstaat umgeben, als außer und als in den Geschöpfen lebend, als physische und als sittliche Weltordnung gedacht, nachdem unser Verhältnis zu ihm in allen erdenklichen Weisen be-

stimmt worden ist, nachdem sich der Scharfsinn der Weisen und die Phantasie der Dichter erschöpft haben, uns den Vorgang der Erlösung klar zu machen und die Schicksale der Seelen im Jenseits auszumalen, dürfte für Religionsstifter der Zukunft kaum noch etwas zu thun übrig bleiben. Höchstens wird sich noch an der Einrichtung der Gemeinschaften bessern lassen, die, auf gleichartige Auffassung der Heilswahrheiten gegründet, ihren Angehörigen das Heil vermitteln; ihre Hauptformen jedoch um eine neue zu bereichern, dürfte ebenfalls schwierig sein, nachdem man in einem Zeitraume von beinahe zweitausend Jahren die hierarchische, die Gemeindeverfassung und verschiedne Mischungen beider, die monarchische, die aristokratische und die demokratische Regierungsform, die monarchische wie die republikanische Theokratie, den Cäsaropapismus und die strenge Trennung von Kirche und Staat, die Weltkirche, die Staatskirche, die Nationalkirche und das freie Sektenwesen, den liturgischen, den Predigtgottesdienst, die Verbindung von beidem und den kultlosen Kultus — diesen Ungedanken haben die Quäker verwirklicht — durchprobirt hat.

Eine die ganze Menschheit umfassende Religion der Liebe ist von jeher das Ideal edel angelegter schwärmerischer Jünglinge gewesen, die das Leben mit seinen Wirrnissen noch nicht kennen, noch nicht wissen, daß nicht einmal in dem Begriff und der Empfindung der Liebe Einigkeit zu erzielen ist. Wenn solch ein liebender Jüngling, was ja nicht oft geschieht, die Schüchternheit seiner jungfräulichen Seele überwindet, sein Ideal den profanen Blicken preisgiebt und die geliebten Menschen zu beglücken unternimmt, so pflegt es ihm wohl zu begegnen, daß ihm mit Schlägen gedankt oder gar der Kopf abgeschlagen wird. Die Freimaurerei, die im Jünglingsalter der

Aufklärung diese Idee verwirklichen sollte, hat, wie in Lessings Freimaurergesprächen der enttäuschte Ernst hervorhebt, keinen andern Erfolg gehabt, als daß sie die bestehenden Sekten um eine neue vermehrte und durch Ausschluß der Nichtchristen sowie der untern Stände einen Beweis dafür lieferte, welches Unding die allgemeine Menschenbrüderschaft ist. Es berührt unendlich peinlich, sehen zu müssen, daß hundertundfünfzig Jahre nach jener Zeit, wo eine solche Jünglingsschwärmerei in den Zeitumständen Entschuldigung fand, und nach all den Erfahrungen, die mit dem Jahre 1789 begannen, heute noch ältere Männer von höherm Rang und höherer Bildung auf diese Stufe der jugendlichen Unerfahrenheit zurückkehren und sich mit den aufgewärmten Gedanken einer längst überwundnen Vergangenheit vor der Öffentlichkeit bloßstellen. Man sollte es nicht für möglich halten, daß der Satz: Liebe ist Kraft, als eine neue Offenbarung gepriesen werden kann in einem christlichen Lande, wo ihn jedes Schulbüblein kennt, wo die Leute, die in die Kirche gehen, alljährlich einmal das dreizehnte Kapitel des ersten Korintherbriefes mit tief erschütterten Herzen anhören, und wo es keinem, er mag in die Kirche gehen oder nicht, verwehrt ist, dieses hohe Lied der Liebe täglich zu lesen! Und wissen denn die Herren rein gar nichts von den Wundern der Liebe, die in der Christenheit von alten Zeiten bis heute, bis auf Miß Octavia Hill, den General Booth und den P. Damian, den Engel der Aussätzigen Honolulus, vollbracht worden sind? Wie lächerlich, mitten unter all den Kraftbeweisen, die die Liebe ohne die klingenden Schellen und das tönende Erz der Reden und Redensarten jahraus jahrein liefert, in einer Berliner Versammlung aufzutreten mit dem Satze: Liebe ist Kraft, eine neue

Wendung der Weltgeschichte herbeiführen zu wollen! Und wenn gerade solche Liebeshelden, die ihre Person opfern, meistens positiv gläubige Christen eines bestimmten Bekenntnisses sind, während die sogenannten Philanthropen mehr nur einen Teil ihres überflüssigen Geldes zu opfern pflegen, desto schlimmer für die neuen Verkündiger der ganz und gar nicht neuen dogmenlosen Religion! Daß alles Vergängliche, und dazu gehören auch alle in menschliche Worte gefaßten Glaubensmeinungen, nur ein Gleichnis ist, wissen wir längst. Aber die Kunst, uns ohne solche Gleichnisse mit einander über die göttlichen Geheimnisse zu verständigen oder gar sie den Kindern ohne Gleichnishülle mitzuteilen, soll noch erfunden werden. Dem Kinde, dem Volke ist mit theologischen Phrasen, die in ihren kunstvoll verschlungnen Wortfügungen den Unglauben oder die Unwissenheit oder den Zweifel verhüllen, nicht beizukommen. Das Volk ist wie das Kind einfältig, das heißt nicht verlogen noch verschroben, sondern klar und verständig. Es setzt dem, der es unterrichten, aber nicht mit seiner eignen Meinung herausrücken will, die Pistole auf die Brust und fragt ihn: Ist Christus Gott oder bloßer Mensch? Und wenn bloßer Mensch, und wenn das Neue Testament lügt, was tischest du mir da diese Lügen erst auf? Fort damit! Giebt es eine leibliche Auferstehung der Toten, oder lügen die Evangelien und Paulus? Ist die im Neuen Testament verkündigte Kirche noch vorhanden, und wo ist sie? Bei den Papisten, oder bei den Lutheranern, oder in der preußischen Union, oder in einer der kleinen Sekten, oder hat sie sich in diese Konfessionen und Sekten gespalten, sodaß ihr jeder angehört, der auf Christi Namen getauft ist? Wer sich nicht imstande fühlt, auf diese Fragen frohen Mutes und mit gutem Gewissen eine klare, einfältige, bestimmte Antwort zu

geben, die sich ohne Künstelei mit dem Wortlaute der Schrift vereinbaren läßt, der mag ja ein guter frommer Mann und möglicherweise tiefer in die Geheimnisse Gottes eingedrungen sein als alle Kirchenlehrer, aber er soll seine Weisheit für sich behalten oder sie an Orten zum besten geben, wo nicht Religion gelehrt, sondern Philosophie getrieben wird. Das christliche Volk braucht ein Symbolum, eine Formel, die alle zu derselben Gemeinschaft gehörenden einmütig annehmen, und woran sie ihre religiösen Vorstellungen anknüpfen. Nicht zum Streiten über das Symbolum soll man das Volk verführen, denn daraus entsteht der Fanatismus, dessen verheerende Wirkungen ja auch wir geschildert haben, sondern als Ausgangspunkt für die Anleitung zum christlichen Leben soll man das Symbolum benutzen.

Von den ältern Reformatoren unterscheiden sich unsre neuern u. a. dadurch, daß jene die Urkirche wieder herstellen wollten, während diesen schon das Wort Kirche ein Greuel ist; sie wollen eine Religion, wie ohne Dogmen, so auch ohne Kirche. Nun hat es aber niemals eine Religion gegeben, die sich nicht entweder in einem Volke oder in einer Kirche verkörpert hätte. Die Kirchen sind nicht etwa bloße Vereine, sondern wie schon Paulus die Ecclesia unter dem Bilde eines lebendigen Leibes darstellte, so sind auch heute noch alle Kirchen lebenskräftige und starke Organismen, als deren lebendige Glieder sich ihre Mitglieder fühlen; und diese Gliedschaft ist ihnen so wesentlich, daß ihnen die Zumutung, Religion hegen und pflegen zu sollen außerhalb dieses Verbandes, ganz ungereimt erscheint. Daher nehmen ältere Kirchen und selbst schon kleinere Sekten die Festigkeit unüberwindlicher Bollwerke an. Wenn die leichte Kavallerie der kritisirenden Gelehrten, der Politiker, der Freidenkervereine einen Sturm auf so ein altes

Bollwerk unternimmt, so ist das ungefähr, wie wenn sich einige Dutzend Knaben um den alten Stephansdom in Wien sammelten und sprächen: wir wollen ihn einreißen, und mit ihren Federmessern an dem Steinriesen zu kratzen und zu bohren anfingen.

Eine bei den modernen Religionsverbesserern sehr beliebte Redensart lautet, das petrinische und das paulinische Zeitalter seien abgelaufen, und das johanneische wolle anbrechen. In Gelzers Monatsblättern hat Herr von Bethmann-Hollweg 1858 kurz vor seiner Erhebung zum preußischen Kultusminister geschrieben: „Den Aposteln Petrus und Paulus, deren jeder seine Kirchenzeit gehabt, muß Johannes folgen. In Kirche und Staat zeigt sich das Widerspiel des behaupteten Fortschritts: Auflösung in Staat und Kirche, Verfall der organischen Formen und Unfähigkeit der Zeit, neue zu schaffen. Gott will die Hütte abbrechen. Beide, Staat und Kirche, müssen in ihrer gegenwärtigen Gestalt zertrümmern (sic!), damit das Königreich Jesu Christi über alle Völker aufgerichtet werde, die Braut des Lammes, die vollendete Gemeinde, das neue Jerusalem vom Himmel herabkomme.“ Dieser fromme Kultusminister verzweifelte also gänzlich an aller Menschenkraft und Kunst in religiösen Dingen und erwartete das Heil von dem unmittelbaren Eingreifen Gottes. So meinen es die heutigen Johannesjünger nun eben nicht. Vielmehr hoffen sie, nachdem Menschenkraft die petrinische Gesetzeskirche Roms zerstört und Menschenwitz den paulinischen Glauben der evangelischen Kirche zum Aberglauben gestempelt habe, werde menschliche Güte das Zeitalter des Johannes heraufführen, den sie als den Apostel der Liebe verehren. Sie übersehen dabei unter anderm auch die Kleinigkeit, daß die Liebe, die sie meinen, von der Johannesliebe himmelweit verschieden ist. Mit gleichem Recht, wie

man den Johannes als den Jünger der Liebe preist, könnte man ihn als den Urheber fanatischer Intoleranz verwünschen. Denn durch sein ganzes Evangelium zieht sich der Gedanke, daß Christus, der Gottsohn, der aus dem Lichte geborne, gekommen sei, nur die Kinder des Lichts, die ebenfalls aus Gott gebornen, vom Vater von Ewigkeit erwählten in sein Reich zu sammeln, die Welt aber, das Reich der Finsternis, dem Gericht zu überlassen, das sie selbst über sich verhängt, indem sie ihm nicht glaubt und die Finsternis statt des Lichtes erwählt. Und im ersten Briefe schreibt er als Greis: „Wenn jemand zu euch kommt und diese Lehre [von der Menschwerdung des Gottsohnes] nicht mitbringt, so nehmt ihn nicht ins Haus auf und grüßet ihn auch nicht." Die Johannesliebe waltet nur im Kreise der Auserwählten und Gläubigen; wollte sie darüber hinausgreifen, so würde sie fürchten, sich zu beflecken. Eine sehr schöne Gegenüberstellung des petrinischen und des johanneischen Christentums, d. h. der Beobachtung des göttlichen Gesetzes und jener freien Gotteskindschaft, die kein Gesetz kennt noch braucht, findet sich schon in einer Homilie des Augustinus. „Zwei Lebensweisen kennt die Kirche. Die einen wandeln im Glauben, die andern ruhen im seligen Anschauen; die einen befinden sich, mit Mühsal kämpfend, noch auf der Wanderschaft, die andern schon im Vaterlande; die einen meiden das Böse und üben das Gute, die andern genießen, frei von allem Bösen, das höchste Gut; die einen kämpfen mit dem Feinde, die andern herrschen ohne Feind; die Lage der einen ist preiswürdig, obwohl noch voll Elend, die der andern vollkommen und glückselig; die eine Lebensweise ist im Apostel Petrus, die andre in Johannes vorgebildet." Aber es fiel dem großen Kirchenlehrer nicht ein, diese verschiednen Lebensweisen als verschiedne Ent-

wicklungsstufen auf einander folgen zu lassen. Er wußte recht wohl, daß zu allen Zeiten die Mehrzahl der Menschen der Zügel des Gesetzes bedarf, daß es aber immer auch einige wenige giebt, die sich als „echte Göttersöhne" in mystischer Vereinigung mit Gott „der lebendgen Schöne" erfreuen, ohne der Krücken des Gesetzes zu bedürfen, die also schon auf Erden das Ziel erreichen, das die übrigen im Himmel erwartet. Der echte Johannes wird für die Weltkinder aller Zeiten ein Buch mit sieben Siegeln bleiben; welcher Gegensatz zwischen dem Evangelium Johannis und dem Testament Johannis obwaltet, können sie von Lessing erfahren. Das sozusagen menschlichste und liebenswürdigste unter den vier Evangelien ist das des Lukas; den Anschauungen der modernen Humanitätsapostel kommt es weiter entgegen als die drei andern.

Mit dieser Ablehnung der modernen Religionsstifterei, die nur eine besondre Form der Vereinsmeierei ist, soll nicht gesagt sein, daß nicht auch in Zukunft neue Sekten entstehen könnten. Sekten sind ja etwas ganz andres als Zukunftsreligionen. Das Gesetz ihrer Entwicklung haben wir im elften Kapitel ermittelt. Jede Sekte gewährt einer Anzahl gleichartiger beschränkter Köpfe die ihnen angemeßne Art religiöser Befriedigung, und so abstoßend und lächerlich einem freien und hochgebildeten Geiste das Sektentreiben erscheinen mag, dürfen wir doch nicht übersehen, daß diese Sonderlinge in der zeitweiligen Überwindung von Volkslastern und in der Sittigung kleinerer und größerer Volkskreise Leistungen aufzuweisen haben, deren sich nicht viele große Geister rühmen können.

Ebensowenig soll die Möglichkeit geleugnet werden, daß die großen Kirchen in Zukunft noch durchgreifende Umgestaltungen erleiden können. Wir

wollten nur hervorheben, daß sich eine solche Umgestaltung nicht willkürlich nach einem vorbedachten Plane herbeiführen läßt, und daß wir deutliche Anzeichen einer auf natürlichem Wege vor sich gehenden nicht zu erkennen vermögen. Die römisch-katholische Kirche wird zunächst wohl noch weitere Volksmassen von sich abfallen sehen. In ihrer Geistlichkeit überwiegt das hierarchische Interesse immer noch so stark alle andern Empfindungen und Bestrebungen, daß sie für die ihr so naheliegenden sozialen Fragen, soweit sie sich nicht für hierarchische Zwecke ausbeuten lassen, kein Verständnis hat. Anstatt in die Hütten des hungernden italienischen Landvolkes einzukehren und ihm das Brot des Trostes zu brechen, sitzen die vornehmen Kleriker im Vatikan, protestiren gegen das Königreich Italien, konspiriren zur Wiederherstellung des Kirchenstaats und machen sich durch ihr vergebliches Liebeswerben um die Gunst der atheistischen Staatsmänner Frankreichs ebenso lächerlich als verächtlich. Und der veredelnde Einfluß, den der Kulturkampf in Deutschland hätte üben können, scheint ausgeblieben zu sein. An stolzem Standesbewußtsein hat die Klerisei gewonnen, nicht an geistlicher und christlicher Gesinnung. Der Trierer Jahrmarkt, die Wiederbelebung des scheußlichen Hexenwahns durch Teufelsaustreibungen, die abscheuliche vor Gericht gebrandmarkte Erbschleicherei des Dompfarrers, Domkapitulars und päpstlichen Hausprälaten Dr. Kagerer in München, Beispiele schmutzigen Geizes, unchristlicher Härte gegen die Armen und bäurischen, dummstolzen Gebahrens, die sich uns ungesucht aus den Kreisen des katholischen Pfarrklerus in Preußen aufgedrängt haben, entrollen ein unerfreuliches Bild; in einem großen Teile des katholischen Klerus — einzelne edle Seelen giebts ja gewiß auch jetzt immer noch darunter — scheint der Sieg im Kulturkampf

die Ansicht erzeugt zu haben: wir sind unüberwindlich und können uns ohne Gefahr alles erlauben! Das wäre nachträglich noch ein Erfolg für die evangelische Kirche. Eine förmliche Umwälzung würde die römische Kirche erleiden, wenn dereinst der Papst seinen Souveränitätsrest vollends verlöre und einfacher Unterthan des italienischen Staates würde. Es könnte nicht ohne Einfluß auf das Gefüge ihres Baues bleiben, wenn ihr Oberhaupt aus einem Übermenschen, dem die Gewaltigen der Erde die Füße küssen, und der nicht nur keinem irdischen Richter, sondern auch keinem Gesetz und keiner Verfassung unterworfen ist, ein Generalsuperintendent würde, der unter Umständen gezwungen werden könnte, sich vor einem gewöhnlichen Richter zu verantworten. Ob aber diese Veränderung das alte Gebäude allmählich auflösen oder aufs neue befestigen würde, läßt sich nicht voraussehen. In dem erwähnten Aufsatze über das Sektenwesen haben wir auch das Gesetz aufgestellt, daß Religionsgesellschaften durch die Kraft ihres Geistes reich und mächtig werden, durch Macht und Reichtum aber den Geist einbüßen. Es fragt sich nun, ob in dem vorausgesetzten Falle der Verlust äußerer Macht durch die Fülle des wiederkehrenden Geistes aufgewogen werden würde oder nicht. Daß eine Kirche den Einfluß auf das gemeine Volk in dem Maße verliert, wie ihre Geistlichen große Herren werden und — sei es als Großwürdenträger, sei es als „schwarze Garde des Polizeistaats“ — in innige Beziehung zum „Fürsten dieser Welt“ treten, ist auch von andern schon oft bemerkt worden. Über die untern Stände pflegen die Geistlichen einer Kirche oder Sekte in dem Maße Macht zu gewinnen, als sie sich vom Staate entfernen und ihm feindlich gegenübertreten. Sehr deutlich tritt das hervor in der höchst interessanten und ausführlichen Schilderung

des englischen und schwedischen Staatskirchentums, die Döllinger in dem mehrfach angeführten Buche „Kirche und Kirchen" entwirft.

Ein andres Gesetz ist dieses, daß die Ideen des Neuen Testaments desto reiner verwirklicht werden können, je kleiner die Zahl der Gleichgesinnten ist, die sich zu diesem Zwecke vereinigen. Daher die Berechtigung des in der katholischen Kirche üppig wuchernden Kloster- und Bruderschaftswesens, sowie der Sekten- und Konventikelbildung, zu dem die Evangelischen neigen. Eine edlere Bethätigung desselben Triebes sehen wir in dem heute regen Bestreben vieler evangelischen Geistlichen Deutschlands, das Gemeindeleben zu erneuern, aus der juristischen Gemeinde, oder falls diese übergroß ist, in ihr eine wirkliche christliche Gemeinde zu schaffen. In jeder Volkskirche muß sich der heilige Inhalt, wenn er sich äußern soll, so manche Vergröberung und Entstellung gefallen lassen. Da werden abgestufte Obrigkeiten, Rangstreitigkeiten, verwickelte Verfassungen, zahlreiche Gesetze, Vermögenssorgen und Streitigkeiten vor Gericht, ein ganzes schwerfälliges Gerüst unevangelischer Weltlichkeiten unvermeidlich. Ist es eine Kirche des Wortes, so muß das Wort dem Geschmack, den Ansprüchen und Bedürfnissen der Masse gemäß einerseits in Formeln festgelegt, andrerseits, damit es nicht verletze, des Saftes und der Kraft beraubt, glatt und platt gebügelt werden. Ist es eine Kirche der Sinnbilder und Sakramente, so kann dem Verlangen der Menge nach immer neuen Bildern, Zeichen und Handlungen gar nicht genügt werden, und die Kirche steht in Gefahr, in einen Jahrmarkt mit Theater auszuarten. Ist es doch auch außerhalb des religiösen Gebietes kaum möglich, eine Idee ins Volk zu bringen, ohne daß ihre Ausprägung abgeschmackt ausfiele; ja wer sich nicht dazu verstehen mag, zu-

weilen etwas Abgeschmacktes mitzumachen, der kann weder ein Amt bekleiden noch sonstwie im öffentlichen Leben wirken. Diese Unvollkommenheit loszuwerden, wird den Kirchen niemals gelingen. Stets wird der Geist des Christentums hin- und herwehen müssen zwischen dem Konventikel, in dem er sich sammelt, aber auch wirkungslos zu verkümmern in Gefahr steht, und dem Volke, in dem er sich unter gewaltigen Kraftäußerungen ausdehnt, bis er sich in den Zerrbildschöpfungen eines überempfänglichen oder in der toten Masse eines unempfänglichen Volkes verliert. Jede Konfession, Sekte und religiöse Genossenschaft muß sich die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit, die Fehler ihrer Vorzüge gefallen lassen.

Der wahre Christ zerbricht sich den Kopf nicht mit Hirngespinsten, sondern wirkt für sich allein oder im Anschluß an eine der bestehenden Kirchen für die jederzeit notwendige Erneuerung des alten Geistes. Wer innerhalb einer Gemeinschaft lebt, der findet selbstverständlich auch stets an deren Einrichtungen zu bessern und neues hervorzurufen, um neu entstandnen Bedürfnissen zu entsprechen. Innerhalb der letzten Jahrzehnte ist in den evangelischen Kirchen Deutschlands recht Achtungswertes geleistet worden. Die innere Mission, die Wiederbelebung der Gemeinden, die soziale Thätigkeit haben Unkirchliche der Kirche wiedergewonnen und das Gewohnheitschristentum vieler kirchlich gesinnten in Herzenschristentum und gemeinnütziges Wirken umgesetzt. Wer weiß, was die Zukunft noch alles an lebenskräftigen Unternehmungen bringt! Nur das eine scheint uns schon jetzt festzustehen: woher auch der evangelischen Kirche noch neues Heil kommen mag, von zwei Thätigkeitsgebieten, auf denen sie lange Zeit hindurch großen Ruhm geerntet hat, wird es nicht kommen, weder von der Predigt noch von der Theologie. So weit

allerdings gehen wir nicht in der Geringschätzung ihrer Leistungen auf diesen beiden Gebieten, wie manche ihrer wärmsten Freunde. Konstantin Rößler will die Predigt gänzlich beseitigt wissen (Das deutsche Reich und die kirchliche Frage S. 379). Das heißt denn doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Es ist hier nicht der Ort, unsre eigne Ansicht über die richtige und zweckmäßige Gestaltung des Predigtamtes auszusprechen, aber daran wenigstens müssen wir erinnern, daß für bildungsbedürftige Frauen aus dem Volke, die wenig Zeit und Gelegenheit zum Lesen haben, gute Predigten ein Geistes- und Herzensbedürfnis sind. Dem Unfuge der zu vielen und übermäßig langen Predigten müßte freilich gesteuert werden. Den Theologen aber ruft Dr. Paul Kipper, der zornige Strafprediger, im zweiten Teil seiner Schrift: „Ich will dem Kaiser Rede stehn" höchst unhöflich zu: „Alle eure Reden, ihr Theologen, sind Gewäsch!" Das ist doch wohl übertrieben. Für die Philosophie, Kirchengeschichte, Bibelkritik und die Kenntnis der orientalischen Religionen haben die deutschen Theologieprofessoren großes geleistet. Aber allerdings, wenn man ihre Leistungen an dem Nutzen fürs kirchliche Leben mißt, so gelangt man zu dem wenig erfreulichen Ergebnis, daß sie als unverantwortliche Vergeudung eines großen Teils der edelsten Geisteskräfte der deutschen Nation zu beklagen sind, weil ihr Ertrag nicht einmal Null, sondern weniger als Null ist. Es giebt gewiß fromme Prediger, die das Rüstzeug ihrer theologischen Gelehrsamkeit auch zur Erbauung zu verwerten wissen. Im allgemeinen aber muß man doch sagen: wenn im protestantischen Deutschland noch unerschütterter christlicher Glaube gefunden wird, so ist es nicht das Verdienst der Theologie. Nichts ist thörichter, als die viel verbreitete Meinung, die moderne Naturwissenschaft werde und müsse dem

christlichen „Aberglauben" ein Ende machen. Die beiden können einander, als ganz verschiedne Wissensbereiche, gar nichts anhaben. Bekanntlich gehört der Jesuitenpater Secchi zu den Männern, die den wichtigsten Satz der modernen Naturwissenschaft, den Satz von der Einheit der Naturkräfte und der Erhaltung der Kraft, bewiesen haben. Gefährlich, nicht zwar für den Christenglauben an sich, aber für jeden orthodoxen Glauben ist die Geschichte; deshalb wird sie von den Eiferern aller Konfessionen mit Mißtrauen betrachtet und, wo man sie nicht entbehren kann, fleißig gefälscht. Wer aber den Glauben am ärgsten in Gefahr bringt, das ist die Theologie; sie führt ihrer Natur nach fast notwendig zur Zerstörung des Glaubens. Denn der Glaube gründet sich auf geschichtliche Thatsachen, auf Bilder der jenseitigen Dinge (auch die dogmatischen Formeln: Sohn Gottes, Geist Gottes, Reich Gottes, Wiedergeburt, Lebensbrot sind Bilder; nicht minder jedoch, worauf u. a. Herbart hingewiesen hat, alle unsre Bezeichnungen geistiger Vorgänge, wie begreifen, Begriff, fassen u. s. w.; drum ist eine unsinnliche Religion so gut ein Unding wie ein unsinnlicher Mensch) und auf persönliche Erfahrungen. Bei jedem Versuch einer wissenschaftlichen Behandlung werden die geschichtlichen Thatsachen durch die Kritik zweifelhaft gemacht, verwickelt das Bemühen, die gleichnisartigen Reden in Begriffe zu fassen und die Wirklichkeit der diesen Begriffen entsprechenden Dinge zu beweisen, in Widersprüche und Ungereimtheiten, und wird die Freudigkeit persönlicher Heilserfahrung durch schärfere psychologische Beleuchtung gedämpft oder macht wohl gar der verzweifelten Ansicht Platz, man sei ein Opfer kindischer Einbildung gewesen. Nur wenn die theologischen Ausführungen selber wieder zu Dogmen gestempelt und von den Lehrlingen gläubig hingenommen werden, wie das in

der katholischen Kirche der Fall ist, kann der Glaube neben einer solchen Theologie ungeschwächt fortbestehn. Der evangelischen Kirche bereitet nun freilich dieser Umstand ein recht grausames Dilemma. Unter andern praktischen Vorschlägen, das Unheil zu mildern, möchten wir den des Professors Johannes Weiß*) der Beachtung empfehlen, bei Darstellung der christlichen Religion nicht mehr die Rechtfertigungslehre des Paulus, sondern den Hauptgedanken der Predigt Jesu, das Reich Gottes, zum Ausgangspunkte und für die systematische Theologie zum Mittelpunkte zu machen; denn das zweite Dogma bietet der Kritik weniger Angriffspunkte dar als das erste.

Vom Unglauben droht nicht sowohl dem Christentum als unserm Volke Gefahr. Ein paar Millionen moderner Heiden mehr könnten den Kirchen gar nichts schaden, ja größeres Heil könnte ihnen gar nicht widerfahren, als wenn der Unglaube in allen Staaten zur Herrschaft gelangte und sie selbst in den Zustand gedrückter Sekten gerieten; würden sie doch dadurch dem Gekreuzigten wieder ähnlicher. Aber was würde aus den Massen werden, wenn sich das Neuheidentum unsrer Volksschulen bemächtigte! Welches Glück genießt doch bis jetzt noch unsre Jugend, indem sie durch die Pforten des Schriftworts in die Kenntnis der Welt- und Völkerkunde eingeführt wird! Läßt sich wohl etwas Erhabneres denken als das erste Kapitel der Genesis! Ist irgendwo schon einmal etwas Großartigeres, Schöneres, Wahreres zu diesem Zweck ersonnen worden als das „Es werde Licht,“ als die beiden Bäume des Paradieses, die Geschichten vom Sündenfall, von den Führungen der Patriarchen und des Volkes Israels, als die Verheißung des Erlösers im Alten und die Erfüllung im Neuen Testament?

*) Die Predigt Jesu vom Reiche Gottes. Von Johanne Weiß. Göttingen, Vandenhoek und Ruprecht, 1892

Der Unterricht in der biblischen Geschichte wird ja leider oft recht geistlos und ungeschickt erteilt; doch dem läßt sich abhelfen. Unberührt von allem Streit über die zweckmäßige Behandlung bleibt der unbedingte und über alle Schätzung erhabne Wert des Lehrstoffs, den höchstens Unwissende und Fanatiker des Unglaubens in Frage stellen können. Nicht ohne Grauen vermögen wir an die Verödung und Verrohung der Gemüter zu denken, die notwendigerweise eintreten muß, wenn dereinst die Kleinen durch Urnebel, Descendenz und Zuchtwahl hindurch auf den Weltschauplatz geführt werden, und dann ihr Blick über den ziel- und hoffnungslos wütenden Kampf ums Dasein hinaus auf den „Himmel auf Erden" und das jenseitige Nichts gelenkt wird! Der Hellenenknabe hatte doch die freundliche homerische Götterwelt, der Germanenknabe den Blick auf Walhall und die Asen, aber was vermag der moderne Heide seinen bedauernswerten Sprößlingen zu bieten? Daß wir die von den Griechen ausgebildeten Ideen der Schönheit, der Menschlichkeit und der Vernünftigkeit nicht entbehren können, ist in unsern frühern Aufsätzen ausführlich nachgewiesen worden. Das Christentum macht, wie die Erfahrung lehrt, keine Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß jede der im Menschengeschlecht waltenden geistigen Mächte der Gegen- und Mitwirkung aller andern bedarf, wenn sie nicht entweder in Einseitigkeit verkümmern oder sich in grobe Verirrungen verlieren soll. Aber zu Zeus und Apollon, zu Hermes und Aphrodite kann heute kein Mensch von gesunden Sinnen mehr beten; Religion ist für den vollkommen entwickelten, gebildeten und unterrichteten Geist nur noch in der Gestalt des Christentums möglich. Und der Kulturwert dieser vollkommensten Gestalt der Religion ist um so höher zu schätzen, weil ihre Urkunden in einfachen, großen Um-

rissen ein Bild von dem Zusammenhange der Weltbegebenheiten darbieten, das dem Kinde, dem Volke genügt, dem Gelehrten aber bei der mühevollen Arbeit, in der verwirrenden Fülle widerspruchsvoller Erscheinungen einen Zusammenhang zu ergründen, als leitendes Musterbild vorschwebt. Wie hoch steht das Alte Testament schon als Geschichtsquelle über den Fabeleien der meisten orientalischen Völker, wie hoch die ganze Bibel, die den Menschen vom Himmel durch die Welt — nicht zur Hölle, sondern zurück zum Himmel führt, mit ihrer schlichten Darstellung der Kulturentwicklung, ihrer sinnvollen Aufeinanderfolge der Weltreiche selbst über dem guten Herodot, der zwar das Walten der Götter im Menschenleben nicht verkennt, aber doch seine Völkerschaften noch mit der kindlichen Freude des freundlichen Guckkastenmannes dem Beschauer vorführt!

Einundzwanzigstes Kapitel

Freiheit

Auf die Freiheit sind wir gelegentlich schon öfter zu sprechen gekommen; aber sie ist eine so gewaltige und hochwichtige, eine so viel umstrittene — sollen wir sagen Erscheinung, oder Macht, oder Idee? — daß wir der Ausgestaltung dieser Idee im Mittelalter und in der Neuzeit doch noch einen besondern Abschnitt widmen müssen. Als E. von Hartmann vor etwa fünfzehn Jahren in der „Gegenwart“ nachzuweisen versuchte, wie bei fortschreitender Kultur die Freiheit mehr und mehr eingeengt werde, da mag die verschwiegne kleine Gemeinde, deren Glaubensbekenntnis er verriet, ein wenig erschrocken sein. In der Öffentlichkeit schwört außer jenem kecken Pessimisten alle Welt darauf, daß der Kulturfortschritt selbstverständlich auch den Fortschritt der Freiheit einschließe. Die Liberalen trösten sich über jene Erscheinungen, die sie als Reaktion beklagen, mit der Hoffnung, der Rückfall werde rasch vorübergehen; die Konservativen hingegen erklären die angebliche Reaktion für leere Einbildung und finden die Sache der Freiheit aufs schönste bestellt. Des Rätsels Lösung wird denen nicht schwer, die mit Ranke zu der Ansicht gelangt sind, die auch wir in

den vorhergehenden Betrachtungen dargelegt haben, daß der Kulturfortschritt sich auf die Steigerung des Reichtums an materiellen Gütern, auf die Vermehrung der Erkenntnismasse und die Vervollkommnung der Technik beschränke, während in Bezug auf die übrigen idealen Güter der Besitzstand durch alle Zeiten hindurch so ziemlich gleich groß bleibt. Nach dieser Ansicht sind die Gesellschaftsformen zwar in beständiger Umbildung begriffen, weisen aber in jeder Periode sowohl Fortschritte als Rückschritte auf, sodaß der Beschauer, je nach Temperament und Vorurteil, ebenso leicht den stetigen Fortschritt wie den stetigen Rückschritt wahrnehmen, das goldne Zeitalter an den Anfang oder ans Ende der Weltgeschichte hinträumen kann. Freiheit und Unfreiheit bedeuten in der Menschenwelt ungefähr dasselbe, wie in der organischen Natur die chemische Bindung und Lösung der Elemente. Indem die Pflanzen- und Tierleiber teils im Aufbau, teils in der Zersetzung begriffen sind, werden ihre Bestandteile abwechselnd gebunden und frei. Dabei kommt zwar ein beständiger Wechsel, aber kein eigentlicher Fortschritt heraus; denn jener Fortschritt zu höhern Organisationsstufen, den die Darwinianer lehren, vollzieht sich nach ihrer eignen Voraussetzung in so ungeheuer langen Zeiträumen, daß er über den Rahmen der Weltgeschichte hinausfällt, weshalb er, wenn er auch in Wirklichkeit stattfinden sollte, doch für die menschliche Erfahrung nicht vorhanden sein würde.

Daß dieser Wechsel kein müßiges, zweckloses Spiel sei, wie auch bei ihm von einem Fortschritt gesprochen werden könne, wenn auch weder im Sinne Hegels, noch in dem Häckels oder Hartmanns, wie gerade diese Ansicht zur Herrschaft eines gesunden Optimismus führe, ohne den Pessimismus, soweit er berechtigt ist, auszuschließen, das glauben wir in

den vorhergehenden Untersuchungen einigermaßen klar gemacht zu haben. Die nachfolgenden geschichtlichen Skizzen mögen den Umbildungsprozeß der Gesellschaftsformen hinsichtlich der Freiheit einigermaßen veranschaulichen.

Nachdem sich in Ober- und Mittelitalien die Fluten der Völkerwanderung verlaufen hatten, fand sich das Land größtenteils im Besitze langobardischer und fränkischer Herren, denen italische Bauern als Leibeigne den Acker bestellten, während in den klein gewordnen verarmten Städten die Reste der industriellen Bevölkerung Gewerbe und einen sehr bescheidnen Handel betrieben. Nur Venedig schwang sich gleich im Anfange dieser Periode zu hoher Bedeutung empor. Zwei Jahrhunderte verhältnismäßiger Ruhe (1000 bis 1200) genügten, die durch germanisches Blut aufgefrischte Stadtbevölkerung — jeder Römerzug führte einen neuen Strom zu — so weit erstarken zu lassen, daß sie sich von der königlichen wie von der bischöflichen Gerichtsbarkeit befreite und Republiken gründete. In ihren Zünften (früher scholae, später artes genannt) lebte der alte Bürgergeist fort (hie und da sogar die altrömische Munizipalverfassung; ein merkwürdiges Beispiel im Archivio Storico Italiano von 1888: Statuti della città di Concordia) und entfaltete bei wachsendem Wohlstande eine erstaunliche politische Zeugungskraft: mit der Frühlingssaat schossen alljährlich neue Verfassungen aus diesem fruchtbaren Boden hervor. Bald zogen die kraftstrotzenden Bürger aus, die Burgen der Feudalherren zu brechen, zwangen viele der letztern, in die Stadt zu ziehen und nach städtischem Recht zu leben, hoben die Leibeigenschaft auf und gewannen so Arbeitskräfte: zahlreich strömten die befreiten Bauern in die Stadt. Nicht durchweg entsprach die Freiheit, die sie dort fanden, der ge-

hegten Erwartung. Manche häuften zwar Reichtümer und wurden vornehme Herren; die Mehrzahl aber blieb in eine Klasse von Menschen gebannt, die wir als Fabrikarbeiter bezeichnen dürfen. Sie klagten über Ausbeutung, über kärglichen Lohn, ja über Mißhandlung. Damit war ein neuer Gährungsstoff, ein Antrieb zu weiterm Fortschritt gegeben. Das Stadtregiment, das anfänglich von den obern Zünften geführt wurde, ward immer tiefern Schichten des Mittelstandes zugänglich, und am 22. Juli 1378, wo der Wollkrämpler Michele di Lando in Schuhen ohne Strümpfe den Regierungspalast zu Florenz betrat und zum Gonfaloniere di Giustizia ausgerufen wurde, feierte die Demokratie ihren höchsten Triumph. Natürlich dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Nicht daß diese kleinen Leute unfähig gewesen wären. Sie benahmen sich verständig und gemäßigt, hüteten sich vor Ausschreitungen und besorgten die Staatsgeschäfte so gut wie irgend eine der frühern Signorien. Man braucht das nicht wunderbar zu finden. Lesen und schreiben konnte auch der Ärmste, im Redenhalten, Wühlen, Wählen und Abstimmen übte sich jeder Weber und Schuster von Jugend auf, und die Verwaltung des kleinen Staates zu übersehen und zu durchschauen bereitete so hellen Köpfen — Dummheit gehört nicht zu den Nationallastern der Italiener — keine Schwierigkeit. Aber der Großhändler, der Fabrikant, der Gutsbesitzer verspürte wenig Lust, sich von seinen Arbeitern regieren zu lassen. Jene Herren streikten, d. h. sie stellten die Fabrikation ein, namentlich die Tuchweberei, die ein volles Drittel der Bürger ernährte, und Männer, die um Arbeit betteln, können den Staat nicht regieren.

Eine Oligarchie löste die Volksherrschaft ab, und über die andern herrschenden Häuser stieg das der Mediceer empor. Allmählich ging deren milde

Diktatur in den monarchischen Absolutismus über, und als der Großherzog Leopold (der Bruder und Nachfolger des Kaisers Josef II.) den Thron bestieg, da hatte die allmächtige Bureaukratie im Verein mit der kirchlichen Inquisition das ehedem geistvollste Völkchen Europas so weit heruntergebracht, daß dieser merkwürdige und ausgezeichnete Fürst auf Mittel sinnen mußte, seinen Spießbürgern Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten einzuflößen und den Eingeschüchterten den Mund zum Reden zu öffnen. Nur noch hinter verschloßnen Thüren, in der Freimaurerloge, wagten selbständige Gedanken, Reformpläne, Witz und Satire sich hervor. Die französische Revolution weckte den erstorbnen Gemeingeist aufs neue, und in den Befreiungskämpfen des laufenden Jahrhunderts ist dieser wieder so weit erstarkt, daß in den Städten die Regsamkeit des politischen Lebens, die Freiheit des Wortes und die Lust am Reden kaum noch zu wünschen übrig läßt.

Mittlerweile aber war die ländliche Bevölkerung schon am Ausgange des Mittelalters durch ungünstige Pachtverhältnisse in eine Abhängigkeit von den städtischen Aristokraten geraten, die sich von ihrer frühern Leibeigenschaft nicht wesentlich unterschied. Ja H. Leo meint, im toskanischen Apennin habe der Bauernstand den Todesstoß erhalten, als um 1360 die letzten feudalen Häupter fielen, die Magnatenfamilien der Tarlati und Alberti verarmten, die Aldobrandeschi der Stadt unterthänig, die Ubaldini zu gewöhnlichen Landedelleuten herabgedrückt wurden. „Denn hier im Gebirge unter des Adels Schutz hatte sich ein wahrer Bauernstand, obwohl nur durch die Hörigkeit, erhalten. In Freieigner verwandelt, waren sie bald von den städtischen Kapitalisten ausgekauft und in ebenso elende Vagabunden und hilflose Jahrespächter verwandelt, wie die Landleute in der Ebne

es schon seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert geworden waren." Wie weit die Sache in unsern Tagen gediehen ist, könnte jedermann wissen, wenn die Zeitungen so ehrlich wären, das furchtbare Elend zu schildern, von dem die chronische Finanznot des jungen Königreichs nur ein Symptom ist. Die Regierung weiß vorläufig keinen andern Rat, als die Armen durch gesetzliche Erschwerung der Auswanderung in ihrer Zwangslage festzuhalten. Nicht gerade von eingreifender Bedeutung, aber charakteristisch für den Geist der mittelalterlichen Republiken ist der Umstand, daß, während die ländliche Leibeigenschaft bekämpft wurde, Venedig bis ins sechzehnte Jahrhundert aus dem Orient Sklaven einführte, die in die vornehmen Bürgerhäuser, namentlich auch von Florenz, verkauft wurden.

In Deutschland entstanden die Städte durch Zusammenziehung der Dienstmannschaften um Königspfalzen, Herrensitze, bischöfliche und Klosterhöfe. K. W. Nitzsch hat in seiner epochemachenden Untersuchung: „Ministerialität und Bürgertum" nachzuweisen versucht, daß die deutschen Stadtbewohner ohne Ausnahme ursprünglich unfreie Hofleute gewesen sind. Zwar wird diese Ansicht von andern Forschern lebhaft bestritten, aber für den Unparteiischen ergiebt sich aus dem Streit wenigstens so viel, daß Nitzsch, wenn auch nicht in allen Stücken Recht, so doch auch nicht ganz Unrecht hat. Wie auf dem Lande, so unterschied man nach Nitzsch in der Stadt drei Klassen: Hörige, Zinsleute und Ministerialen. Die Handwerker und Krämer waren hörig, die Großhändler teils Zensualen, teils Ministerialen. Außerdem gab es in den ansehnlichern Städten — soweit wird den Gegnern der Hofrechtstheorie beizustimmen sein — „völlig" freie Grundbesitzer. Die städtische Zensualität gestaltete sich dahin aus, daß ihre An-

gehörigen schließlich nur noch die Heersteuer zu zahlen hatten. Aus den Ministerialen, den höhern Beamten, und den freien Grundbesitzern erwuchsen die ratsfähigen Geschlechter. Als Hauptmerkmale der Hörigkeit galten: der Mangel eines ordentlichen Gerichtsstandes, die Prügelstrafe und die Heiratsbeschränkungen; letztere bestanden namentlich in Verboten der Verehelichung mit Hörigen andrer Herrschaften und sollten nicht etwa der Übervölkerung vorbeugen, die damals nicht zu fürchten war, sondern im Gegenteil verhüten, daß dem Herrn die Kinder seiner Hörigen verloren gingen. Die Prügelstrafe wurde am Rhein in der ersten Hälfte des elften Jahrhunderts abgeschafft, als dort die Hörigen einen ordentlichen Gerichtsstand erlangten und in die Klasse der Zensualen emporstiegen. Etwas später fielen die Heiratsbeschränkungen. Das eigentlich befreiende Element bildete der Handel. Je höher mit fortschreitender Kultur und wachsendem Wohlstande die Bedürfnisse der Hofhaltungen stiegen, desto unmöglicher wurde die Befriedigung auf dem Wege der Naturallieferungen und persönlichen Dienstleistungen von Hofeleuten. Man sah sich genötigt, zur italienischen Geldwirtschaft überzugehen, die Diener zu besolden und seine Bedürfnisse auf dem Markte einzukaufen, also die Entstehung eines regsamen und intelligenten Handelsstandes zu begünstigen. „Insofern läuft die Ausbildung des Geldverkehrs mit der Entwicklung der persönlichen Freiheit parallel.“ (Roscher, System der Volkswirtschaft I, 241.) Ein solcher Handelsstand aber gedeiht nur bei völlig freier Bewegung. Bald daher nahm er, so sehr auch die Herren, namentlich die Bischöfe, sich dagegen wehrten, die Marktpolizei und die Handelsgerichtsbarkeit in die Hand; damit war die Grundlage der städtischen Selbstregierung gegeben. Noch war der Prozeß der

Befreiung des Bürgerstandes vom Herrendienste nicht zum Abschluß gelangt, da begann jener andre im Schoße der Bürgerschaft. Die Handwerker schlossen sich zur Wahrnehmung ihrer Interessen gegenüber den Rats- und Handelsherren in Bruderschaften oder Freundschaften (fraternitates) und Einungen (Innungen) zusammen. Hie und da gelangten sie zur Herrschaft und sperrten sich ab, wodurch die ausgeschloßne Masse zum Arbeiterproletariat herabgedrückt wurde. Kaiser Friedrich II., der seinem sizilischen Staate nicht allein die Wohlthat einer festen Rechtsordnung sicherte, sondern ihn auch ganz so absolutistisch-bureaukratisch einrichtete, wie fünf Jahrhunderte später sein königlicher Namensbruder den preußischen, versuchte in Deutschland das Innungswesen, als eine Schranke der Staatsgewalt, im Keime zu ersticken. (Das Verbot in Pertz Monumenta, Leges II, 279.) Durch eine besondre Verordnung wurden in Goslar alle Gilden und Einungen verboten mit Ausnahme der Münzergenossenschaft. Diese Ausnahme erklärt sich, wie Nitzsch hervorhebt, aus dem Umstande, daß sich Staatsbehörden zur Kontrolle der Prägung und zur Verhütung der Falschmünzerei damals nicht einrichten ließen. Während noch im Jahre 1074 die Diener Annos von Köln einem Kaufmanne sein befrachtetes Schiff wegnahmen, um es einem Gaste ihres Herrn für die Heimreise zur Verfügung zu stellen — den darob entstandnen Aufruhr bewältigte der Kirchenfürst —, konnte Erzbischof Engelbert um 1220 schon eine Spaltung zwischen Ratsgeschlechtern und Zünften dazu benutzen, von der Bürgerschaft 4000 Mark herauszuschlagen, und 1258 durfte sich der Erzbischof bereits als Beschützer des Volkes aufspielen und in einer Beschwerdeschrift darüber klagen, daß die Lebensmittelverkäufer von den Bürgermeistern tyrannisirt, die

Zünfte von den Vornehmen mit Auflagen und Frohnden gedrückt würden, und die Stadt infolgedessen verarme. Freie Bauernschaften hatten sich in Altdeutschland das ganze Mittelalter hindurch erhalten und schufen in dessen zweiter Hälfte jenseits der Elbe ein zweites jüngeres Deutschland.

Mit dem Emporkommen des Territorialfürstentums erstarb in den Städten wie in den freien Bauernschaften das politische Leben und die Fähigkeit der Selbstverwaltung. Wie es kam, daß Luthers gewaltige Ideen nicht jenen befreienden Einfluß übten, den man im Anfange der Reformation erwarten durfte, haben wir bereits erörtert.*) Im achtzehnten Jahrhundert sind auch in Deutschland die Städter bedeutungslose Spießbürger, und der Bauer fürchtet wieder den Stock des gnädigen Herrn wie Anno 900. Mit dem Prozesse, durch den die freien deutschen Bauern aufs neue in den Stand der Hörigkeit hinabgedrückt wurden, haben uns in neuerer Zeit besonders Professor Knapp in Straßburg und einige seiner Schüler bekannt gemacht. Die nach Beendigung der Religionskriege neu erwachte Regsamkeit der ge-

---

*) Ein Umstand, der gerade im sechzehnten Jahrhundert die Lage der Arbeiter verschlechterte und ihre Abhängigkeit verschärfte, soll hier nachträglich noch erwähnt werden, weil man auf den ersten Blick sieht, daß er mit der Reformation, die von ultramontanen Geschichtschreibern für alle Übel jener Zeit verantwortlich gemacht wird, in gar keinem innern Zusammenhange steht. Die Einfuhr von Gold und Silber aus dem neuentdeckten Amerika trieb die Preise aller Waren in die Höhe, die Arbeitslöhne aber blieben stehen. Freilich auch die Besoldungen; Luthers Klagen über die schlimme Lage der Pfarrer sind bekannt. Roscher (a. a. O. I, 309—311) meint, heute sei das anders; schon die „materiell und moralisch so ungemein erleichterte Auswanderung" bewirke, daß mit jeder Preiserhöhung der Tagelohn steige. Als Roscher das schrieb, war es ohne Zweifel richtig; ob aber auch heute noch, wo Amerika keine Paupers mehr aufnimmt, die russische Grenze hermetisch gesperrt ist, und die hoffentlich in Afrika vorhandnen Besiedlungsgebiete noch nicht zugänglich gemacht sind?

bildeten Geister, die Maßregeln aufgeklärter Despoten und Bureaukraten, die Bedrohung der Fürsten durch Napoleon, die die Fürsten veranlaßt, zur Rettung des Vaterlandes die Volkskraft zu entfesseln, das alles wirkt zusammen, jene liberale Periode herbeizuführen, deren gesetzgeberische Leistungen durch den Namen des Freiherrn vom Stein gekennzeichnet werden. Die von Preußen ausgehenden Einrichtungen des allgemeinen Schulzwanges und der allgemeinen Wehrpflicht bilden für die Wiederaufrichtung einer gesetzlichen Abhängigkeit der untern Stände von den obern ein fast unübersteigliches Hindernis. Denn gleiche Wehrpflicht fordert als Ergänzung gleiche politische Rechte, und der Schulzwang nötigt allen ohne Ausnahme die Waffe der Bildung auf, die noch stärker ist als das Geld; die Presse giebt den Armen das Mittel an die Hand, sich sogar ohne eine besondre Organisation unter einander zu verständigen.

Wenn man die politische Freiheit für die Krone aller Freiheiten und Gleichberechtigung für das Wesen der politischen Freiheit hält, dann hat mit der Verleihung des allgemeinen, gleichen und geheimen aktiven und passiven Wahlrechts in Deutschland die weltgeschichtliche Entwicklung mit Rücksicht auf die Freiheit ihren Höhepunkt erreicht; denn daß allen mündigen Männern das gleiche Recht der Mitwirkung an der Gesetzgebung eingeräumt worden wäre, war vor 1871, in der alten Welt und in einem Reiche von beinahe fünfzig Millionen wenigstens, noch nicht dagewesen. Freilich hatte der Reichskanzler den großen Wurf nicht in der Meinung gewagt, damit das Ideal überspannter Freiheitsschwärmer zu verwirklichen. Durch die Diätenlosigkeit wie durch die natürliche Abhängigkeit der Armen von den Reichen, der Ungebildeten von den Ge-

bildeten, namentlich in einem Staatswesen von unübersehbarer Größe und Künstlichkeit, ist schon dafür gesorgt, daß nicht etwa eines schönen Tages die Großgrundbesitzer und die Tagelöhner im geraden Verhältnis ihrer Kopfzahl durch Reichstagsabgeordnete vertreten seien. Obwohl also die Möglichkeit einer demokratischen Zusammensetzung des Reichstages ausgeschlossen erscheint, hören doch die Ängstlichern unter den obern Zehn- oder Hunderttausend nicht auf, sich über eine völlig feuersichere Einrichtung des Wahlapparates den Kopf zu zerbrechen. Bis eine solche erfunden wird, dürften die „Arbeitgeber" auf die Ausübung ihres vielleicht nicht streng „legalen," aber nach Ansicht des Herrn von Reinbaben (Reichstagssitzung vom 11. Januar 1889) durchaus „legitimen" Einflusses bei den Wahlen kaum verzichten, sodaß sich in vielen Fällen der kleine Mann gezwungen sieht, für eine Gestaltung des Staatswesens mitzuwirken, die seinen persönlichen Ansichten und Wünschen schnurstracks entgegengesetzt ist, und die Schläge, die ihm zugedacht sind, selbst zu dekretiren.

Nach zwei Seiten hin bedarf nun diese geschichtliche Übersicht einer kleinen Erläuterung. Die landläufige Vorstellung, erst in der französischen Revolution habe sich der dritte Stand politische Rechte errungen, gilt nur, wenn man die Weltgeschichte mit dem siebzehnten Jahrhundert beginnen läßt, und auch dann nicht für alle Staaten Europas. Im dreizehnten Jahrhundert z. B. war die Bürgerschaft von Köln für sich allein stark genug, die Wahl des Welfen Otto gegen Philipp den Staufen durchzusetzen, nicht aus Freundschaft für die Klerisei, mit der sie gewöhnlich im Streite lag, sondern ihres englischen Handels wegen. In den italienischen Republiken stand der Edelmann nicht über, sondern unter dem Bürger;

wollte er zu öffentlichen Ämtern gelangen, so mußte er sich in eine Zunft einschreiben lassen. Auf der Höhe der Renaissance galt in Italien die Geburt nichts, Geist, Talent und Kraft des Individuums alles. Auch in Deutschland finden wir zur Zeit der Reformation Juristen bürgerlicher Abkunft in den höchsten Staatsämtern.

Nicht minder verkehrt ist es, wenn man von der „mittelalterlichen" Gebundenheit der Person durch die Korporation spricht und die freie Entfaltung der Individualität als eine Errungenschaft der Neuzeit preist. Zunächst ist das Mittelalter unsrer Schulbücher eine so lange Periode und umfaßt so viele verschiedne Völker, daß nur die größte Gedankenlosigkeit ihm einen einheitlichen Charakter beilegen kann. Unter der ländlichen Bevölkerung Europas gab es in dem Jahrtausend von 500 bis 1500 freie Bauernschaften, Zinsbauern, Erbpächter, Hörige in buntester Mannigfaltigkeit mit den verschiedensten Abstufungen der Abhängigkeit, und Befreiungen wechselten mit Knechtungen. In den Städten, an die man bei der „korporativen Gebundenheit" zunächst denkt, war diese Bindung häufig nicht strenger, ja meist lockerer, als die durch unsre heutige städtische Polizei, die staatliche Zoll- und Gewerbegesetzgebung und die Wehrpflicht. Es sind im ganzen dieselben Beschränkungen durch obrigkeitliche Aufsicht und durch mancherlei Verpflichtungen, die wir hier wie dort treffen; der Unterschied liegt nur darin, daß bei uns das Reich, der Staat und die Gemeinde jene Funktionen ausüben, die damals den Zunftvorständen oblagen. In der Blütezeit des gewerblichen Lebens und Handels waren die Zunftverfassungen höchst liberal; der Eintritt in die Zunft kostete, in Florenz wenigstens, nur eine geringe Gebühr, der Austritt stand jederzeit frei; Befähigungsnachweis und was sonst zum Evangelium unsrer heu-

tigen Zünftler gehört, wurde nicht gefordert. Wie wenig, oder vielmehr gar nicht, die Entfaltung der Individualität gehemmt war, sieht man bei einem Blick auf den Formenschatz der Renaissance: fast jeder Meister ein Original, nirgends Schablone bemerkbar. Man konnte in der Zunft ein Dante oder ein Boccaccio werden, ein verzückter Madonnenmaler, ein gesunder Realist oder ein Zotenmaler. Wie bei gebundener Individualität die Schöpfungen der Künstler und Handwerker ausfallen, das zeigen deutlich genug Ägypten, Byzanz und China. Der moderne Individualismus aber besteht mehr aus einer Vielheit kirchlicher Sekten, philosophischer Schulen, politischer Parteien und ästhetischer Geschmacksrichtungen; innerhalb einer jeden solchen Gruppe zeigen die Personen eine starke Familienähnlichkeit. Und so gedankenlos und zerstreut ist unser durch eine Überfülle von Eindrücken und Ansprüchen müde gehetztes Geschlecht, daß man in Büchern und Zeitschriften den Preis der modernen individuellen Freiheit und die Klage über die nivellirende Wirkung der Schuldressur, des Weltverkehrs, der Mode hart neben einander findet. Ja noch mehr: unsre Zeit fängt an, sich zu rühmen, daß sie den Individualismus durch den Sozialismus, das Nationalgefühl und den Staatsgedanken überwunden habe! In einer Zeitschrift, die dem gemäßigten Liberalismus huldigt, und die vor allem modern sein will, las man vor einigen Jahren den Ausruf: „Die Zeit der Individualitäten ist — Gott sei Dank! — vorüber; heute wissen wir, daß ein jeder nur als »Atom« seines Volkes etwas bedeuten kann!“ Da wären wir denn auf dem Wege der Rückbildung wieder auf der Daseinsstufe der Korallentiere angelangt! Glücklicherweise giebt es aber noch Leute genug, die, weniger bescheiden und selbstlos, nicht daran denken, auf ihre Persönlichkeit zu verzichten; wenn wir auch nicht

mehr, gleich den „Weltbürgern" einer vergangnen Periode, über unsrer Persönlichkeit die Pflichten gegen Staat und Vaterland vergessen. Übrigens haben in den letzten Jahren der Rembrandtdeutsche und der Philosoph Nietzsche den Individualismus wieder in die Mode gebracht.

Sodann: die Gewährung der Freizügigkeit war ein Akt wirklicher Befreiung in jener Zeit, da die sich mächtig entfaltende Industrie nach Arbeitskräften hungerte und die Lage der ihr zuströmenden Kleinhandwerker, Gesellen und Tagelöhner zu verbessern vermochte. Sobald aber das Bedürfnis gedeckt war, verfielen die Arbeiter der kläglichsten Abhängigkeit. Die Redensart von den „weißen Sklaven" ist zwar schon verbraucht, aber trotzdem dürfen wir uns der Verpflichtung nicht entziehen, immer wieder von neuem an die traurige Wahrheit zu erinnern, daß das „freie Spiel der Kräfte" Abhängigkeitsverhältnisse erzeugt, die sich von der Sklaverei nur rechtlich, aber nicht thatsächlich unterscheiden. Gesetzlich steht es in keinem Staate Europas den Arbeitgebern zu, ihre Arbeiter zu mißhandeln. Gerade die kleinen Arbeitgeber aber, sowie die Gehilfen und Werkführer der größern thun es oft genug. In Wien wurde vor einiger Zeit ein Geselle zu acht Tagen Gefängnis verurteilt, von dem es längst bekannt gewesen war, daß er die Lehrlinge mißhandelte. Hätte er es nicht einmal gar zu arg getrieben, so würde das Gericht gar nicht in die Lage gekommen sein, sich mit ihm zu befassen. Er hatte einen Jungen an den Beinen aufgehängt und den kopfunter hängenden gehauen. Auf dessen Jammergeschrei war die ganze Nachbarschaft zusammengelaufen und hatte den Gemarterten, der schon blau im Gesicht war, befreit. Die englischen Arbeiterzustände, die Mißhandlung der Fabrikkinder haben wir zur Genüge besprochen.

Im deutschen Reiche steht es ja, dank der väterlichen Fürsorge gewissenhafter Regierungen und dem immer noch tief christlichen Sinne des Volkes, weit besser als in England und Österreich, aber schlimme Dinge kommen doch auch hier vor. In einer schlesischen Cellulosefabrik — die Arbeit darin ist der ekelhaften und gesundheitsschädlichen Dünste wegen an sich schon eine Marter — ereignete sich vor einigen Monaten folgender Fall. Der neunzehnjährige Arbeiter Elsner war eines Tages von morgens 6 Uhr bis nachts 12 Uhr, also volle achtzehn Stunden beschäftigt und kam, da er eine Stunde von der Fabrik entfernt wohnt, erst um $1^1/_2$ Uhr zu Bett. Um $4^1/_2$ Uhr, also nach dreistündiger Ruhe, begab er sich in die Fabrik zurück und trat seinen Dienst wieder an. Abends um 9 Uhr fiel er vor Schwäche um und zwar in die Kreissäge, die ihm eine Schulter zerriß. Hätte Elsner die Arbeit unterbrochen, so würden ihm 2 Mark abgezogen worden sein — bei 1 Mk. 10 Pf. Tagelohn! Über die Behandlung, die der Schwerverwundete dann noch erfuhr, führten Augenzeugen in der Presse Beschwerde. Einige Wochen später, nachdem die Geschichte in allen Blättern der Provinz erzählt worden war, erließen die Besitzer der Fabrik eine lahme Erklärung, die die mitgeteilten Thatsachen der Hauptsache nach bestätigte und als Entschuldigung anführte: die Überstunden seien eine „Wohlthat" für die dortige Bevölkerung; bei dem vorhandnen Überfluß an „Arbeitskräften" fänden sich stets Leute genug, die sich um solche Arbeit rissen.

Der Fall ist typisch. Er illustrirt den Satz des Henry George, daß unsre Industriellen äußerst thöricht sein würden, wenn sie die Sklaverei wieder einführen wollten. In der That: wozu Sklaven kaufen, wenn man sie jederzeit umsonst haben kann? Wozu die Peitsche schwingen, wenn die Arbeiter sich selbst miß-

handeln, um nicht entweder dem Hungertode oder wegen Bettelns dem Gefängnis zu verfallen? Man stelle sich die von der Unfallstatistik des Jahres 1891 im Gewerbebetrieb ermittelten 15000 Verletzungen vor; die Hälfte davon wird dem erwähnten Falle in Beziehung auf die Art der Verursachung ähnlich sein. In Blättern der verschiedensten Parteien liest man nicht selten die Behauptung, die Arbeiter würden sich auf keinen Fall zur Rückkehr in patriarchalische Abhängigkeitsverhältnisse verstehen. Es ist doch fraglich, wie eine allgemeine Abstimmung ausfallen würde. Die jüngern allerdings würden sich meistens dagegen erklären, weil in der Jugend die Hoffnung sehr stark ist, in diesem Falle die Hoffnung, bei freier Wahl des Aufenthaltsortes und Dienstverhältnisses doch noch in eine glücklichere Lage zu gelangen; von den ältern, erfahrenern dürften viele einen Zustand vorziehen, der ihnen, wenn auch nicht die Plackereien der Arbeit, so doch wenigstens die Sorge, sich Arbeit zu verschaffen, abnimmt. Die Abhängigkeit von einem Herrn, der Macht über Leib und Leben des Knechtes hat, ist entwürdigender und gefährdet das sittliche Leben im höchsten Grade. Die Abhängigkeit vom „Arbeitsmarkte" ist quälender und aufreibender. Ja man darf sagen, daß diese Abhängigkeit von unpersönlichen Mächten etwas Unheimliches hat. Will der Arbeiter sich über seine Lage beschweren, so findet er sich liebenswürdigen Herren gegenüber, denen man es ansieht, daß sie viel zu human sind, um auch nur einer Fliege weh zu thun, und die dem Klagenden erwidern, es stehe ihm ja frei, wo anders Arbeit zu suchen; so leid es ihnen thue, sie könnten weder den Lohn erhöhen noch die Arbeitsbedingungen erleichtern; sie selbst stünden unter dem unerbittlichen Gesetz von Angebot und Nachfrage, dem ehernen Lohngesetz, der göttlichen Weltordnung, oder wie die geheimnisvolle

Macht sonst genannt werden mag. So bleibt dem Arbeiter nicht einmal das bittersüße Gefühl des Hasses und der Rachsucht gegen seinen Peiniger, worin ein gemißhandelter Sklave einige Erquickung findet. In welchem Maße der großartige Plan gelingen wird, an die Stelle des patriarchalisch fürsorgenden einzelnen Herrn den Staat oder das Reich treten zu lassen, kann erst die Zukunft lehren. Unter solchen Umständen verschaffen das Fabrikinspektorat und ein Arbeiterschutzgesetz oder das lebenslängliche Aushalten im Dienste bei einem Herrn mehr wirkliche Freiheit, als die Freizügigkeit, an deren Wiederabschaffung natürlicherweise in unsrer Zeit hochentwickelter Geldwirtschaft und vortrefflicher Verkehrsanstalten gar nicht zu denken ist.

In der That werden seit etwa fünfzehn Jahren die Freizügigkeit, die Gewerbe- und Handelsfreiheit für alle wirklichen und eingebildeten Übel verantwortlich gemacht, die uns drücken, und wir sind mit dem vermeintlichen Fortschritte der Freiheit dahin gelangt, daß in allen Ständen der Wunsch nach Unfreiheit laut wird. In der Landwirtschaft allerdings sind es die Besitzer, die Herren, die einerseits die freie Verfügung der Rittergutsbesitzer und Bauern über ihren Grundbesitz eingeschränkt sehen möchten, andrerseits zur Bindung der Arbeiter eine strengere Gesindeordnung und Ansiedlung der Tagelöhner auf Rentengütchen mit der Verpflichtung zu Frohndiensten verlangen. Aber während das Gesinde von dem Wunsche nach Abschaffung der Kündigungsfreiheit weit entfernt ist, würden die meisten Tagelöhner sich gegen die lebenslängliche Bindung an einen Herrn nicht sträuben, wenn sie durch Anweisung eines eignen Ackerflecks gegen Nahrungssorgen geschützt würden. Unter den Handwerkern ist das Verlangen nach Wiedereinführung der Zünfte ganz allgemein. Und

zwar wünschen sie nicht die liberale Zunftverfassung des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, die sie gar nicht kennen, sondern die verknöcherte des vorigen Jahrhunderts, deren einzige Wirkung die Fesselung des Talents und des Unternehmungsgeistes war: lediglich auf Beseitigung der Konkurrenz durch gesetzlichen Zwang gehen sie aus. Die Fabrikarbeiter endlich sind bereit, das harte Joch jener Knechtschaft auf sich zu nehmen, das die Sozialdemokraten ihnen unter dem schönklingenden Namen „Organisation der Arbeit" empfehlen, in der sehr unberechtigten Erwartung, der Verzicht auf die freie Verwendung ihrer Arbeitskraft werde ihnen ihr reichliches tägliches Brot, Fleisch und Getränk sichern.

Namentlich die Enttäuschung, die das Maschinenwesen der Menschheit bereitet, war diesem Umschwunge förderlich. Von den Maschinen erwarteten die einen und befürchteten die andern, sie würden die körperliche Arbeit überflüssig machen, und Optimisten frohlockten schon, nun sei die Ahnung des Aristoteles der Erfüllung nahe: wenn dereinst das Weberschiffchen von selbst gehe und das Plektron von selbst die Zither schlage, dann würden wir keine Sklaven mehr brauchen. Vorläufig aber liegt die Sache so. Zuvörderst fordert die Herstellung der Maschinen, die Gewinnung der Rohstoffe und die Beschaffung des Heizmaterials für die Dampfmaschinen eine gewaltige, zum Teil sehr mühselige, gefährliche und unerfreuliche Arbeit. Sodann hat die Vermehrung der gewerblichen Erzeugnisse zur Vermehrung der Bedürfnisse nicht sowohl verlockt als gezwungen. Während im frühern Mittelalter auch die vornehmern Frauen nur ein einziges großes Stück feinen Tuches besaßen, das sie bei Festen trugen, und dem sie durch verschiedne Befestigungsweise und verschiednen Faltenwurf, Anbringung von Verzierungen u. s. w. immer wieder ein neues Aus-

sehen gaben, müssen heute schon die Männer und Frauen des Handwerkerstandes jährlich zwei „Saison“-Anzüge kaufen. Während noch vor dreißig Jahren die Sommerkleidung für Knaben der ärmern Klasse sich auf Hemd und Hose, für Mädchen auf das Hemd und ein Kittelchen beschränkte, dürfen in vielen Städten die Kinder nicht mehr barfuß zur Schule kommen, tragen die Mädchen ganz allgemein Beinkleider und ist an Sonn- und Feiertagen wenigstens alles bis auf die kleinsten Kinder herunter mit Handschuhen versehen. So werden die Ausgaben für Kleidung, Gerätschaften, Anstandspflichten beständig vermehrt, was entweder vermehrte Arbeit zur Erzielung eines größern Verdienstes oder Verminderung der Ausgaben auf Nahrung und Feuerung nötig macht. Außerdem ist durch den Maschinenbetrieb die persönliche Arbeit entwertet worden, sodaß man für eine größere Arbeitsleistung eine geringere Summe Geld und namentlich eine geringere Menge von Nahrungsmitteln erhält. Als die Industrie noch in den Windeln lag, da galt eine Elle Tuch so viel wie ein Ochs, und heute! Vor vierhundert Jahren konnte man durch Abschreiben von Büchern wohlhabend werden, noch vor vierzig Jahren sich mit Abschreiben von Noten seinen Lebensunterhalt verdienen. Auch die Schmucksachen, verzierten Metallgeräte, farbigen Bilder, die heute gekauft werden, sind meistens nicht Originalarbeiten des Künstlers, sondern mechanische Vervielfältigungen eines Modells. Noch dazu ist die Fabrikarbeit häufig geisttötend und darum an sich schon Sklavenarbeit. Schleiermacher erklärt, nach Roschers Ansicht mit Recht, jede rein mechanische Thätigkeit, durch die der Mensch ein lebendiges Werkzeug wird, für unsittlich. Die arbeitsparende Wirkung der Maschinen bleibt trotz alledem nicht aus; aber sie äußert sich nicht in der Verkürzung der Arbeits-

zeit für die Arbeitenden, sondern in der Verminderung der Arbeitsgelegenheit für die Arbeitsuchenden, und auch das vielbeklagte Gelehrtenproletariat wird zum Teil durch den Umstand erzeugt, daß bei der geringen Aussicht auf Versorgung im Gewerbe und Handel die Väter wie die Söhne ihre letzte Hoffnung auf den Staat und sein Beamtenheer setzen. In der Landwirtschaft endlich haben die Einführung der mechanischen Spinnerei und der Dreschmaschine den größten Teil der Winterarbeit weggenommen. Da nun in den ärmern Gegenden die Tagelöhner im Sommer nicht so viel verdienen, daß sie vom Überschuß auch noch den Winter hindurch leben könnten, so sind sie gezwungen, entweder in die Industrie zu flüchten und so die industriellen Arbeitslöhne noch weiter herabzudrücken, oder als landwirtschaftliche „Saisonarbeiter" (schlesische Sachsengänger!) den Sommer über in Gegenden zu arbeiten, wo sie ihren Unterhalt für den Winter mit verdienen. Die daraus den Landwirten der ärmern Provinzen erwachsende Not gehört nicht zu unserm Gegenstande. Eine (in sittlicher Beziehung nicht ganz unbedenkliche) Freiheit liegt ja ohne Frage in diesen Arbeiterwanderungen; aber doch nur für die jüngern Leute; die ältern können meistens nicht daran teilnehmen und haben von dem Herumziehen ihrer Kinder nur Kummer und Plage.

Wir sehen: von einer Annäherung an das sozialistische Ideal läßt sich nichts spüren; durch das Maschinenwesen sind alle Verhältnisse verschoben und verwickelt worden, aber man kann nicht sagen, daß wir dadurch der Freiheit näher gekommen wären. Ebensowenig allerdings, wenn wir den Durchschnitt ansehen, daß wir uns von ihr entfernten, denn im einzelnen hat uns ja die Maschine so manche Mühe abgenommen, auch den Verkehr erleichtert, was ebenfalls eine Befreiung bedeutet: ohne Eisenbahn (und

Telegraphen) könnte der Ärmere weder seinen entfernt wohnenden, plötzlich erkrankten Vater besuchen, noch eine Arbeitsgelegenheit benutzen, die sich an einem fernen Orte aufthut. Roscher meint (a. a. O. I, 221): „Das höchste, freilich unerreichbare Ideal [des technischen Fortschritts] würde darin bestehen, daß alle Produkte ohne Kosten erzeugt würden. Alsdann wäre jeder unendlich reich, und alle Güter wären freie Güter, wie Luft und Sonnenlicht.“ Er führt auch noch den Ausspruch Schmitthenners an: „Der vollständige Sieg der Menschheit über die Natur würde darin bestehen, daß alle Menschen frei und alle Kräfte der Natur Knechte wären.“ Ich möchte lieber sagen, daß dies gar kein Ideal für Menschen sei. Ohne Ringen mit freiheitbeschränkenden Widerständen keine Kraftbethätigung, ohne körperliche, geistige, sittliche Kraftbethätigung kein echt menschliches Leben, kein Charakter, keine sittliche Schönheit, keine Glückseligkeit. Menschliches Ideal kann nur sein eine nach Maß und Art so geregelte Arbeit, daß allen Menschen die Entfaltung ihrer guten Kräfte, die sittliche Vollendung und ein bescheidner Lebensgenuß — die drei bedingen einander gegenseitig — ermöglicht wird.

Daß der Fortschritt der Technik den Menschen von der Natur unabhängig macht, ist richtig; durch ihn erst wird die Entstehung von Viermillionenstädten und überhaupt eine dichtere Bevölkerung der nördlichen Länder ermöglicht. Und so weit muß man E. v. Hartmann beistimmen, der das ebenfalls anerkennt. Nicht aber, wenn er behauptet, daß der Kulturfortschritt in demselben Maße, als er von der Natur befreit, die Abhängigkeit von Menschen vermehre. Wie aus dem Vorstehenden hervorgeht, ist es nicht der Kulturfortschritt an sich, was die Freiheit beschränkt, sondern die durch ihn allerdings beförderte,

aber auch ohne ihn eintretende Anhäufung und Zusammendrängung der Menschen und die Erschwerung der Existenzbedingungen. Die Hungersnot, die bei einem rohen Volke durch eine Mißernte beim gänzlichen Mangel an Verkehrsmitteln verursacht wird, macht ebenso die Ärmern zu Sklaven, wie der Preisdruck infolge von Überproduktion bei einem hochzivilisirten, durch vortreffliche Verkehrsanstalten mit Getreide und Fleisch reichlich versehenen Volke. Der Kulturfortschritt an sich wirkt, je nachdem, bald befreiend, bald einschränkend, wie in Beziehung auf das Maschinenwesen bereits angedeutet wurde. Ein wirklich recht wertvolles Stück Freiheit hat das laufende Jahrhundert den Städtern gebracht durch die Beseitigung der Stadtmauern und der Thorsperren, die sie früher einengten und im Verkehr mit der Landschaft hinderten. Freilich wird auch diese Befreiung wiederum durch mancherlei andre Beschränkungen des Naturgenusses aufgewogen, indem die Ausdehnung des Eigentumsrechts bis zu seinen äußersten möglichen Grenzen und die Ausnützung jedes Fleckchens Erde für den Erwerb die freie Benutzung von Wald und Flur mehr und mehr einschränken. Dasselbe gilt in geistiger Beziehung. Jene Fesseln z. B., die die christliche Moral und die bürgerliche Ehrbarkeit nicht bloß den verbrecherischen Gelüsten, sondern mitunter auch den wirklichen und rechtmäßigen Bedürfnissen einer nach voller Entfaltung verlangenden Menschennatur anlegen, werden auf mittlern Bildungsstufen (im Bürgerstande und bei mäßig gebildeten Völkern) am strammsten gehandhabt. Hochentwickelte Geister sind vorurteilsfrei, und Zeiten, in denen sie vorherrschen, neigen zur Libertinage, nicht minder wie die vornehmsten Gesellschaftskreise aller Zeiten und — der Pöbel. Auch die sehr lästige und schädliche Fesselung durch Aber=

glauben, durch orientalisches Zeremoniell und chinesisch-byzantinisch-spanische Etikette, durch Kastenwesen ist wahrlich kein Erzeugnis hoher Bildung, sondern findet sich bei halbgebildeten wie bei zurückschreitenden und verkümmernden Völkern ein.

Was ist denn überhaupt die Freiheit? Die psychologische, die Willensfreiheit muß man als Thatsache gelten lassen, aber sie wird ewig ein ungelöstes Rätsel bleiben. Worin die sittliche Freiheit besteht, wissen wir ganz genau; in der Herrschaft des Pflichtgefühls über die Begierden und in dem Vorherrschen der edlern vor den unedlern Begierden. Die äußere Freiheit aber ist nicht eine, sondern so vielfach, wie die menschlichen Verhältnisse sind, sodaß die einen Freiheiten durch andre, entgegengesetzte ausgeschlossen werden. Wohl nirgends wird durch Außerachtlassung der wirklichen Verhältnisse solche Verwirrung angerichtet und soviel Phrasennebel erzeugt wie dann, wenn von der Freiheit die Rede ist. Wenn ein Mann, der aus Furcht vor seinem Hauswirt nicht wagt, in seiner Wohnung zu husten, sich die Füße warm zu laufen, mit seinem Knaben Pferdchen zu spielen und seine Frau auszuzanken, wenn ein Arbeiter, der mit müden Beinen laufen oder der sitzen muß, während er das Bedürfnis der Bewegung fühlt, wenn ein Krämer, der einiger Pfennige wegen jedes dummen Jungen gehorsamsten Diener spielt, wenn solche Leute in dem erhebenden Bewußtsein schwelgen, „freie Staatsbürger“ zu sein, so soll ihnen dieser Trost im Elend nicht mißgönnt werden. Aber in der wissenschaftlichen Untersuchung muß man schon den Worten ihre natürliche Bedeutung lassen; Einschränkung und Abhängigkeit sind eben nicht Freiheit, sondern das Gegenteil davon. Der städtische Liberalismus entspringt zum Teil aus der heftigen Sehnsucht nach Gütern, deren Genuß dem Städter ver-

sagt ist. Der Gutsbesitzer spricht nicht von der Freiheit, weil er die wertvollste Art derselben als etwas Alltägliches genießt. Manche Freiheiten des städtischen Rentners muß er freilich entbehren; er kann nicht jeden Abend ins Theater gehen, und er kann nicht jeden Monat seinen Käfig wechseln. Dafür erfreut er sich des Glücks, überhaupt in keinen Käfig gesperrt zu sein. Sollte auch seine Wohnung nicht geräumig sein — häufig genug hat sie diesen Vorzug —, so ist er doch nur beim Schlafen und Essen in sie gebannt. Die Räume, in denen er sich während der übrigen Zeit bewegt, sind weit genug, daß er den Kopf hoch tragen, mit den Beinen weit ausschreiten und die Ellbogen rühren kann, ohne Furcht, das Porzellan oder die Nerven einer Nachbarin zu verletzen: in Scheuer und Stall, in Hof und Garten, in Wiese, Feld und Wald schaltet er frei als Herr von allem, was sein Auge erblickt. Ist er gut gelaunt, so darf er sich sein Liedchen pfeifen und lachen, daß sein Haus erdröhnt; will er schelten, so braucht er seiner Stimme keinen Dämpfer aufzusetzen. Die köstlichsten Gaben der Natur, die zwar allgemeine Güter genannt werden, die sich aber trotzdem der Städter oft nur um schweres Geld in spärlichem Maße verschaffen kann: Sonnenlicht, Saatengrün, reine Luft, Blütenduft, sie strömen ihm ungesucht zu in Hülle und Fülle, machen sein Herz weit und sein Gemüt fröhlich, erhalten ihn an Leib und Seele gesund. Schwer und hart ist seine Arbeit oft genug, aber niemals unerfreulich; bei aller Mühe bleibt die Wartung des Viehs, das Pflügen und Säen, das Heumachen, die Ernte und gar die Wein- und Obstlese eine Lust und wird als solche empfunden; auch von den Knechten und Tagelöhnern, wenn sie nur nicht überangestrengt und schlecht beköstigt werden. Mechanische Arbeit hingegen an Dingen, die kein Interesse einflößen (Baumwollenfäden, Streichhölzer

und dergleichen) in geschloßnen, düstern, mit ekelhaften Dünsten erfüllten Räumen ist Sklavenarbeit im schlimmsten Sinne des Wortes. Haben doch die Alten zu den Arbeiten in den Bergwerken und auf der Ruderbank nicht beliebige Sklaven verwendet, sondern entweder Kriegsgefangne, gegen die man grundsätzlich hart war, oder solche Sklaven, die für Vergehungen gestraft werden sollten. Menschen, die unter solchen Umständen arbeiten, können nur durch eines von beiden aufrecht erhalten und vor Vertierung oder Verzweiflung bewahrt werden: entweder durch sozialistische Träume, die ihnen ein baldiges Ende ihrer Pein und einen irdischen Himmel vorspiegeln, oder durch einen tiefgewurzelten christlichen Glauben, der ihnen die unerschütterliche Hoffnung einflößt, daß im bessern Jenseits auch sie der Freiheit der Kinder Gottes teilhaftig und in den Besitz ihrer Menschenwürde gelangen werden. Demnach würde für unsre Industriestaaten Verminderung der industriellen und Vermehrung der ackerbauenden Bevölkerung einen Fortschritt zur Freiheit bedeuten.

Überhaupt hängt die Freiheit mit dem Vermögen, dessen vornehmste Gattung ja der Grundbesitz ist, aufs innigste zusammen. Frei ist nach dem vollkommen richtigen Begriffe der Alten nur der Mann, der nicht nötig hat, seinen Lebensunterhalt in Dienstbarkeit oder durch Lohnarbeit zu erwerben, sondern der seinen väterlichen Acker mit seinen eignen Ochsen pflügt. Er ist um so freier, je weniger er gezwungen ist, das Pflügen eigenhändig zu besorgen. Kann er sich auf die Leitung seiner Wirtschaft beschränken, den größten Teil seiner Zeit mit frei gewählten Beschäftigungen ausfüllen: Wissenschaft, Kunst, Litteratur, Staatsangelegenheiten, so ist er der allerfreieste.*)

---

*) Nur eine sehr weibliche Logik könnte dagegen einwenden, daß der stramme Dienst unsrer Beamten und die aufopfernde Arbeit der

Bekanntlich wurde auch noch die Verwertung der eignen Bodenerzeugnisse im Großhandel zu den artes liberales gerechnet, denen gegenüber alle gröbern Arbeiten für den Broterwerb mit Recht opera servilia hießen. Daß die Zahl solcher glücklichen Freien verhältnismäßig klein blieb, erschien ebenso selbstverständlich, wie daß sie, und zwar sie allein, den Staat nicht sowohl regierten als ausmachten; und wenn wir den politischen und sozialen Wirrnissen unsrer Tage auf den Grund sehen, so finden wir die uralte Frage wieder, ob und wie weit ein freier Arbeiterstand möglich sei. Daß wir in dieser Hinsicht Fortschritte gemacht haben, daß namentlich in Deutschland und Frankreich die Zahl der kleinen Besitzer sich außerordentlich vermehrt hat und hierdurch die Grundlage für die Freiheit breiter geworden ist, könnten nur verbißne Pessimisten leugnen.

Allein in je kleinere Kreise die Unfreiheit zurückgedrängt wird, desto abstoßender erscheint sie dort, und desto leidenschaftlicher entbrennt der Kampf von beiden Seiten. Denn das darf nicht übersehen werden: je mehr die Zahl der Unfreien verringert wird, desto empfindlicher fühlen die bisherigen Freien sich eingeengt. Wie auf dieser Erde jedes Bestehende durch seinen Gegensatz bedingt wird und die Tugend z. B. nicht ohne Laster gedacht werden kann, so scheint auch die Freiheit der einen nicht denkbar zu sein ohne die Knechtschaft der andern. Der allgemeine gleiche

---

Familienväter und Mütter in unserm Tagelöhnerstande höher stünden und wahrere Befriedigung gewährten als das schöngeistige otium cum dignitate eines Cicero; denn es wird ja hier nicht nach dem sittlichen Werte der verschiednen Lebensweisen und nach den Bedingungen der Glückseligkeit gefragt, sondern nach dem Wesen der äußern Freiheit. Edle und glückliche Menschen findet man auch unter den Sklaven. „Wie viele Herren liegen trunken auf dem Ruhebette, die Sklaven aber stehen nüchtern dabei! Welchen soll ich nun unfrei nennen, den Nüchternen oder den Trunkenen?“ sagt Johannes Chrysostomus in einer Homilie.

Reichtum würde ohne Zweifel die allgemeine gleiche Armut, und die allgemeine gleiche Freiheit die allgemeine gleiche Knechtschaft sein. Den positiven Inhalt des an sich negativen Freiheitsbegriffs bildet die Macht: die Macht des Menschen, seine eigne Kraft zu entfalten, daher denn ein kraftloses Wesen, ein Kind oder ein geistig unkräftiger Wilder unter Gebildeten, weil abhängig, nicht frei sein kann. Zu solcher Macht gehört nach oben hin Unabhängigkeit, nach außen Spielraum im materiellen und geistigen Sinne des Wortes, nach unten hin die Verfügung über leblose und lebende Werkzeuge zur Vollstreckung des eignen Willens. Wer nie in seinem Leben jemand etwas zu befehlen hat, der fühlt sich schon darum unfrei; wogegen dem verheirateten Tagelöhner, der seinen Kindern und wohl auch seiner Frau gebietet, diesen Personen gegenüber die eigne Freiheit zum Bewußtsein kommt. Je kräftiger und größer ein Geist ist, desto zahlreicherer lebender Werkzeuge bedarf er, um seine Pläne zu verwirklichen; fehlen ihm jene, so empfindet er dieses Hemmnis seiner Wirksamkeit als Freiheitsbeschränkung. Könnte jene allgemeine gleiche Freiheit, die jeden auf den Wirkungskreis seiner eignen zwei Hände einengen würde, einen Augenblick hergestellt werden, so würden die Stärkern diesen Gleichgewichtszustand sofort wieder zu Ungunsten der Schwächern stören. Längere Zeit erhält sich ein solcher Gleichgewichtszustand zuweilen in abgelegnen bäuerlichen Gemeinwesen, wo es weder Reiche noch Proletarier giebt, und wo die Söhne, bis sie den Vater beerben oder in ein Gut einheiraten, bei andern Bauern als Knechte dienen, ohne daß zwischen Herr und Knecht sich ein Standesunterschied bemerkbar macht. Bei jeder neuen Besiedlung eines Gebietes in Amerika tritt dieser Zustand von neuem ein: jeder ist dort so lange sein eigner Schuhputzer

und Ochsenknecht, bis sich Vermögensunterschiede ausgebildet haben. Daher denn die Engländer, die sich auf Freiheit einigermaßen verstehen, liberty und property gern zusammen nennen. (Roscher a. a. O. I, 153.) Ist demnach das Aufhören aller Knechtschaft kaum denkbar, so wird doch die soziale und die Staatskunst vorzubeugen haben, daß sich die Knechtschaft und Freiheit nicht wieder zu Ständen und Kasten verhärten, sondern im Flusse bleiben, sodaß ein stetiger Übergang aus einer Klasse in die andre stattfindet, und das härtere wie das angenehmere Los wechselweise bald diesen bald jenen trifft, nicht ohne alle Mitwirkung von Verdienst und Verschuldung. Weit weniger innig als mit dem Besitz hängen alle die Freiheiten, nach denen sich des Menschen Herz sehnt, mit der Staatsverfassung zusammen. Jene bäuerliche Unabhängigkeit und Gleichheit kommt nicht bloß in Uri und Appenzell, sondern mit der angenehmen Zugabe gänzlicher Freiheit von allem Polizeizwange auch im Innern Rußlands und in Sibirien hie und da vor, während die polizeilich geordnete Sonntagsfeier der frommen Stadt Basel in der freien Schweiz dem stramm monarchisch regierten Berliner als die höllische Ausgeburt des finstersten Despotismus erscheinen würde.

Damit wären wir denn bei den sogenannten bürgerlichen Freiheiten angelangt. Man kann zwei Gruppen derselben unterscheiden. Die erste ist mehr juristischer Natur und umfaßt die mancherlei Befreiungen von dinglichen und persönlichen Abhängigkeitsverhältnissen. Was die dingliche Abhängigkeit anlangt, so ist bereits hervorgehoben worden, wie die Gebundenheit des Besitzes und die Gebundenheit an ein Pachtgut von den Gutsbesitzern und Arbeitern je nach der Lage bald mehr als Zwang, bald mehr als Schutz und Sicherung der Existenz empfunden

wird. Heute neigt man wieder der zweiten Auffassung zu und wünscht jene Verhältnisse in der Gestalt von Fideikommissen, Höferollen und Rentengütern zurück. Das Ideal in dieser Beziehung wie in Bezug auf Freizügigkeit überhaupt wäre erreicht, wenn jeder ziehen (bez. sein Gut verkaufen oder nach Ablauf einer gewissen Pachtzeit das Pachtverhältnis lösen) dürfte, aber keiner zu ziehen (zu verkaufen u. s. w.) genötigt wäre, weil jeder dort, wo er sich befindet, seine Nahrung fände.

Die persönliche Freiheit ist aus sittlichen Gründen als ein so hohes Gut zu achten, daß sie, einmal errungen, niemals wieder preisgegeben werden darf, obwohl die Lage des Lohnarbeiters weit unbequemer ist als der Sklavenstand und sich bei großer wirtschaftlicher Abhängigkeit thatsächlich nicht von der Sklaverei unterscheidet, ja, wie wir oben sahen, mitunter weit schlimmere Mißhandlungen durch unpersönliche Mächte im Gefolge hat. Daß der vom Christentume geforderten innern Freiheit der Stand des äußerlich Freien besser entspricht als der des Sklaven, ist zuerst vom Apostel Paulus, dann noch unzähligemale ausgesprochen worden und hat in der nachhaltigsten Weise auf die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse innerhalb der christlichen Welt eingewirkt. Wo sich die Hörigkeit nicht beseitigen ließ, da hielt man wenigstens darauf, daß sie nicht in die gröbste Form der Sklaverei ausartete, und daß die Menschen nicht als Tiere oder Sachen behandelt wurden. Aus unzähligen Beispielen, die angeführt werden könnten, hebe ich nur eins heraus. Kaiser Konrad II. verfügte im Jahre 1031: „Da wir gehört haben, daß die Leibeignen (mancipia) der heiligen Kirche von Verden wie unvernünftiges Vieh für jeden beliebigen Preis verkauft werden, so wundern wir uns nicht allein über diese nichtswürdige Ge-

wohnheit, sondern verwünschen sie auch als einen Greuel vor Gott und den Menschen, besonders da nach den Canones die kirchlichen Grundstücke und Leibeignen nur gegen andre gleichwertige Grundstücke und Leibeigne ausgetauscht werden dürfen." (Der wesentliche Unterschied zwischen dem Hörigen und dem Sklaven besteht darin, daß jener nur als Zubehör des Gutes mit diesem verkauft, verpfändet oder vertauscht werden darf, der Sklave aber persönlich verkauft, demnach, gleich dem Vieh, auf den Markt gebracht werden kann.) Konrad verbietet also diese Gewohnheit und befiehlt, daß die bereits veräußerten Hörigen von der Kirche zu Verden wieder eingelöst werden sollen. (Pertz, Monumenta. Leges II, 38.)

Die politischen Freiheiten im engern Sinne umfassen jene Rechte, die ein gesetzliches Verhältnis zwischen den Bürgern und der Obrigkeit verbürgen, sodaß die Bürger nicht der Willkür eines Mannes oder einer Oligarchie preisgegeben, sondern lediglich zum Gehorsam innerhalb des Gesetzes verpflichtet sind, zu dessen Gestaltung sie selbst mitwirken.*) In dieser Gruppe ist wieder zu unterscheiden zwischen der Rede-, Versammlungs-, Vereins- und Preßfreiheit, die einen allgemeinen Kulturwert hat und auch unter der absoluten Monarchie gewährt, in der Republik unterdrückt werden kann, und zwischen den Freiheiten des konstitutionellen Staates und der Republik, die den Bürgern die Teilnahme an der Gesetzgebung oder an der Verwaltung oder an beiden sichern. Diese Rechte oder Freiheiten, wenn man sie so nennen will, haben einen weit höhern Wert in kleinen Staaten als in großen. In einem Freistaate von 100000 bis 400000 Einwohnern hat jeder einzelne Bürger Aus-

*) Eine weltgeschichtlich sehr wichtige Art der Freiheit: die politische Unabhängigkeit eines Volkes von andern Völkern, lassen wir beiseite.

sicht, einmal in seinem Leben Mitglied der Regierung zu werden, und seine Abstimmungen fallen ins Gewicht, üben einen nachweisbaren Einfluß auf die Gesetzgebung. Im Großstaate sind durch das Prüfungswesen schon alle Nichtstudirten, und vollends die Armen, von den höhern Staatsämtern ausgeschlossen, und jener Zehnmillionteilanteil an der Gesetzgebung, der den Wählern verfassungsmäßig zusteht, verschwindet für die Wahrnehmung so vollständig, daß ein hoher Grad von Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue dazu gehört, wenn im gegebnen Falle ein Armer der Versuchung widerstehen soll, seine staatsbürgerlichen Rechte um ein Linsengericht zu verkaufen.

Einwirkungen auf ein ungeheures Ganze, die ihrer Geringfügigkeit wegen nicht wahrgenommen werden, machen dem Einwirkenden keine Freude und können schon aus dem Grunde nicht segensreich genannt werden, weil sich ihr Erfolg weder berechnen noch nachweisen läßt. Daher denn eine segensreiche Thätigkeit für das Gemeinwohl den Bürgern eines Großstaates fast nur innerhalb jener kleinern Kreise möglich ist, die ein jeder zu überschauen vermag: in der politischen und Kirchengemeinde, im Kreise, in der Korporation. (Vgl. S. 70.) Wenn eine Regierung auf die Vernichtung der bürgerlichen Freiheit ausgeht, so braucht sie nur den Liberalismus gewähren zu lassen, der jeder kirchlichen und korporativen Selbständigkeit abgeneigt ist und die Selbstverwaltung der Provinzen und Gemeinden nur soweit gelten läßt, als sie in seinem Sinne gehandhabt wird. Es ist vollkommen richtig, daß die Kirchen zuweilen auf Knechtung ausgehen; aber ein festes Glaubensbekenntnis und eine stramme Kirchenzucht wird nicht von den Gläubigen, sondern nur von den Dissentirenden als Joch empfunden; daher ist nach einem Zustande zu streben,

wo die Gläubigen eines Bekenntnisses nach ihrem Glauben leben dürfen, aber keine Macht haben, einen Andersgläubigen zu gleichem Bekenntnis und Leben zu zwingen. Es ist ferner richtig, daß Korporationen und landschaftliche Stände zuweilen die Freiheit ihrer Mitglieder unterdrücken; aber es kommt andrerseits auch vor, daß sie gegen eine Regierungsgewalt Schutz gewähren, die alle über einen Kamm scheren und alle Besonderheiten vernichten will. Zur Freiheit gehört eben doch unter anderm, daß man mit seinen Standesgenossen oder Landsleuten den von den Vätern ererbten Bräuchen und Gewohnheiten treu bleiben darf, die, wenn sie vielleicht auch keinen höhern Zweck erfüllen, wenigstens die Anhänglichkeit der Gleichgearteten und die gegenseitige Hilfsbereitschaft verstärken, die Grundlage für wertvollere Organisationen darbieten, wenn solche nötig werden sollten, und denen nachleben zu dürfen ein Gefühl des Wohlbehagens erzeugt. Jedenfalls ist der nicht frei, der nicht nach seinem Geschmack leben darf.

Wir sehen, die Alternative: Freiheit oder Knechtschaft kommt in Wirklichkeit fast gar nicht vor. Zivilisirtes Leben ist nicht denkbar ohne verschiednerlei Abhängigkeitsverhältnisse, denen gegenüber je nach den mancherlei Standpunkten eine sehr verschiedne Haltung beobachtet zu werden pflegt.

Der Christ wird vor allem das freie Bekenntnis seines Glaubens und die sittliche Freiheit erstreben; eine Mischung von äußerer Freiheit und Abhängigkeit, bei dem jene beiden Güter am besten gedeihen, wird ihm als der angemessenste soziale und politische Zustand erscheinen. Der Menschenfreund wird darauf bedacht sein, den Druck zu mildern, der immer und überall auf den untersten Schichten der Gesellschaft lastet. Der Privatmann wird, wenn er die Macht hat, sich dasjenige Abhängigkeitsverhältnis aussuchen,

das seiner Eigenart am wenigsten widerstrebt, und wird innerhalb desselben seine Bande so viel wie möglich zu lockern suchen. Der demokratische Politiker wird für die untern Klassen ein möglichst hohes Maß von Bewegungsfreiheit und eine möglichst ausgedehnte Teilnahme an Gesetzgebung und Verwaltung erstreben. Ein Staatsmann endlich, der ohne vorgefaßte Theorie das Wohl des großen Ganzen im Auge behält, wird zwischen der Regierungsgewalt und der individuellen Freiheit das Gleichgewicht herzustellen suchen. Zur letztern gehört die Selbständigkeit der Kirchen, Stände, Korporationen, Landschaften, Gemeinden insofern, als der kleine Mann seinen Willen ja nur in Gemeinschaft mit seinesgleichen geltend zu machen vermag. Überwiegt im Staate die Regierungsgewalt zu stark, so werden die Individualitäten erdrückt, das Volk wird dumm, und die Regierung, die ja nicht vom Himmel fällt, mit ihm. Überwiegen aber die Individuen und die kleinern Kreise, so wird der Staat gesprengt, und man gelangt entweder zu dem bekannten Schwanken zwischen Anarchie und Despotismus, oder das Leben erstarrt in jenen kleinern Kreisen, die zu beschränkt und einseitig sind, als daß sie ohne Zusammenhang mit einem großen Ganzen ihren Angehörigen immer frische Ströme von Ideen und würdigen Aufgaben zuführen könnten. Außerdem gerät ein Volk, das der starken Zentralgewalt entbehrt, gewöhnlich in Abhängigkeit vom Auslande. (Ähnlich beurteilt Roscher diese Verhältnisse a. a. O. II, 1—16.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Die nächsten Aufgaben der christlichen Welt

Wie in Religion und Kunst die Reihe der möglichen Neuschöpfungen, so scheint in der Wissenschaft die Reihe der großen Entdeckungen geschlossen zu sein. Die Oberfläche unsers Erdballs kennen wir, bis auf die Polarkappen, und was auf denen etwa noch gefunden werden könnte, das wird weder ein lebhaftes Sehnen des Erkenntnistriebes noch irgend ein wirtschaftliches Bedürfnis befriedigen. In die Welt des unendlich Großen haben uns Fernrohr und Spektralanalyse, in die des unendlich Kleinen das Mikroskop, die chemische Analyse und die Kunst der Hypothesenbildung so weit eingeführt, als der Menschengeist und das menschliche Auge zu dringen vermögen. Die Verkettung und das Getriebe der causae secundae in der Körperwelt ist uns durch die Zurückführung aller Naturerscheinungen auf die Molekularbewegung enthüllt worden, und die Forschungen der Zukunft werden zwar noch manche bisher dunkel gebliebne Stelle des Naturganzen beleuchten, aber kaum mehr als eine noch übrige epochemachende Entdeckung zu Tage fördern, über die causa prima hingegen und über den Zusammenhang

der causae secundae mit ihr sowie über das Geheimnis der menschlichen Seele uns so wenig Aufschluß geben als eine der frühern Entdeckungen. Die eine Entdeckung, die noch zu machen ist — denn mit den Naturwissenschaften verhält es sich wie mit der Erdoberfläche: je vollständiger wir das Ganze kennen, desto genauer vermögen wir die noch unbekannt gebliebnen Teile anzugeben —, diese eine noch übrige Entdeckung also ist die Auflösung aller chemischen Elemente in ein Grundelement, ehedem das Ziel der tastenden Versuche der Alchymisten. Eine Entdeckung, die wie die Entdeckung Amerikas alle Kulturvölker mit unsäglichem Staunen und mit neuen phantastischen Hoffnungen erfüllte und in jahrzehntelange freudige Aufregung versetzte, ist demnach nicht mehr zu erwarten. Schon die Entdeckungen unsers Jahrhunderts haben diese Wirkung nicht mehr gehabt. Der Dampfwagen und das elektrische Licht, bei deren erstem Anblick das staunende Publikum Mund und Augen aufriß, waren keine Entdeckungen, sondern nur Anwendungen von Erfindungen, die auf lange vorher gemachten Entdeckungen beruhten. Die meisten und wichtigsten der neuen Erfindungen und Entdeckungen haben nur für die Männer der Wissenschaft ein tieferes Interesse, und in Zukunft wird niemand mehr das Entzücken empfinden, dessen wir Ältern doch noch bei der Feststellung des Satzes von der Einheit der Naturkräfte und bei der Erfindung der Spektralanalyse teilhaftig geworden sind, denn die Jugend lernt das alles jetzt in der Schule in einem Alter kennen, wo sie dem wissenschaftlichen Interesse noch gar nicht zugänglich ist, und alle diese schönen neuen Wahrheiten, deren erste Enthüllung auf den denkenden Mann wirkt, wie das Frauenbild in der Hexenküche auf Faust, sind dem jungen Geschlecht, das mit ihnen aufwächst, so alltäglich, so

selbstverständlich, so gleichgiltig, wie die Kunde von Amerika und von der doppelten Umdrehung der Erde uns Ältern gewesen ist. Denkenden Männern wird die wissenschaftliche Forschung und die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge zwar auch in Zukunft immer noch Befriedigung und einen leidenschaftslosen Genuß gewähren, aber niemals mehr jenes stürmische Entzücken hervorrufen, das die Weisen früherer Zeiten empfanden, wenn sie, einen Zipfel des Schleiers lüftend, aus dem, was sie dahinter schauten, die Hoffnung schöpften, sie würden das Weltgeheimnis ergründen. Wir Heutigen wissen ganz genau, daß wir zwar unzählige Einzelheiten wissen können und — leider! wie unsre Examinanden seufzen — wissen müssen, von dem einen aber, wonach sich die Weisen aller Zeiten sehnten, auf natürlichem Wege nichts wissen und nichts wissen können: ignorabimus.

Verhältnismäßig wenige nur sind es, denen das solchergestalt begrenzte Glück des wissenschaftlichen Genusses zu teil wird. Für die Menschheit im ganzen haben die Naturwissenschaften nur insofern Wert, als ihre Anwendung unser materielles Wohl befördert. Aber auch in dieser Beziehung sind wir über die Zeiten hoch gespannter Erwartung hinaus. Das arbeitende Volk Englands sah in den Maschinen gleich anfangs ganz richtig seine Todfeinde, und das Parlament mußte zu ihrem Schutz 1782 ein besondres Gesetz erlassen. Einige Jahrzehnte später, nachdem die moderne Technik bereits ihre ganze Macht und Pracht entfaltet hatte, klagte der liberale John Stuart Mill, daß alle ihre Errungenschaften auch nicht eines Menschen Plage zu vermindern vermocht hätten. Und in unsern Tagen ruft der liberale Professor Herrmann, eine Fachautorität ersten Ranges, den Arbeitern zu: Gebt euch keinen Einbildungen

hin! Schweren Zeiten geht ihr entgegen; die Losung des technischen Fortschritts lautet: Hinaus mit dem Menschen aus der Produktion! Dem Reichen allerdings schafft die moderne Technik den Himmel auf Erden, sofern ein ununterbrochner verfeinerter Sinnengenuß, der keine andre Schranke kennt als die Genußfähigkeit des Menschenleibes, eine beliebige Fülle von Kunstgenüssen, die Befreiung von jeder Unbequemlichkeit und die Macht, in jedem Augenblick jede Laune zu befriedigen, den Himmel ausmachen. Der reiche Engländer schmückt seinen Mittagstisch und das Zimmer seiner Frau oder seiner Buhlerin täglich mit frischen Blumen aus Nizza, verschönert die Beine seiner Tänzerinnen bald mit bengalischem bald mit elektrischem Licht, stattet seine Schlösser mit den erlesensten Kunstwerken aller Zeiten und Stilarten aus, schafft sich — alles natürlich ohne eignen Mühe- und Kraftaufwand, nur mit Geld — in jedem Augenblick die ihm behagliche Zimmertemperatur und die ihm zusagenden Wohlgerüche, genießt in jedem Monat die freie Luft dort, wo sie gerade am angenehmsten ist, je nachdem in Schottland oder im Engaddin, im Bois de Boulogne oder im Hydepark, sieht niemals andre als freundliche und prachtvolle Umgebungen: schöne Landschaften oder reich ausgestattete geschloßne Räume — geht er auf Reisen, so nimmt er ein Stück schönen geschloßnen Raumes mit —, und beliebt es ihm, Vergnügungen im Geschmack des Altertums und des Orients, die im heutigen Europa gesetzlich verboten sind, anderswo als in seinen eignen geschloßnen Gemächern zu kosten, und ein dummeifriger Polizist ist so ungeschickt, ihn anzuzeigen, so erspart er gefällig dem Richter die Verlegenheit durch eine Spazierfahrt nach Indien. Sein Beruf verschafft dem vornehmen Manne unsrer Zeit, wenn er nicht etwa Offizier ist, nicht einmal

mehr das für die Gesundheit erforderliche Maß von Muskelanstrengung und Temperaturwechsel, sodaß er zu diesem Zweck allerlei Sport ersinnen muß. Für das Glück der mittlern Volksschichten leisten die Wunder der Technik wenig. Wie viel trägt es denn zum Wohlbehagen und zur Veredlung des Volks bei, daß sich die reichen großstädtischen Schlächterweiber von Stangen in Italien und im Orient herumschleppen lassen, um den Petersdom und die Tempel von Karnak anzuglotzen; daß jeder Spießbürger zu jeder seiner drei Mahlzeiten einige bedruckte Bogen voll elenden Klatsches geliefert bekommt; daß jede Streichholzschachtel mit dem farbigen Bilde einer Kokotte geschmückt ist; daß sich die Schaufenster täglich mit neuen Nippfiguren und Prunkgeräten allerneuester Erfindung füllen; daß immer neue Stoffe erfunden werden, aus denen man solche Sächelchen herstellt, neue Stoffe auch für den Häuserbau, fürs Straßenpflaster und für die zum Teil verunstaltenden „Costumes" unsrer Frauen und Mädchen?

Für die untern Klassen, die teils die Urstoffe aus dem Schoße der Erde heraufzuschaffen, teils sie in Fabriken zu verarbeiten und jene Herrlichkeiten herzustellen haben, bedeutet fast jeder Fortschritt der Technik eine Verschlimmerung der Hölle, in der sie leben. Wenn wir einige Bequemlichkeiten des Wohnens und Reisens, wie die neuen Heizvorrichtungen, die teilweise auch ihnen zu gute kommen, ausnehmen, so wird eigentlich nichts erfunden, was sie für die Leiden entschädigte, die ihnen der „Kulturfortschritt" auferlegt. Mit Ausnahme der Bergwerksarbeit und des Ruderns auf den Galeeren haben Altertum und Mittelalter keine Arbeit gekannt, die so unerfreulich und widerwärtig wäre, wie die Fabrikarbeit seit Einführung der Maschinen. Dazu hat die Chemie einen

Höllenstrom greulichen Gestanks, giftiger Gase und zerstörender Substanzen über die unglückliche arbeitende Menschheit ergossen. Jedermann kennt den schrecklichen Zustand, in den der Phosphor die damit arbeitenden versetzt. Ich frage jeden, der ein menschliches Herz im Leibe hat, ob er, wenn er die Wahl hätte, die Bequemlichkeit, die die Phosphorstreichhölzer gewähren, mit den zerfreßnen Kinnladen eines einzigen Menschen erkaufen, ob er nicht viel lieber zu Stahl und Feuerstein zurückkehren würde? Ist es nicht ein wahrhaft ruchloser Gedanke, daß das bankerotte Italien aus diesen Unglücklichen einige Millionen herauspressen und dadurch sein Defizit heilen will? Man sage nicht: die Opferung nicht bloß eines, sondern von vielen tausenden von Phosphorarbeitern sei notwendig, weil wir heutiges Tags in der rasenden Hast des Konkurrenzkampfs keine Zeit mehr hätten, uns Feuer zu pinken! Die am meisten Streichhölzer verbrauchen, haben außer Cigarrenrauchen überhaupt nichts zu thun. Und die andern, was leisten sie denn mit ihrer Hast und Vielgeschäftigkeit und Überarbeit? Denken wir nur an unsern eignen Berufszweig: Schriftstellerei, Bücher-, Zeitungen- und Zeitschriftenherausgabe, so ist doch alle Welt längst darin einig, daß mindestens die Hälfte alles dessen, was gedruckt wird, schädlich und von der unschädlichen Hälfte die Hälfte überflüssig ist. Dazu kommt noch: würde nur der vierte Teil von dem hergestellt, was jetzt herauskommt, so würde dieses Weniger bedeutend mehr sein; das Publikum würde mehr und aufmerksamer lesen und das Gelesene besser verdauen. Es wäre also ein Glück und eine Wohlthat für die Menschheit, wenn alle in diesem Berufszweige beschäftigten, vom Schriftsteller und Verleger bis zum Setzerlehrling und der Zeitungsfrau, nur den vierten Teil dessen arbeiteten, was sie heute schanzen. Möchte sich nur jedermann

hübsch Zeit nehmen! Es würde alles, was die Menschheit braucht, ganz gut fertig, reichlich und mehr als genug. Und welcher vernünftige Zweck ist denn durch die Mule Jenny und den mechanischen Webstuhl verwirklicht worden, die von den Textilarbeitern Englands verwünscht, die Fabrikanten so unermeßlich reich gemacht haben? Welches Kulturgut soll denn die Frucht davon sein, daß hunderttausende von englischen Kindern dem Moloch Mammon geopfert und die Weber ganz Europas bis auf den heutigen Tag zum Hungern verurteilt worden sind? Etwa, daß sich jetzt alle Frauen jährlich zwei- bis viermal neue Lappen anschaffen müssen, während die Kleider der Großmutter zwanzig bis vierzig Jahre gehalten haben? Ist das ein Endzweck, mit dem sich die furchtbarsten Leiden von Millionen Menschen rechtfertigen lassen?

Nur die dem zähen Widerstande der Großindustriellen mühsam abgerungnen Arbeiterschutzgesetze können vielleicht auf dem Festlande verhüten, daß nicht unter der Einwirkung des technischen Fortschritts alle Bergwerke und Fabriken, alle Werkstätten der Hausindustrie solche Folterkammern werden, wie die englischen bis in die Mitte unsers Jahrhunderts fast ausnahmlos gewesen sind. In die wirklichen Zustände der arbeitenden Klassen gewinnt ja nur ein sehr kleiner Teil der bessern Stände klare Einsicht; die Furcht der Regierungen einerseits vor der Revolution, andrerseits vor überschweren, vielleicht unlösbaren Aufgaben, die ihnen die öffentliche Meinung zumuten könnte, vereinigt sich mit den Interessen der herrschenden Klasse, jedes wahrheitsgetreue Bild proletarischer Zustände aus der Öffentlichkeit zu bannen. Elendsschilderungen gelten für sozialdemokratisch, und einen sozialdemokratischen Redakteur dulden weder die Verleger noch die Inserenten der bürgerlichen Presse. Nur so oft die verschiednen Interessengruppen

innerhalb der herrschenden Klasse einander gegenseitig in die Haare geraten, wird zu Parteizwecken hie und da eine kleine Indiskretion gestattet. So z. B. dürfen die deutschfreisinnigen Blätter solche Notstandsberichte bringen, die sich gegen die Agrarier verwerten lassen. Dagegen wurde vor einigen Jahren einem Feuilletonisten, der für ein großes norddeutsches Organ über eine englische Industrieausstelluug, ich glaube in Manchester, zu berichten hatte, nach dem ersten Briefe sofort das Wort entzogen, weil er mit einer Schilderung des traurigen Eindrucks begann, den die dortige industrielle Bevölkerung auf den Beschauer macht. Höchst charakteristisch ist folgende Thatsache, die wir der Sozialpolitischen Rundschau (März 1892, S. 429 — diese Monatsschrift hat nur ein halbes Jahr bestanden) entnehmen. Im Dezember vorigen Jahres behauptete Graf Kaunitz im österreichischen Abgeordnetenhause, während die Kosten der Gewerbeinspektoren beständig wüchsen, drohe ihr Nutzen zu verschwinden, und fuhr dann fort, ohne daß ihm, wie es scheint, widersprochen worden wäre: „Die Inspektoren fingen an, ihres Amtes zu walten, und gleich die ersten Enthüllungen über das Maß der kapitalistischen Ausbeutung sollen so furchtbar gewesen sein, daß die Behörden statt einzugreifen und abzuhelfen sich bei den Oberbehörden beschwerten. Die Folge war, daß die Inspektoren angewiesen wurden, in ihre Berichte die Details nicht mehr aufzunehmen, und seitdem mußte sich auch der Zentralgewerbeinspektor der Mühe unterziehen, die einzelnen Berichte abzuglätten, was freilich nicht ganz der Bestimmung des § 13 des Gesetzes über die Gewerbeinspektion entspricht. Aber es geschah doch und zwar, wie der Ausdruck lautet, um die Empfindlichkeit der Unternehmer zu schonen.“ Braucht es noch besonders bemerkt zu werden, daß die Rede nicht zu der Klasse derer gehört, die von Wolffs Telegraphen

in alle Welt hinausgetragen und von den Zeitungen breitgetreten zu werden pflegen? Alle Regierungen sind zärtlich besorgt um den Herzensfrieden ihrer Kapitalisten, aber wohl keine mehr als die österreichische.

Ja dieser Herzensfriede! Es ist ja nicht Härte, wenn sich die Fabrikanten und ihre Damen bei manchen Berichten über ihre eignen Fabriken die Ohren zuhalten, beileibe nicht! Weichheit ist es, Zärtlichkeit, Sentimentalität, Humanität! Unendlich mitleidsvoll ist unser heutiges Geschlecht! Die Gänse sollen in Wagen mit Gummirädern zu Markte gebracht und beim Kauf nicht hart angefaßt werden, so verlangts die Polizei, und das Gänseschlachten würde man am liebsten ganz verbieten, wenn es nur einen vegetabilischen Ersatz für Gänsebraten gäbe! Der gebildete Mensch unsrer Zeit kann weder Tier- noch Menschenquälerei mehr sehen, und darum — muß jedes Bild menschlicher Leiden aus dem Gesichtsfelde des gebildeten Mannes, der zartfühlenden Frau verbannt werden. Darum darf auf den Straßen kein zerlumptes, kein barfüßiges, kein taumelndes Menschenkind geduldet werden (ist Barfußgehen im Sommer auch kein Leiden, sondern ein Vergnügen, so ist es doch außerhalb Wörishofen ein Zeichen von Armut, und Armut, die leicht Leiden erzeugt, darf es eben nicht geben). Darum wohnt der nordische Reiche, abweichend von dem italienischen oder spanischen Großen alten Stils, in einem verschloßnen Hause, das seine Thür nur „respektabeln“ Besuchern öffnet, auf dessen Stufen, in dessen Vorgarten, in dessen Umgebung kein Zeichen menschlicher Bedürftigkeit geduldet wird. So unterstützt also die verfeinerte und veredelte Empfindung des unbeteiligten Publikums die Bemühungen der Regierungen und der Interessenten, und so versetzt sich der Reiche, der Mann der

gebildeten Mittelklasse mit Hilfe der Polizei in die angenehme Überzeugung, alle Welt lebe in Wohlstand und freundlichem Behagen, und das Elend komme nur in den Romanen vor. Aber während dem Reichen die Welt des Elends verschlossen bleibt, kennen die Armen die Welt des Reichen durch und durch. Denn sie sind es, die seine Wohnung, seine Geräte, alle Bestandteile seiner Pracht und seiner Bequemlichkeit herstellen und diese Herrlichkeit allsommerlich reinigen, ausbessern, erneuern, während er auf Reisen oder im Bade oder in einem andern seiner Paläste weilt.

Daß es gar keine Leiden gäbe, kann nun freilich auch der phantasievollste und weltfremdeste Optimismus nicht behaupten, und so erfindet man denn zu ihrer Abwehr allerhand Zurüstungen, in denen sich die edle Humanität selbstgefällig bespiegelt. Dahin gehören u. a. auch die Friedenskongresse. Daß der Krieg eine unsers humanen Zeitalters unwürdige Barbarei sei, wagt öffentlich kaum noch jemand zu bestreiten. Moltke freilich war der entgegengesetzten Ansicht, aber einem so berühmten Manne, so mag Bertha von Suttner wohl denken, kann man eine Schrulle schon nachsehen. Wir erklären uns für Moltke. Der ungenannte Verfasser des Schriftchens: „Krieg, Friede und Erziehung" (Leipzig, Renger, 1891) hat den Friedensenthusiasten die unbestreitbare Wahrheit entgegengehalten, daß die Industrie den Krieg in dem Maße an Unmenschlichkeit übertrifft, als die Verkümmerung durch Hunger und ungesunde Lebensweise schmerzvoller ist als der Tod in der Schlacht. (In dem Bericht einer englischen Parlamentskommission von 1842 wird berechnet, daß die Zahl der jährlichen Todesfälle unter der Arbeiterbevölkerung, die nur durch Unreinlichkeit und ungesunde Wohnungen verschuldet worden waren, doppelt so groß

sei, als der Verlust der Verbündeten bei Waterloo.) Und damit ist noch nicht alles gesagt. Die Zahl der Verwundungen, Verstümmelungen und gewaltsamen Tötungen durch Maschinen, die jährlich in Deutschland und Frankreich vorkommen, wird jetzt schon der des Krieges von 1870 nicht viel nachgeben und sie bald übertreffen. Seitdem die Unfallversicherung zur Aufstellung einer genauen Statistik der gewerblichen Unfälle nötigt, wissen wir, daß deren Zahl von Jahr zu Jahr steigt. Wenn, wie manche Unternehmer behaupten, die Unfallrente an dieser erschreckenden Zunahme schuld wäre, so würde darin die denkbar stärkste Anklage gegen unsre sozialen Zustände liegen. Denn zu welchem Grade stumpfsinnigen Elends müßten Arbeiter herabgesunken sein, die sich gleichgiltig von einem Räderwerk Arme und Beine ausreißen ließen, nur weil sie wissen, daß sie als Krüppel nicht werden zu verhungern brauchen! Aber Sachverständige haben bereits klar gemacht, daß bei dem immer rasender werdenden Tempo der Maschinenarbeit die stetige Zunahme der Unglücksfälle durch Sicherheitsvorschriften und Schutzvorrichtungen kaum werde verhütet werden können, namentlich wo wegen überlanger Arbeitszeit oder jugendlichem Alter jene Spannkraft der Aufmerksamkeit fehlt, die beim Hantiren zwischen wirbelnden Getrieben und sausenden Rädern nötig ist.

Selbst eine an sich so preiswürdige Errungenschaft wie die Bannung der Pest und andrer schlimmen Seuchen weniger durch die Heilkunst als durch eine von medizinischer Einsicht geleitete Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei droht aus einem Segen in Unheil umzuschlagen; ist doch unter allen Gespenstern, die uns bedrohen, das der Übervölkerung das schrecklichste. Selbst wenn auch dieses gebannt werden könnte, etwa durch Verminderung der Geburten, und wenn das Leben vieler nicht so elend wäre, würden

wir eine allgemeine Erhöhung der Lebensdauer nicht besonders wünschenswert finden. Die Welt würde dadurch wahrlich nicht schöner, daß man mehr Greise als Kinder und Jünglinge zu sehen bekäme, und das Leben der Hochbetagten ist für sie selber wie für ihre jüngern Mitmenschen meistens ein sehr fragwürdiges Glück. Bedauernswert und schrecklich vermögen wir jenen Zustand früherer Zeiten, wo Seuchen und Gewaltthaten öfter als heute den Lebensfaden in der Mitte durchschnitten, weder vom Standpunkte der Diesseitigkeit noch von dem der Jenseitigkeit zu finden. Von jenem nicht, weil ein kurzes mit frischem Handeln und Genuß ausgefülltes Leben besser ist als ein langes ödes, langweiliges oder gar elendes Hinsiechen oder Vegetiren. Von diesem aus nicht, weil es doch wahrlich nicht als ein Unglück angesehen werden kann, wenn jemand sein jenseitiges Ziel nach kürzerer Prüfungszeit erreicht. Die Weisen der Juden und der Griechen — man vergleiche das vierte Kapitel des Buches der Weisheit mit der Erzählung von Kleobis und Biton — preisen einmütig den früh vollendeten Gerechten glücklich, und die überängstliche Sorge unsrer Zeit für die Verlängerung des Lebens ist nichts weniger als ein Zeugnis für ihre Weisheit.

Wir schreiten fort, nicht weil wir etwa erwarteten, daß der Kulturfortschritt das Glück oder die Tugend der Menschheit erhöhen werde, sondern weil wir, auch wenn wir es wollten, weder stehn bleiben noch zurückschreiten könnten. Auch wird jeder Fortschritt dadurch, daß sich die Menschheit auf ihn einrichtet, unentbehrlich. Nachdem die vervollkommneten Verkehrsanstalten die Anhäufung von fünf Millionen Menschen in einer einzigen Stadt ermöglicht haben, könnte diese Stadt ohne Eisenbahn und Dampfschiff auch nicht eine Woche lang fortbestehen; wo die Dreschmaschine einmal eingeführt ist, da ist es dem Land-

wirt unmöglich, zum Dreschflegel zurückzugreifen, und so fort in allen übrigen Verhältnissen. Nicht durch Rückschritt also, sondern nur durch weitern Fortschritt können die Übelstände überwunden werden, die der Fortschritt erzeugt. Welche sozialen Hoffnungen sich gegenwärtig an den weitern Fortschritt der Elektrotechnik knüpfen, ist bekannt. Sollte sie diese Hoffnungen nicht erfüllen können, die eine davon vielleicht darum nicht, weil sich das Großkapital auch der Wasserläufe bemächtigt, die man durch die elektrische Kraftübertragung für das Kleingewerbe nutzbar zu machen gedachte, so würden uns alle Wunder der elektrotechnischen Ausstellungen kalt und gleichgiltig lassen; sie wären dann nur Verkündiger neuen Elends und außerdem Spielzeug für große Kinder, weiter nichts.

Die vom Kulturfortschritt erzeugten Übel durch weitern Fortschritt überwinden, das eben macht einen sehr wesentlichen Teil des Lebensinhalts der Menschheit aus. Sollte dieses auf die Dauer nicht gelingen, und wäre die Entwicklung Englands, das in den beiden Elementen des modernen Lebens: Kapitalismus und Maschinentechnik seit hundertundfünfzig Jahren die Führung hat, vorbildlich für die der ganzen Kulturwelt, so wäre damit die Wahrheit des Pessimismus bewiesen. Nicht einmal der christliche Optimismus mit seiner Hoffnung aufs Jenseits vermöchte dagegen aufzukommen. Denn in dem Zustande, worein jene Mächte den englischen Arbeiterstand, d. h. die größere Hälfte des Volkes, versetzt hatten, konnten sich jene Keime der Menschenseele, die den Hinweis auf ein beßres Jenseits bergen, gar nicht entfalten. Tausende von Kindern wuchsen bei rein mechanischen Arbeiten unter beständigen Mißhandlungen auf, zum Teil vom vierten Jahre ab in der ewigen Nacht eines Kohlenschachtes, ohne daß ihnen irgend jemand sitt-

liche oder sonstige höhere Begriffe beigebracht hätte. Der einzige Lebensgenuß, den sie kannten, war ein rein tierischer Geschlechtsgenuß, zu dem sie auf ihren ekelhaften Massennachtlagern schon im zartesten Alter angeleitet wurden. Die Reinigung des Körpers durch Waschen lernten nur solche kennen, die einmal ins Gefängnis kamen. Viele wußten ihren Namen nicht, weil sie keinen hatten — sie wurden nur mit Spitznamen gerufen. Aus dem Children's Employment Report von 1843 erfährt man, daß die jungen Leute in Wolverhampton, obwohl für sie damals schon der gesetzliche Zwang zum Besuche der Sonntagsschule bestand, nichts von Gott, Himmel und Hölle wußten, die Namen Christus und Paulus nicht kannten, nie etwas von einer Stadt London und von „Ihrer Majestät" gehört hatten. Ein junger Mensch von siebzehn Jahren wußte nicht, wie viel 2 × 2 ist und wie viel Farthings ein Twopence hat, auch als man ihm das Geldstück in die Hand legte. Dagegen kannten alle den Namen des Räuberhauptmanns Dick Turpin. Das Dasein der dabei übrigens gutartigen schottischen Bergwerksarbeiter bezeichnet der Berichterstatter Franks in demselben Report als ein „rein tierisches." (Den Wortlaut der Parlamentsberichte findet man u. a. im Anhange des von G. F. Knapp herausgegebnen Werkes: Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands von Adolf Held.) Daß diese Bevölkerung stellenweise nicht allein gutartig war, sondern in vereinzelten Fällen sogar sittliche Begriffe und edle Charakterzüge offenbarte, wird von den Berichterstattern als ein erstaunliches Wunder und als ein schlagender Beweis für die unverwüstliche Güte der Menschennatur hervorgehoben.

Aristoteles hat gesagt, der dramatische Dichter dürfe keinen ganz guten Mann ohne alles eigne Verschulden unglücklich werden lassen, denn das sei gräß-

lich. Da das doch vom neugebornen Kinde mindestens in demselben Maße gilt wie vom guten Manne, so bietet England das Gräßliche in Millionen Fällen und als den Hauptinhalt seines Volkslebens dar, und wenn es als fortgeschrittenstes Land der Typus der Weltentwicklung wäre, so wäre das Weltdrama die Tragödie des Gräßlichen. Den paulinischen Einwand, die Leiden dieser Zeit seien nicht zu vergleichen der ewigen Herrlichkeit, könnte der Christ kaum noch zu erheben wagen, da ja das Leben jener Unglücklichen das gerade Gegenteil einer Vorbereitung auf das Jenseits war. Wir dürfen glücklicherweise sagen „war," weil sich seitdem die Lage der englischen Arbeiterbevölkerung gebessert hat. Schon die Pflicht der Selbsterhaltung hat die höhern Stände gezwungen, die Arbeiter zum Bewußtsein ihrer elenden Lage zu bringen und ihnen beim Aufwärtsstreben die Hand zu bieten, denn wenn um das Jahr 1830 einer der europäischen Großstaaten eine tüchtige Kriegsflotte gehabt und einen Einfall unternommen hätte, so wäre es um England geschehen gewesen. Aber nichts bürgt dafür, daß die Besserung Bestand haben werde. Bei der gegenwärtigen Verteilung des Eigentums, und bei der täglich wachsenden Schwierigkeit, den Armen Brotverdienst zu verschaffen, wird auch der beste Wille das Zurückgleiten ins alte Elend nicht verhüten können. Allein selbst wenn es gelänge, allen englischen Arbeitern den anständigen Lebensunterhalt zu sichern, würden wir unser Urteil über die verwerfliche Unnatur der englischen Zustände nicht ändern, weil erstens der größte Teil des Volkes vom Naturgenuß ausgesperrt, und weil zweitens die Maschinenarbeit des Menschen unwürdig ist, ja den Namen Arbeit gar nicht verdient. Der von Kennern hochgerühmte englische Maschinenspinner, dem es in allen Landen kein Konkurrent gleichthut, und der bis 3000 Mark im

Jahre verdient, braucht weder Muskelkraft, noch Verstand, noch Phantasie, noch eine geschickte Hand anzuwenden. Außer den zum Stehen und Sehen erforderlichen Muskeln wird kein Muskel an seinem Leibe angestrengt. Er hat nichts zu thun, als unausgesetzt ein Paar Dutzend wirbelnde Spindeln zu beobachten und die abreißenden Fäden anzuknüpfen. Eine ungeheure Anstrengung ist es, Tag für Tag zehn Stunden lang auf zwei Dutzend wirbelnde Spindeln acht zu geben, aber Arbeit ist das nicht. Dieser sogenannte Arbeiter liefert weder die Kraft, noch die Geschicklichkeit, noch den Geist. Das erste Erfordernis liefert der Dampf, das zweite haben die Maschinenbauer, das dritte hat der eine Erfinder für ungezählte Millionen „Arbeiter" geliefert. Der „Arbeiter" ist nichts als eine untergeordnete Hilfsmaschine, die wohl mit der Zeit durch einen wirklichen Maschinenteil ersetzt werden wird. Dem Maschinenspinner wird niemals die Befriedigung zu teil, ein fertiges Stück beschauen und sagen zu können: das habe ich gemacht; eine Befriedigung, die jeder Schusterjunge kennt. Arbeit ist ein wesentliches Element des vollkommnen Menschendaseins. Zur Arbeit aber gehören Muskelkraft, Handfertigkeit und Geist. Nur wer mit allen dreien schafft, ist ein vollkommner Mensch; wem die Anwendung von allen dreien versagt bleibt, der ist ein Krüppel. Und hätte irgend ein furchtbares Naturereignis im Jahre 1830 ganz Großbritannien vernichtet, was hätte das geschadet? Für das damalige englische Volk trifft die pessimistische Rechnung unbedingt zu: die Summe des Elends, das aus der Welt geschafft worden wäre, war viel größer, als die Summe des Glücks, das ein solcher Massenuntergang vernichtet hätte. Oder wäre dieser Untergang für die übrige Menschheit ein Verlust gewesen? Was hätte sie wohl verloren? Welche Güter erzeugt denn

das England des neunzehnten Jahrhunderts als Erbteil für die zukünftigen Geschlechter? Die alten Babylonier und Ägypter haben uns Reste ihrer Bauten und Kunstdenkmäler, würdig der sinnenden Beschauung, hinterlassen, dazu die Anfangsgründe der Rechenkunst, der Mechanik, der Astronomie. Was wir den alten Juden, Griechen, Römern, den mittelalterlichen Völkern verdanken, braucht nicht erst gesagt zu werden. Das neuere Deutschland hat schon durch seine großen Komponisten allein das Glück aller zukünftigen Geschlechter um unermeßliche Summen vermehrt („es ist mehr Glück in der Welt, seitdem Mozart gelebt hat," schrieb kürzlich ein Musikschriftsteller), und auch die Italiener und Franzosen haben ähnliche Beiträge geliefert. Aber welche Kulturgüter hat England nach dem Tode Shakespeares und Newtons noch hervorgebracht, die wir nicht auch ohne England hätten oder haben könnten?

So hätten wir denn in diesem merkwürdigen Lande eine Unsumme von Übeln, von denen kein Nutzen und kein Zweck zu entdecken ist. Das furchtbare Rätsel des Übels bleibt eben ungelöst und unlösbar. Auch das Christentum hat es nicht gelöst, sondern nur seinen Gläubigen die feste Zuversicht eingeflößt, daß ihnen das Jenseits eine befriedigende Lösung bringen werde. So viel sehen wir wohl ein, daß mit dem sittlich Bösen auch der Begriff des sittlich Guten schwinden würde — eine der Ursachen, nebenbei bemerkt, weshalb wir uns von dem Zustande der Seligen keine Vorstellung machen können —, und daß ohne Leiden kein sittlicher Charakter zustande kommt; aber wozu Leiden nötig sind, die den sittlichen Charakter in ganzen Völkern zerstören, das hat noch niemand erkannt. Auch als Mittel des rein äußerlichen technischen Kulturfortschritts sind sie, wie wir in einzelnen Fällen nachgewiesen haben, weder not-

wendig noch zu rechtfertigen. Wer nicht glaubt, daß es ein Jenseits gebe, in dem das Rätsel werde gelöst und die im Diesseits unaufhörlich so grausam verletzte Gerechtigkeit wiederhergestellt werden, der muß sich notwendigerweise zum Pessimismus bekennen. Und sogar der Trost des Christentums vermöchte uns, wie wir sahen, vorm Pessimismus nicht zu schützen, wenn wir nicht fürs Diesseits das von Bentham aufgestellte Ziel der Kulturentwicklung: das möglichst größte Glück möglichst vieler, für richtig hielten. Selbstverständlich unter der dreifachen Voraussetzung, daß das Glück nicht in einen rein tierischen Sinnengenuß gesetzt, nicht in selbstsüchtiger Vereinzelung gesucht und nicht als ein in der Zukunft zu verwirklichendes Gut vorgestellt wird. In diesen drei Punkten treffen wir mit dem Christentum zusammen; insbesondre gilt das Wort des Heilandes: daß ein jeder das Himmelreich im eignen Herzen trage (Luk. 17, 21), von allen Menschen seit der Schöpfung bis ans Ende der Welt. In jedem Zeitalter dafür zu sorgen, daß die äußerlichen und die innern Bedingungen dieses die Ahnung der Bürgschaft eines höhern Daseins in sich tragenden Glücks durch den Kulturfortschritt, durch die politischen und sozialen Veränderungen nicht vernichtet werden, sondern erhalten bleiben, womöglich einer größern Zahl zugänglich gemacht werden, das ist die Hauptaufgabe aller öffentlichen Wirksamkeit. Auf dem europäischen Festlande, namentlich in unserm deutschen Vaterlande, sind diese Bedingungen noch weithin vorhanden, aber ernstlich bedroht; sie zu erhalten, zu verhüten, daß nicht auch bei uns die Dinge nach englischem Muster verlaufen, jene Bedingungen in den bisher noch schwach bevölkerten und halb unangebauten Ländern Amerikas und mancher Länder im östlichen Teile der alten Welt neu zu begründen, das ist, scheint uns,

die nächste Aufgabe, die die Vorsehung der Christenheit gestellt hat. Die Hauptleistung des technischen Fortschritts besteht darin, daß er einer größern Menge von Menschen das Dasein ermöglicht; aber wenn sich bei wachsender Menschenzahl die Bilanz von Glück und Elend der pessimistischen Seite zuneigt, so ist diese Leistung keine Wohlthat, sondern ein Fluch.

Für die Lösung der soeben aufgestellten Aufgabe Mittel und Wege anzugeben, ist nicht mehr Sache der Geschichtsphilosophie, sondern der Volkswirtschaft und Politik. Nur ein falsches Ideal möchten wir noch zurückweisen, mit dem selbst so einsichtsvolle und besonnene Männer wie Proudhon, John Stuart Mill und Schäffle über die Gefahren zu beruhigen gesucht haben, mit denen uns die Übervölkerung bedroht. Sie erwarten nämlich, daß der Kulturfortschritt eine Vergeistigung und sittliche Erhebung des ganzen Menschengeschlechts zur Folge haben werde, die dazu führen müsse, die Kinderzahl zu beschränken und die Bevölkerung stationär zu machen. Diese Studirstubenweisheit übersieht den Umstand, daß, wenn die gehoffte Erhöhung der Geistesthätigkeit und der sittlichen Kraft das Zeugungssystem verkümmern ließe, das Menschengeschlecht nicht stationär bleiben, sondern verkrüppeln oder aussterben würde; daß hingegen, wenn dabei der Menschenleib mit allen seinen Organen gesund und kräftig bliebe, selbst die staunenswerteste Mäßigkeit vergeistigter und tugendhafter Ehemänner den Kindersegen nicht beeinträchtigen würde. Nicht die Unfruchtbarkeit, sondern die Fruchtbarkeit hat zu allen Zeiten für den besten Beweis standesgemäßer Keuschheit gegolten, und wenn die höhern Stände fast in allen Ländern weniger Kinder haben als die Proletarier, so gebührt das Verdienst dafür ganz andern Umständen als der „Vergeistigung." Frankreich genießt schon heute die unleugbaren Vor-

teile des stationären Zustandes, aber nicht kraft höherer Tugend. Solange übrigens noch Raum für die weitere Ausbreitung des Menschengeschlechts vorhanden ist, besteht die Übervölkerungsgefahr nicht allgemein, sondern nur örtlich und kann daher abgewendet werden. Sollte später einmal nicht mehr bloß dieses und jenes Land, sondern die ganze Erde an Übervölkerung leiden, so würde die traurige Notwendigkeit, durch die Ausrottung niedriger stehender Rassen, z. B. der Mongolen, für die europäischen Völker Raum zu schaffen, den modernen Humanitätsbegriff einer harten Prüfung unterwerfen. Wir sagen nicht die Humanität, sondern den Humanitätsbegriff, weil unter dem glänzenden Schilde dieses Begriffs seit hundert Jahren die schändlichsten Unmenschlichkeiten verübt werden, und zwar zu einem viel niedrigern Zweck, als die Erhaltung der europäischen Kultur sein würde, nämlich zur Befriedigung der Habsucht und niedriger Gelüste einzelner.

Außer der Humanität würde in diesem Fall allerdings auch das Christentum ins Gedränge geraten. Doch wir haben bereits gesehen, daß das Christentum, wenn auch das höchste, so doch nicht das einzige Kulturelement ist und daher zu keiner Zeit für sich allein den Gang und die Entscheidungen der Weltgeschichte zu bestimmen hat. Schmerzliche Gewissens- und Herzenskonflikte, gleich dem in diesem möglichen Falle bevorstehenden, bleiben dem frommen Christen zu keiner Zeit erspart. Indes das ist eine vorzeitige Sorge; eine durchaus erfreuliche, wenn auch ungeheuer schwierige Aufgabe ist es, die unser zunächst harrt. Zur Lösung dieser oben bezeichneten nächsten Aufgabe aber, das sei zum Schlusse noch bemerkt, ist kein Volk so augenscheinlich berufen wie das deutsche, weil keins über eine gleiche Fülle geistiger und körper-

licher Kraft und im Verhältnis zu seiner Seelenzahl immer noch erfreulicher leiblicher und sittlicher Gesundheit verfügt. Jahrhunderte lang hat das deutsche Volk die Geschicke Europas beherrscht und gelenkt, und das Bewußtsein seiner leitenden Stellung, seines erhabnen Berufes hat im christlichen Kultus seinen Ausdruck gefunden. Am Karfreitage wird in den katholischen Kirchen eine Reihe von Gebeten verrichtet für alle Stände der Christenheit, für Juden und Heiden. Darunter lautet eines: Oremus et pro christianissimo Imperatore nostro N., ut Deus et Dominus noster subditas illi faciat omnes barbaras nationes, ad nostram perpetuam pacem.

Oremus: Omnipotens, sempiterne Deus, in cujus manu sunt omnium potestates et omnium jura regnorum, respice ad Romanum benignus imperium, ut gentes, quae in sua feritate confidunt, potentiae tuae dextera comprimantur.

Wußte doch jedes Kind, daß das „Römische Reich" nur eine seltsame Bezeichnung für das deutsche Reich war. In Preußen pflegten die katholischen Geistlichen statt Imperatore, rege nostro Guilelmo, und statt Romanum, nostrum imperium zu singen. Hätten nicht mancherlei wenn und aber gedrückt, so würden im Jahre 1871 alle patriotischen Herzen unter den Katholiken freudig und höher geschlagen haben, als man nun wieder Imperatore und Germanum imperium singen konnte. Ist es Zufall, daß dieses Gebet gerade jetzt, wo es wieder vollern Sinn empfangen hat, in einer 1877 bei Manz in Regensburg erschienenen Handausgabe des römischen Meßbuchs weggelassen worden ist? Wir unserseits lassen uns dieses historische Denkmal der ehemaligen Größe des deutschen Volkes als Mahnung und Wegweiser für die Zukunft nicht nehmen. Ewige Schmach würde dieses Volk treffen, wenn es, der ihm winkenden großen Zukunft die

Augen blöde verschließend, seiner großen Vergangenheit vergäße und die ihm verbliebnen reichen Schätze in dem kleinlichen Gezänk einer von der Hand in den Mund lebenden, von engherzigem Klasseninteresse geleiteten Parteipolitik verzettelte.

Druck von Carl Marquart in Leipzig